



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

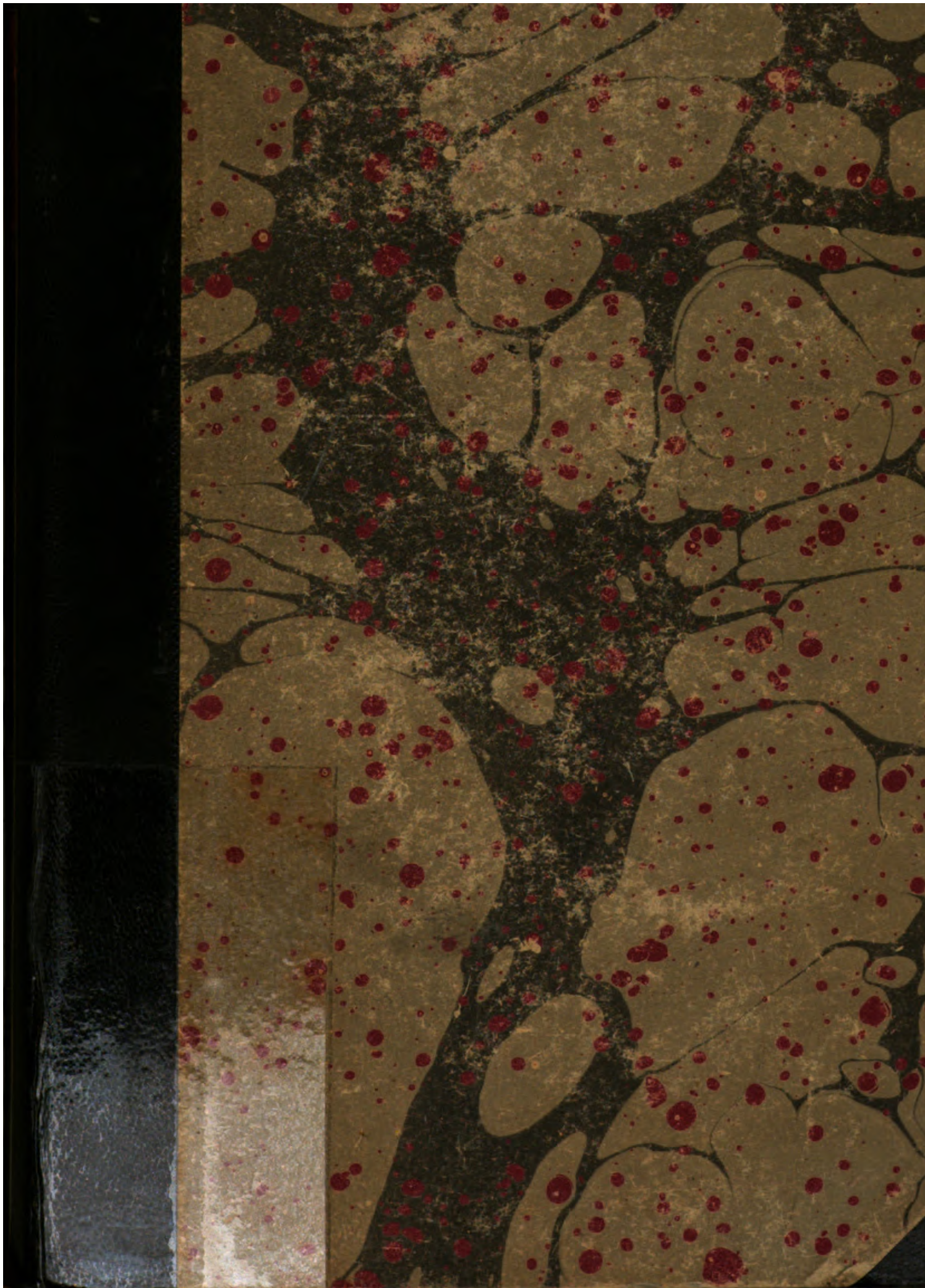
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

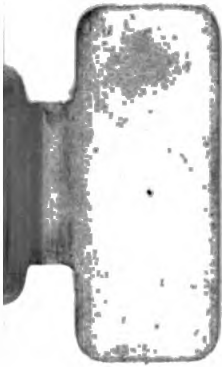
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





BX.HOE5 / 4 / B4:5.1

HÖLDERLIN, F.

und

).

BX.HOE5 / 4 / B4:5.1

HÖLDERLIN, F.

Sämtliche Werke und
Briefe.

(Zweites Heft). 1914

(1926).



300172891V

BX.HOES

4

B4:5.1

MODERN LANGUAGES FACULTY LIBRARY
TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD

1.

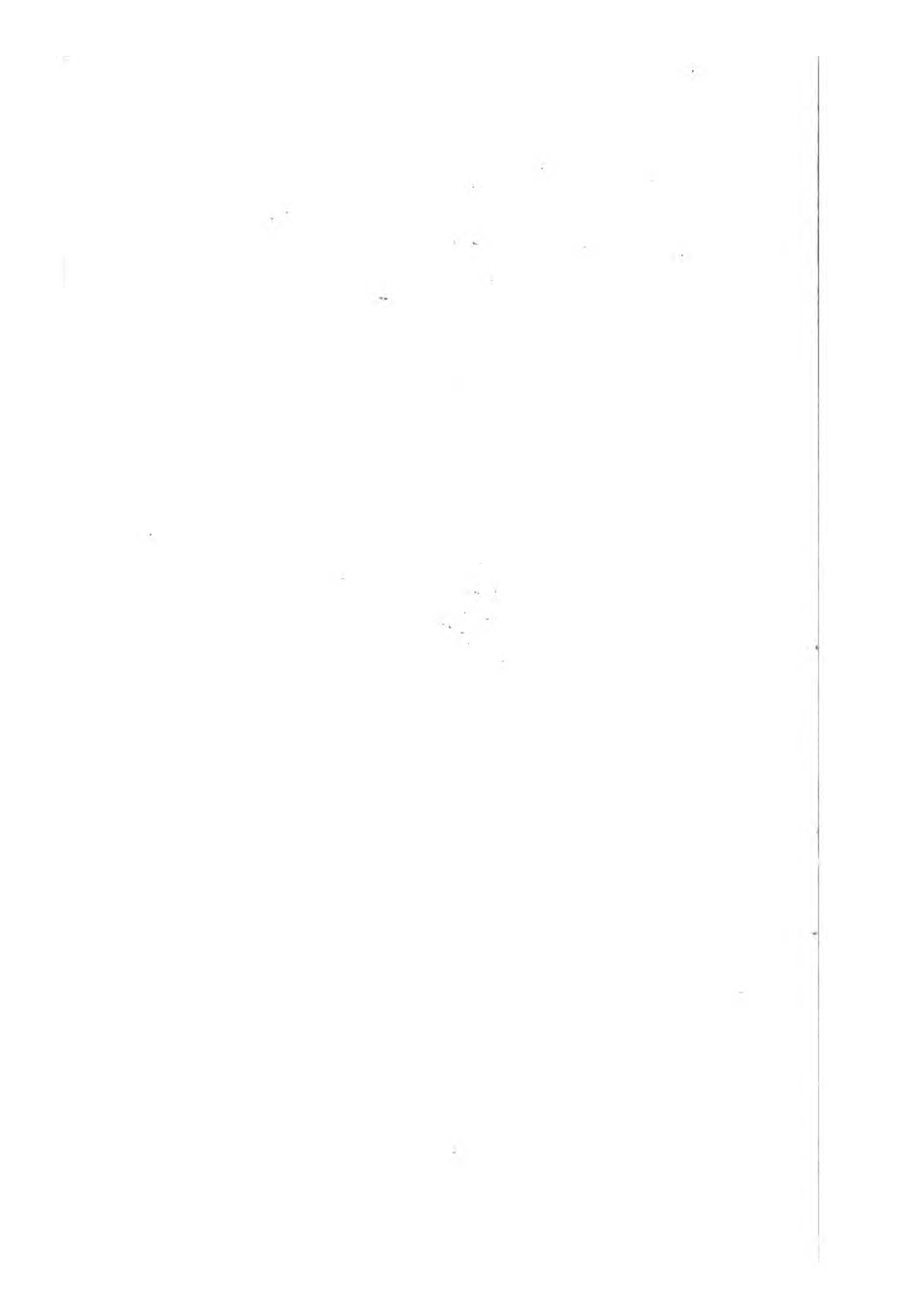
This book should be returned on or before the
date last marked below.

✓ -C. SEP. 1977

*If this book is found please return it to the above
address—postage will be refunded.*

Friedrich Hölderlins
Sämtliche Werke und Briefe
in fünf Bänden / Kritisch-historische
Ausgabe von Franz Zinkernagel









Friedrich Hölderlin
Sämtliche Werke und Briefe

Fünfter Band



Nachlese · Briefe an den Dichter

Im Infel-Verlag zu Leipzig

1926

Jugend - Arbeiten

*Prooemium habendum d. 27. Dec. 1785,
die Joannis, in caput primum Epistolae ad Ebraeos*

Nachdem vorzeiten Gott manchmal und mancherley Weise geredt hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredt durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat. Diese zwey Verse des ersten Capitels an die Ebräer, das wir heute betrachten, enthalten für uns schon unendlich viel feeliges. Lange lehrte Gott die Menschen durch unmittelbare Offenbarung und Erscheinungen; lange lehrte Gott sein Volk durch Propheten, denen er seinen göttlichen Willen durch seinen Geist, durch Gesichte und Träume anzeigte; denn er sahe wohl, daß der bereits gefallene Mensch immer tieffer in Blindheit und Sünde verfallen würde, wann nicht immer wieder seine Lehre dessen verderbtes Herz zurükruffen würde. Allein endlich fandte der Gott voll Liebe seinen Feinden, dem halsstarrigen Menschengeschlecht, dessen Natur immer gerade wider seinen Befehl handelte, seinen Sohn; den Sohn, Geliebteste, der von Ewigkeit in gleicher Göttlichkeit mit ihm war, der die ganze Welt, Himmel und Erde, als allmächtiger Gott erschuf, den sandte er ihnen. Ihm gleicht kein Engel, ob dieser schon eines der herrlichsten Geschöpfe Gottes ist, sondern dieser bettet den Sohn Gottes, indem er gar wohl seiner Niedrigkeit gegen denselben bewußt ist, in tiefster Ehrfurcht an. Der Sohn Gottes regiert eben so weise, so gerecht, als der Vater; er erhält und trägt eben so alle Dinge, wie



der Vater. Zu ihm hat der Vater gesagt: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; Lukä am 3ten im 22ten Vers. Ihm sind alle Creaturen im Himmel, auf Erden, und unter der Erde eben so Dank und Verehrung schuldig, dann er nimmt sich mit eben der allmächtigen Güte eines jeden seiner Geschöpfe an, als sein Vater; Er ist die zweyte Person der h. Dreyeinigkeit, welche für unsre kurzsichtige Vernunft ein so heiliges Räthsel ist; Er ist mit dem Vater gleiches Wesens, Macht, und Herrlichkeit. Und dieser eingeborne Sohn Gottes hat sich auf die Erde, in die schwache Hülle der Sünder, seiner Feinde, aber ohne Sünde, begeben, um durch seine göttliche Lehre ihre blinde Herzen zu erleuchten, und durch seinen Todt und Leiden ihre ganze Sündenlast zu tilgen, und also ihr Mittler zu werden.

O! unaussprechliches Geheimniß der Liebe und Barmherzigkeit Gottes! Der Erlöser sahe wohl voraus, wie ihn eben diese, um deren willen er vorzüglich sich auf die Erde begab, wie ihn das Volk Gottes, ja selbst ihre Vorgesetzte, mit der schändlichsten Verachtung von sich stoßen würden; wie diese elende Menschen seine Majestät so oft, so boshafft, so niederträchtig beleidigen würden; allein seine ewige Liebe war noch viel größer, als eine solche Widerspenstigkeit! *O! theuerste Zuhörer!* sollte wohl jemand unter uns so tief im Schlamm der Sünde versunken seyn, daß nicht ein tieffes Gefühl des Dankes und der Freude in ihm erwachte? besonders zu der wirklichen Zeit, wo vor mehr als 17 hundert Jahren dieser große Tag erschienen ist, der dem Menschengeschlecht ihren Heiland brachte. Nein! wir wollen

das irrdische fahren lassen, und die Freude über die heilreiche Geburt Jesu Christi ganz genießen.

Jede Stunde soll ihm gewidmet, jede soll des frölichsten Dankes und Lobes voll seyn, und auch diese soll dir, ewiger Gottmensch, geheiligt seyn. Laßt uns aber den Herrn zuvor um seinen Seegen anrufen, und also betten:

PARALLELE ZWISCHEN SALOMONS SPRÜCHWÖRTERN UND HESIODS WERKEN UND TAGEN

Die ungebildete Philosophie des Orientalismus und des entstehenden Griechenlands muß jedem interessant seyn. Ihre Würde und Einfachheit ist unverkennbar, und ihre Sitten Sprüche mögen im Kontrast mit unsern Moral Systemen zu manchen Bemerkungen Anlaß geben. Ganz natürlich muß die Betrachtung durch Vergleichung ähnlicher Schriftsteller mit Griechenland und dem Orient vielseitiger und ausgebreiteter werden. Ich versuche also in jener zwifachen Rücksicht eine Parallele zwischen dem benannten Lehrgedichte Hesiods und Salomons.

Ich werde vorerst eine summarische Darstellung beider Schriften voranschicken, dann die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten derselben auffuchen, und einige Bemerkungen über ihre ästhetische Beschaffenheit (die Form der Gedichte) und den philosophischen Werth derselben (den Stoff derselben) beifügen.

Ich will versuchen, zuerst einen, freilich unvollständigen, Überblick über die Sprüchwörter herauszufinden. Die neun ersten Kapitel sind merklich unterschieden von den übrigen, und es scheint, als wären diese Nachtrag, theils von Salomo selbst, theils von andern, entweder in ihrem eigenen oder in Salomons Namen. In den neun ersten Kapiteln ist der Zusammenhang leicht zu finden. Nach einer kurzen Ankündigung beginnt der Verfasser, v. 7:

יראת יהוה ראשית דעת

Dann fährt er nach einer den Weisen des Alterthums eigenen Art mit der Anrede בני fort, uns zum andern Theile des Eingangs vorzubereiten, welcher Skizze ist von allem, was wir in der Folge hören. Er schärft v. 10ff. die dem Alterthum so eigene Tugend, die redliche, gerade Sitte von der Seite des Gegentheils ein:

בני אם יפתו חטאים אל-תבא

und dann schließt er v. 20–33 den Eingang mit einer Personifikation der Weisheit.

Der Verfasser folgt dem Faden, den er uns im ersten Kapitel angibt, in den folgenden (2–9) ziemlich genau. In dem zweiten Kapitel führt er den Spruch aus, daß Ehrfurcht vor der Gottheit der Grund aller Tugend sei. Die Tugend, die er im ersten Kapitel mehr im allgemeinen eingeschärft hatte, bestimmt er desto deutlicher und auch wieder von der Seite des Gegentheils. Wenn die Ehrfurcht vor der Gottheit in dir wohnt, sagt er, so wird Weisheit in dein Herz kommen, daß du ferne wandelst vom bösen Wege, vom Manne, der fälschlich redet — daß du ferne wandelst von einem verführerischen ebrecherischen Weibe.

Auf diese zwei Stücke nimmt er meist Rücksicht in der Folge. Im dritten Kapitel fährt der Verfasser fort, seinen Hauptfaz:

יראת יהוה רשית דעת

weiter auszuführen, und die wohlthätigen Folgen der Gottes Verehrung darzustellen.

Im vierten Kapitel v. 8–16 kommt er, wie im Eingang, nach einer Vorbereitung auf seine Sittenlehre, die er im ersten Kapitel v. 10–19 genauer bestimmt, und in zwei Stücke eingetheilt hatte. Wenn man die zerstreute

Stellen, die sich darauf beziehen, zusammen nimmt, so mögen vielleicht folgende 2 Sätze herauskommen:

1.) Sei gerecht, das ist nach dem Geiste des Verfassers: suche dir Gut und Ehre nicht durch Trug und Gewaltthätigkeit, sondern durch Arbeitsamkeit und Klugheit zu erwerben.

2.) Meide die Dirne.

Diese 2 Sätze werden wechselsweise 4, 14—27, c. 5 6, 1—19, v. 20, c. 8 ausgeführt. Im achten und neunten Kapitel personifiziert der Verfasser die Weisheit, wie zu Ende des Eingangs im ersten Kapitel. Es scheint also allerdings in den ersten neun Kapiteln Plan zu seyn; die übrigen Kapitel übergehe ich, weil sie mir keiner summarischen Darstellung fähig scheinen, und komme nun auf Hesiods Lehrgedicht.

Die zehen ersten Verse sind schwerlich von dem Verfasser; Clericus sagt: ein alter Rhapsode habe diesen Eingang hinzugesetzt, und Scaliger merkt aus dem Pausanias an: sie finden sich nicht in einer uralten Handschrift dieser Gedichte, und seien unächt.

Hesiod beginnt also v. 11 mit einer Personification der Triebe, die die Welt beherrschen. Der Eriden Geschlecht ist zwifach, sagt er; die eine gebahr die schwarze Nacht. Kein Sterblicher liebt sie, sondern gezwungen dienen sie ihr, nach dem Rat der unsterblichen Götter. Die andere pflanzte der hohe Kronidas den Wurzeln der Erd' und den Menschen ein, und dis ist die bessere. Jene stiftet Streit und Zwitracht. Diese treibt den Trägen zur Arbeit.

Drauf wendet er sich an seinen Bruder Perseus, der ihn durch gerichtliche Chikanen um seine geringe

Haabe bringen wollte: „lasse dich nicht von der schadenfrohen Eride abhalten vom Tagewerk.“

Drauf gehet er über auf die Mythe vom Ursprung des Übels, welcher mit der schlimmen Eride in sehr genauem Zusammenhang steht. Die Götter verbargen den Menschen die Lebensweise. Einst nährte man sich mit glücklicher Genügsamkeit von den Früchten des Feldes, da kam Pandora und mit ihr ein Heer von Bedürfnissen und Sorgen, mit diesen die schlimme Eride, die nicht in Einfalt und Unschuld sich von ihrer Hände Arbeit nährt, sondern ihre Gier durch Trug und Gewaltthätigkeit zu befriedigen sucht. Eben dis sagt auch die Mythe von den Zeitaltern. Und so weit geht der erste Teil des Gedichts.

Der andere betrifft die gute Eride. Er zerfällt aber auch in zwei Unter-Abtheilungen. Die erste ist eigentlich Salomonisch, und die zweite ist charakteristisch von der ersten unterschieden des Hesiods. Es werden darinn ländliche Klugheits Regeln aufgestellt. Ich hebe also zur Vergleichung des Lehrgedichts mit den Sprüchwörtern bloß die erste Unterabtheilung des 2ten Theils aus.

Ich werde zuerst die Ähnlichkeiten der Form, und dann die des Stoffs auffuchen. In beeden Gegenständen der Parallele ist der kurze gedrungene Styl auffallend. In den beeden angeführten Mythen sind die Perioden lang und verschlungen. Alles hängt durch Partikeln, an denen die griechische Sprache beinahe zu reich ist, zusammen. Überall sind die sogenannte *Epitheta kata ankurolexian* angehängt, wie v. 56: *πημ' ἀνδρασιν ἀλφησιησιν* und an mehreren andern Stellen — über-

all findet man die so oft getadelte, und doch so naive, nationale Homerische Redseligkeit; aber so wie Hesiod auf den eigentlich didaktischen Theil seines Gedichts kommt, fällt aller epische Schmuck hinweg: die Sätze bestehen selten aus mehr als drei Zeilen, und sind nur durch die Partikel *δε* zusammengehängt. Die Kürze des Stils im Salomonischen Lehrgedichte bedarf keine Ausführung. Sie ist noch sichtbarer als in den Werken und Tagen.

Auch im Parallelismus ist Hesiod dem Verfasser der Sprichwörter ähnlich, besonders im antithetischen. So sagt er v. 311:

Ἔργον δ' οὐδεν ὄνειδος, ἀεργη δε τ' ὄνειδος

v. 319:

Ἄιδως τοι προς ἀνολβιην, θαρσος δε προς ὄλβον

v. 346:

Πημα κακος γειτων, ὅσσον τ' ἀγαθος μεγ' ὄνειαρ.

Sehr ähnlich sind sich auch die Personifikationen der abstrakten Begriffe in beiden Gedichten, wie in den Sprichwörtern die Personifikation der Weisheit c. 1, 20 u. c. 8, in den Werken und Tagen die Personifikation des menschlichen Willens v. 11—26 und die der Gerechtigkeit v. 256—262:

Ἡ δε τε παρθενος ἐστὶ Δικη, Διος ἐκγεγαυια

Κυδρη τ' αἰδοιη τε θεοις οἱ Ὀλυμπον ἔχουσιν.

Prächtig ist dieser Gedanke Sprüchw. 8, 22 ausgeführt in Anwendung auf die Weisheit. Sie spricht da von sich:

יהוה קנני ראשית דרכו קדם מפעליו מאן:

מעולם נסכתי מראש מקדמי־ארץ:

באין־תהמות הוללתי באין מעינות

נכדי־מים: u. s. w.

Endlich ist auch darinn eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Dichtern, daß sich Hesiod mit seinen Lehren an Perseus wendet, und auch Salomo immerhin unter der Anrede בני, welches nach einigen seinem Sohne Rehabeam gelten soll, seine Weisheit vorträgt.

Ich komme nun zu den Realähnlichkeiten.

Der erste und hauptfächlichste Satz, in dessen Ausführung die beiden Gedichte am meisten übereinkommen, ist wol der schon oben angeführte:

A.) Sei gerecht — suche dir Gut und Ehre nicht durch Trug und Gewaltthat, sondern durch Arbeitsamkeit und rechtliches Betragen gegen andre zu erwerben; sonst wird dich Dürftigkeit treffen, und Schande über dein Haus kommen.

Ich will diesen Satz zergliedern, um nicht die Parallelstellen zu sehr zu häuffen:

a.) Erwirb dir Gut durch Arbeitsamkeit.

v. 299—301 sagt Hesiod:

*Ἔργαζου, Περση, διον γενος ὄφρα σε Λιμος
Ἐχθαιρη, φιλη δε εὐστεφανος Δημητηρ
Αἰδοιη, βιοτου δε τεην πιμπλησι καλιη.*

Salomo sagt 12, 11:

עבד אדמתו ישב ע' חם:

b.) Suche dir Ehre zu gewinnen durch Arbeitsamkeit.

v. 312—314 sagt Hesiod:

*Εἰ δε κεν ἐργαζη, ταχα δε ζηλωσει ἀεργος
Πλουτουντα. πλουτω δ' ἀρετη και κυδος ὀπηδει,
Δαιμονι δ' οἶος ἐησθα.*

Salomo sagt ebendaselbe c. 12, 24:

יד-חרוצים תמשל

c.) Suche dir Haabe zu erwerben durch rechtliches Betragen gegen andere.

Hesiod spricht hier freilich etwas weltklug v. 342 bis 345:

*Τον φιλεοντ' ἐπι δαίτα καλεῖν τον δ' ἐχθρον ἕασαι
Τον δε μαλιστα καλεῖν, ὅς τις σεθεν ἐγγυθι ναιει
Εἰ γαρ τοι και χρημ' ἐγχωριον ἄλλο γενηται
Γειτονες ἀζωστοι ἐμιον, ζωσαντο δε πηοι.
Πημα κακος γειτων, ὅσσον τ' ἀγαθος μεγ' ὄνειαρ
Ἐμμορε τοι τιμης ὅς τ' ἐμμορε γειτονος ἐσθλου.*

Salomo sagt allgemeiner und edler c. 11, 25:

נפֿש ברכה תֿשׁתֿן ומרוה גמיהו יורא:

d.) Denn derjenige, welcher sich durch Trug und Gewaltthat bereichern und erheben will, fällt in Dürftigkeit und Unehre.

Werke und Tage v. 282—284:

*Ὅς δε κε μαρτυρησιν ἐκων ἐπιορκον ὁμοσσας
Ψευσεται, ἐν δε δικην βλαψας, νηκεστον ἀασθη
Τουδε τ' ἀμαυροτερη γενεη μετοπισθε λελειπται.*

ferner v. 321—326:

*Εἰ γαρ τις και χερσι βηε μεγαν ὄλβον ἐληται
Ἡ ὄγ' ἀπο γλωσσης ληισσεται (οἶα τε πολλα
Γινεται, εὐτ' ἂν δη κερδος νοον ἐξαπατηση
Ἀνθρωπων, αἰδω δε τ' ἀναιδειη κατοπαζη)
Ῥεια τε μιν μαυρουσι θεοι, μινυθουσι δε οἶκοι
Ἀνερι τω, παυρον δε τ' ἐπι χρονον ὄλβος ὀπηδει.*

Sprüchw. Salom. 1, 11—19 werden die gewinnfüchtigen Unternehmungen und ihre Gefahr sehr stark geschildert. c. 10, 1 heißt es ferner:

לא יועילו אוצרות רשע

und v. 3 in eben diesem Kapitel:

יהוה הוה (cupiditatem vastam) רשעים יהיה:

Der zweite Hauptfaz, der in den Sprüchwörtern ausgeführt wird, ist:

B.) Meide die Dirne.

Hesiod berührt ihn nur, aber mit Worten, die auch Salomo braucht; v. 373 sagt er:

*Μηδε γυνη σε νοον πυγοστολος εξαπατατω,
Αιμυλα κωτιλλουσα, τεην διφωσα καλιην.*

Sprüchw. Salom. 2, 16:

אמריה החליקה

Ich habe nun, freilich unvollständig genug, die Parallele gezogen. Nun will ich versuchen, einige Bemerkungen theils in Rücksicht auf die Form der Gedichte (ihre aesthetische Beschaffenheit) theils in Rücksicht auf ihren Stoff (ihr philosophisches Interesse) beizufügen.

Daß ihrer eine Menge sei, ist gar nicht zu zweifeln. Aber bei meiner Eingeschränktheit muß ich zum voraus Abbitte thun, daß ihrer so wenige, und auch diese wenige nicht die wichtigsten seyn werden. Die erste Ähnlichkeit, die ich zwischen dem eigentlichen didaktischen Theile der Werke und Tage, und den Sprüchwörtern bemerkte, ist der kurze gedrungene Styl.

Kürze ist ein anerkanntes Kennzeichen der Erhabenheit. Die Worte: Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht — gelten für das *summum* der hohen Dichtkunst. Alles dasjenige nennen wir erhaben, was für uns in dem Moment, in welchem wir es wahrnehmen, unermesslich ist, oder von dessen Grenzen die Seele im Augenblick des Bemerkens keine deutliche Vorstellung hat. Dieses unermessliche kan im Raum oder in der Zeit ein ausgedehnter oder successiver Gegenstand seyn. Von der letztern Gattung ist die Erhabenheit des kurzen Ausdrucks. Ich bemerke noch, daß die Sinnsprüche beeder Gedichte dem unkulti-

virten Bewohner Griechenlands und des Orients keine so alltägliche Speise waren, daß also der Kürze auch die Neuheit der Gedanken beitrug, um in die Seele der Hörer zu wirken.

Aber was mag die Ursache seyn, daß die beiden Schriftsteller in dieser Kürze zusammentreffen? Man mag kurz antworten: Es war Sitte des Orients und des unkultivirten Griechenlands, Wahrheiten so kurz als möglich vorzutragen. Woher aber diese Sitte? Woher überhaupt die Kürze der Orakelsprüche und Sprüche aller Völker? Gesah es um die Tradition zu erleichtern, oder hat die Sache ihren psychologischen Grund? Armuth der Sprache und Begriffe abgerechnet, möchte ich fast glauben, daß beedes statt finde. Der Greis spricht kürzer als der Jüngling. Die Fehmgerichte sprachen kürzer als Urban der Zweite in seiner Rede für den Creuzzug; die Sparter kürzer als die Athener. Diese Kürze mag ihren guten Zusammenhang haben mit der Kürze der Sinnsprüche, und bei diesen kan doch von keiner Tradition die Rede seyn.

Die Erfahrungs Seelenlehre sagt uns, daß beinahe allgemein die lebhaftesten Äußerungen in eben dem Maße sich verringern, in welchem anstrengende ungewöhnliche Beschäftigungen der Seele sich vermehren und verstärken; daß es Gedanken gibt, die ihrer Natur nach nicht so leicht, wie andere, zum Ausdruck in Worten übergehen, z. B. das Gefühl der Überlegenheit tief- oder neugedachter Wahrheiten, kurz daß die Seele sich

- 1.) desto weniger äußern Gegenständen mittheilt, je stärker und anhaltender sie mit sich selbst beschäftigt ist.

2.) daß sie sich desto weniger mit Individuen aufhält, je mehr sie sich für das allgemeine interessirt.

Ich glaube, diese 2 Gesetze liegen in allen angezeigten die Kürze betreffenden Fällen mittelbar oder unmittelbar zum Grunde.

Eine weitere Ausführung wäre für meinen Zweck zu weitläufig.

Ich komme zu der zweiten Ähnlichkeit beider Gegenstände meiner Parallele, zur Personifikation abstrakter Begriffe.

Die Personifikation abstrakter Begriffe hat wie die Kürze des Ausdrucks ihren aesthetischen Werth. Wir nennen nichts schön und erhaben, was nicht auf unser Empfindungs und Begehrungs Vermögen wirkt, vorausgesetzt nemlich, daß das Urtheil, das wir fällen, unser eigenes und nicht nachgesprochen ist. Nun aber wirkt kein Gegenstand auf unser Empfindungs und Begehrungs Vermögen, außer unter einer Total Vorstellung. Wo wir zergliedern, wo wir deutliche Begriffe haben, empfinden wir schlechterdings nicht, Der Dichter will aber auf das Empfindungs und Begehrungs Vermögen wirken, oder welches einerlei ist, er hat Schönheit und Erhabenheit zum Zweck. Er muß also abstrakte Begriffe, die ihrer Natur nach mehr zur Zergliederung, zur Auflösung in deutliche Begriffe reizen, so darstellen, daß sie klare Begriffe oder Total Vorstellungen werden, das ist, er muß sie verfinnlichen. Und dis ist das Werk der Personifikation abstrakter Begriffe.

Die Personifikation abstrakter Begriffe aber war den Dichtern des Alterthums weniger Zweck, als Not-

wendigkeit. Die Phantafie ift bei unkultivirten Völkern immer die erfte Seelenkraft, die fich entwikelt. Daher alle Mythologien, Mythen, und Myfterien, daher die Perfonifikation abftrakter Begriffe.

Die dritte bemerkte Ähnlichkeit in der Form ift der Parallelismus.

Über feinen äfthetifchen Werth, feinen Wohlklang, feine Nachdrücklichkeit hat Herder viel und schön gefprochen. Aber wo liegt der Grund defelben? In der Armuth der Sprachen und Begriffe allein gewis nicht.

In den Mythen von der Pandora und den Zeitaltern ift Hefiod gewis nicht wortarm; und wir finden ihn auch bei Ovid und andern, bei denen fich fchwerlich Armuth der Begriffe, noch weniger Armuth der Sprache vorausfezen läßt.

Ich glaube, der Grund ligt in der Kürze des Ausdruks. Diefes kommt mit dem Rhythmus in Streit. Der dreifilbige Satz fteht wol klingend und nachdrücklich da. Hier wäre also Harmonie der Sylben. Aber das Ohr will auch Harmonie der Sätze, es will Rhythmus, und diefer kan offenbar nicht in einem dreifilbigen ifolirten Satze ftatt finden, der Dichter muß ihm also einen in Rückficht auf Nachdrücklichkeit und Wohlklang parallelen Satz anreihen. Ift aber in diefem Satz nicht auch der Sinn parallel, fo ift offenbar alle Harmonie aufgehoben, weil bei diefer Kürze der Übergang von einem Begriff zum andern Sprung würde. Ich glaube, dieß konnte ein Dichter an Salomo und Hefiod auch unkultivirt, wie fie waren, wol nicht zergliedern, aber doch fühlen.

Die letzte Ähnlichkeit in der Form ist die Anrede Salomons an seinen Sohn, und Hesiods an seinen Bruder Perseus. Ich halte sie deswegen für nicht so ganz unwesentlich, weil sich daselbe bei den meisten Lehrgedichten der Alten findet. Orpheus redet seine Jünger Linus und Musäus, zu Ende der Sprüchwörter: Agur den Ithiel und Uchal (nach dem elften von Herders Theologischen Briefen), Hesiod den Perseus, Virgil den Mäzenas an.

Servius sagt, dis geschehe, *quia praeceptum et doctoris et discipuli personam requirit*. Aber bei Virgil wenigstens ist dis gewis der Fall nicht.

Noch sind die Ähnlichkeiten im Stoff oder die Sittenlehren beider Schriftsteller übrig. Ihre Sittenlehre ist sinnlich, populär, unmethodisch.

Sie ist sinnlich; beinahe die einzigen Bewegungsgründe, die angegeben werden, sind Reichtum und Ehre. Warum dieses? Ich glaube, folgende Bemerkungen können einigermaßen als die Ursachen davon gelten:

- 1.) Reichtum und Ehre sind in ihrem sittlichen Werth noch nicht so gesunken, wie bei kultivirten Völkern. Reichtum ist noch das Kennzeichen eines rechtlichen Mannes, weil er nicht das Erbe karger Ahnen, sondern der Lohn der Arbeitsamkeit und klugen Haushaltung ist. Reichtum ist noch nicht der unnatürliche Besitz von Gold und Silber, sondern ein mäßiges Stück Landes, und was dieses tragen mag — wo er folglich nicht so leicht durch Schwelgerei und Wucher geschändet werden kan. Ehre ist noch nicht der

unter kultivirten Völkern so oft gemisbrauchte Außentand, sondern die Achtung und das Zutrauen der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft zu dem, der arbeitsam, klug und redlich ist. Folglich sind diese Bewegungs Gründe eben nicht so unmoralisch, wie sie anfangs scheinen.

- 2.) sind auch die Organe noch zu wenig verfeinert, als daß die sanfften moralischen Empfindungen, das angenehme Gefühl der allgemeinen Menschenliebe, der Stolz, der edle Aufopferungen begleitet, allgemein statt finden könnte.
- 3.) der Verstand ist mit den Erscheinungen, die ihm nahe liegen, noch zu sehr beschäftigt, als daß er auf entfernte allgemeine moralische Zwecke, wie die Vervollkommnung des Menschen, gerathen könnte.

Ihre Sittenlehre ist populär; ganz einfache Sätze, wie sie der Ahnherr seinen Enkeln einschärft, im Hesiod gar ländliche Verhaltensregeln. Ist das Philosophie?

- 1.) aber waren die Sätze, die uns so alltäglich vorkommen, gewis damals ein feltener Schatz in den Augen des Sängers und der Hörer. — Gewis müßte der als ein großer weiser Mann geachtet werden, der das, wozu viele erst durch viel und mancherlei Erfahrungen gebracht wurden, zusammentrüge, und so kurz und bündig mit Worten ausdrückte. Ich möchte sagen, der kurze eigentlich didaktische Theil der Werke und Tage habe Hesiod so Anstrengung gekostet und ihm so viel Dank erworben, als mehrere Rhapsodien der Iliade und Odysee dem Homer. — Und wenn oft heut zu

Tage der Nimbus von Terminologie wegfielen, würden nicht manche Sätze eben so alltäglich scheinen? Doch von der Terminologie nachher.

- 2.) war das Doktrinale noch mehr Sache der Konversation und des gelegentlichen Bemerkens, als die einzige Beschäftigung eines abgeforderten Standes. Wie konnten also die Weisen des Alterthums auf Sätze kommen, die außer dem Bezirk des gemeinen Lebens lagen, und wenn sie auch darauf kamen, wem sollten sie sie vortragen?
- 3.) waren ländliche Verhaltensregeln in einem didaktischen Gedichte eben nicht so unwesentlich, als sie vielleicht heut zu Tage seyn würden. Der Akerbau war das Geschäft der hohen und niedern, er war noch sehr unvollkommen, folglich mußten ländliche Verhaltensregeln Weisheit seyn für Hohe und Niedere. Der Akerbau war das Einzige beste zwischen Müßiggang oder Trug und Gewaltthätigkeit. So bald also Hesiod eine positive Sittenlehre seinem Volke verfassen wollte mußte er auf ihn gerathen. Kurz er taugt so gut in Hesiods Werke und Tage, als das Staats und Kriegsrecht in unsre praktische Philosophie.

Die Sittenlehren der orientalischen und griechischen Weisen sind unendlich unmethodisch. Kein System, keine Terminologie, keine Prinzipien, keine Distinktionen.

Daß dis unmöglich war, ist schon einigermaßen klar aus dem vorhergehenden.

Aber sollen wir die Weisen darum bedauern oder glücklich preisen? Können wir stolz seyn auf unsre

Systeme? — Daß wir im Formellen und Materiellen der Kenntnisse um vieles weitergekommen sind, ist außer allem Zweifel. Aber haben unsere Systeme nicht eben so wol ihren Schaden, als sie uns Nutzen gewähren? Ihr Wesen ist der logische Zusammenhang. Und Ideen, die logisch geordnet sind, haften immer stärker in der Seele, wenn, als Theil eines planvollen Ganzen betrachtet, immer mehrere Ideen, tiefere Wahrheiten. Ich brauche nicht mehr von dem Nutzen der Systeme zu sagen; das Studium der Philosophie wäre ohne sie ein Unding.

Aber ward nicht schon oft aus dem logischen Zusammenhang etwas richtig gefolgert, was in der Realität unrichtig war? Wurde auf diese Art nicht oft die Möglichkeit der Wirklichkeit untergeschoben? War dies nicht auch des großen dogmatischen Philosophen Wolfs Fall? Noch mehr. Ich glaube, der Sektengeist war von jeher zwar nicht eine notwendige, aber doch sehr gewöhnliche Folge der Systeme. Ward ein einziger Satz bezweifelt, so hielt sich der Philosoph gar leicht in allen seinen Meinungen angegriffen, entweder weil der bezweifelte Satz eine notwendige Folge seiner Prinzipien, oder eine wichtige Stütze seiner Folgerungen war. Er vertheidigte ihn mit mehr Zuverlässigkeit, als er ihn selbst glauben mochte, oder anfangs geglaubt hatte; der Gegner gieng auch weiter und so wurden Partheyen.

So haben die wesentlichen Theile eines Systems-Terminologie, Prinzipien und Distinktionen, eben so gut ihren Nutzen als ihren Schaden. Terminologie ist notwendig zur genauen Bestimmung der Sätze, bringt

aber auch sehr oft Dunkelheit und Wortphilosophie mit sich. Allgemeine Prinzipien sind notwendig, weil das System entweder keinen Gesichtspunkt hätte, wovon es ausgehen, oder keinen Zweck, worauf es hinarbeiten könnte. Aber es können auch so leicht unrichtige Folgerungen geleitet werden aus allgemeinen Prinzipien, oder unrichtige Voraussetzungen angenommen, um ein allgemeines Prinzip daraus folgern zu können. So auch die Distinktionen. Sie sind eben so nützlich durch die deutliche Ideen, auf die wir durch sie kommen, als mislich um der Spitzfindigkeiten willen, auf die wir durch sie gebracht werden können.

Aber um nicht weiter auszufchweifen, als mein Zweck ist, schließe ich mit der Überzeugung, daß ein anderer, dem es weniger an Zeit und Kräfften mangelt, diesen Versuch um vieles bestimmter und vollständiger ausgeführt haben würde, und mit der gehorsamsten Bitte, *Euer Hochwürden* wollen diesen unreifen Auffaz mit gütiger Nachsicht aufnehmen.

GESCHICHTE DER SCHÖNEN KÜNSTE UNTER DEN GRIECHEN

Das Vaterland der schönen Künste ist unstrittig Griechenland. Von dieser Seite betrachtet muß die Entstehung und das Wachstum derselben unter jenem feinen Volke jedem anziehend seyn; aber von dieser Seite allein könnte das Interesse einer Geschichte unter den Griechen nicht so allgemein seyn, wenn nicht auch der Philosoph, der politische Historiker, der Menschenkenner Nahrung für ihre Betrachtung darinnen fänden; denn schon beim ersten flüchtigen Blick fällt es auf, welch einen großen Einfluß die Kunst auf den National-Geist der Griechen hatte, wie die Gesetzgeber, die Volkslehrer, die Feldherrn, die Priester aus ihren vergötterten Dichtern schöpften, wie sie die unsterblichen Werke ihrer Bildner für Religion und Staat benutzten, wie Empfänglichkeit für das Schöne sogar auf das Wohl des Einzelnen wirkte, wie alles nur durch sie lebte und gedieh, wie sie in einem Umfang und in einer Stärke ihre Kraft äußerte, die sie noch nie erreicht hatte. Zwar hatte die Kunst unter den Aegyptern und Phöniziern längst einige Reife erlangt, eh wir noch einen Funken von Cultur in Griechenland finden, aber ihre Blüthe war zu kurz, und der Grad von Vollkommenheit, den sie dort erreichte, wurde von zuviel unwesentlichen Künsteleien verunstaltet, als daß sie hätte ein Muster für die Nachwelt abgeben können. Der Orient war nicht für die Kunst, am wenigsten für die bildende. Das feurige Clima brachte ganz natürlich eher Karri-

katuren von Cörpern und Geiftern hervor als das gemäßigte Griechenland. Der Orientalismus neigt ſich mehr zum wunderbaren und abentheuerlichen; der griechiſche Genius verſchönert, verſinnlicht. Das erſte Griechenland war daher kaum von den Egyptern, die ungefähr im Jar der Welt 2026 unter Cecrops nach Attika gekommen waren, von den Phöniziern — die im Jar 2489 unter Cadmus ſich in Bötien niedergelaſſen hatten — auf ihre Vorzüge aufmerkſam gemacht worden, ſo zeigte ſich ſchon die Kunſt im Keimen. Die Phantaſie, die ſich überhaupt zuerſt entwickelt, und den jugendlichen Verſtand, der die etwas tief liegenden Urfachen noch nicht erforſchen kann, mit Erdichtungen und Perſonifikationen ſchadlos hält, macht das ſchauerlich erhabene Religions System der Egypter menſchlicher. Der freie heitere Grieche konnte ſich nicht gewöhnen an die gebieteriſche und zum Theil fürchterliche Dämonen des Orients, deſſen Charakter überhaupt ſtrenge Monarchie unter ſeinen eigentümlichen Merkmalen hat, mag nun der Monarch ein Dämon oder ein Menſch ſeyn: Der Grieche dichtete ſeinen Göttern körperliche Schönheit an, weil ſie eine ſeiner Nationellen Vorzüge war; er gab ihnen fröliche Laune, gemiſcht mit männlichem Ernſt, weil das ſein Eigentum war; er gab ihnen Empfänglichkeit für das Schöne, ließ ſie um der Schönheit willen zur Erde niederſteigen, weil er von ſich ſchloß und ſo alles ganz natürlich fand. So wurden ſeine Heroën Götter Söhne, und ſo entſtanden die Mythen: Dieſe wurden bald von den Dichtern bearbeitet, ihre Gefänge waren die einzige Quellen der Religion und Urgeſchichte

und wurden daher neben andern Urfachen, auch deswegen, mit unbegrenzter Achtung verehrt. Die Griechen vergötterten ihren Orpheus, wie ihren Herkules: Sie malten die gewaltigen Wirkungen seiner Leier aus, wie die Thaten der Heroën. Orpheus war auch, wie Ossian, Barde, und Held. Er nahm an den Abentheuern seiner Zeitgenossen Jason, Castor und Pollux, Peleus und Herkules selbst Theil: so befang er den Argonauten Zug. Seine Hymnen, wie der auf die Sonne, scheinen noch das Gepräge des Orientalismus zu haben, wenigstens eine entfernte Wirkung des Sonnendiensts, und einiger andern dahingehöriger Urfachen zu seyn. Seine Jünger, oder Freunde, waren Linus und Musäus. Er wendet sich in seiner Begeisterung oft an sie; diß sind die einzigen Sänger des griechischen Alterthums, die wir kennen. Auch die Bildhauerkunst fieng schon damals an aufzublühen: Dädalus schnitzte Bilder in Holz. Es waren noch einige zu Pausanias Zeiten von ihnen übrig, und dieser Schriftsteller sagt von ihnen, ihr Anblick habe bei all ihrer Unförmlichkeit etwas göttliches gehabt. Einer von Dädalus Schülern war Endoeus. Sein Zeitgenosse war der Argiver Smilis Eukles Sohn. Das dunkle Alterthum erlaubt nicht anders, als fragmentarisch, und auch das fragmentarische noch sehr ungewiß vorzustellen. Doch sehen wir auch in diesen Spuren, die uns aus dieser Zeit übrig geblieben sind, das künftige ästhetische Volk zum voraus. Überall war Freiheit, froher Heldenmuth, sinnliche Schönheit, und Bewußtseyn derselben.

Zum Beweise des letzteren dienet die Stelle, die Winkelmann aus dem Commentar des Eustathius *ad*

Iliadem T. I. p. 1185 coll. Palmeri exercitationibus in auctores Graecos p. 448 anführt¹⁾, daß schon zur Zeit der Herakliden in der Landschaft Elis am Flusse Alpheus Wettspiele der Schönheit angerichtet worden sind.

Bald nachher entstand der Trojanische Krieg, diese so fruchtbare Quelle für die Kunst der Enkel²⁾. Der erste, der daraus schöpfte, ist auch der größte, es ist Homer. Die Seelenkräfte müssen in einer bewunderungswürdigen Stärke ihm eigen, und in einem ebenso großen Ebenmaße gewesen sein. Seine Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene, seine Phantasie, sein Scharf-
sinn wurden in Griechenland von der Natur nur selten wiederholt, und bei den Abendländern scheint sie in einem Jahrhundert nur einmal zu zeigen, daß sie eben noch die große Meisterin sei. Aber beinahe ebenso große Ansprüche an die Unsterblichkeit seiner Gefänge haben die Umstände, unter denen er sie sang. Seiner Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene bot sich das schöne paradiesische Ionien dar, seiner Phantasie die griechische Religion und Tradition, seinem Scharf-
sinn die mannigfaltige Gegenstände, die er auf seinen Reisen zu beobachten fand. Die Charaktere, die Feste, die Leibesübungen, die Regierungs Arten der Griechen – Alles trug bei, um Homer zum einzigen zu machen. Das Menschliche und Nationelle seiner Gefänge, das ihn bei den neuern so manchem Tadel aussetzte, scheint eine der Hauptursachen gewesen zu sein, warum er den Griechen ihr Alles ward, warum ihn Staats-
mann und Feldherr, Künstler und Philosoph studirte,

¹⁾ Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums 1. T. 4. Cap. 1. Stük.

– ²⁾ Im Jahr der Welt 2790.

warum ihn das sonst so flüchtige Volk so oft hörte, und eben so oft entzückt ward über ihn. Von seinem Leben ist wenig zuverlässiges auf unfre Zeiten gekommen; Köppen¹⁾ glaubt nach unpartheiischen Zeugen des Alterthums behaupten zu können, Chios sei entweder seine Vaterstadt oder doch der Ort gewesen, an dem er am meisten gelebt habe. Eben derselbe setzt ihn in die Zeit der Ionischen Wandrung, oder 140 Jar nach dem Trojanischen Krieg.

. . . . *Sed proximus illi*
Hesiodus memorat Divos Divumque parentes
Et Chaos enixum terras etc.

sagt M. Manilius²⁾). Einige wollen aus der Einfachheit seiner Gefänge schließen, er sei älter gewesen als Homer; andere, unter diesen Cicero, glauben, er habe um ein Jahrhundert später gelebt; die meisten stimmen überein, daß er ein Zeitgenosse Homers gewesen sei. Man laß auf einem Dreifuß das Epigramm:

Ἡσιόδος μουσαίς Ἐλικωνίσι τονδ' ἀνεθήκε
ὑμῶν νικησας ἐν Χαλκίδι θεῖον Ὀμηρον.

Ein ehrwürdiger Wettstreit, der Wettstreit zwischen Homer und Hesiod! Das Vorzüglichste, was wir von diesem haben, ist das Lehr Gedicht *ἔργα και ἡμέραι* betitelt. Überall findet man darinn das Gepräge einer sanften Seele, und die Sage, daß ihm, als er die Heerde seines Vaters waidete, die Mufen den Lorbeer zu kosten gegeben, wird uns sehr natürlich, wenn wir seine treffende Schilderungen der Natur lesen, die vermutlich schon früh sein Dichtertalent weckte, und noch im Alter nährte. Seine Sittensprüche haben viel Ähnlichkeit mit

¹⁾ Über Homers Leben und Gefänge 1. Stük. — ²⁾ *Ἀστρονομικῶν libro Secundo.*

denen in Salomons Sprüchwörtern. Seine Sprache ist unerreichbar in Rücksicht auf Wolklang. Die Thespier setzten ihm eine eiserne Bildsäule; eine andere ward ihm in dem Tempel Jupiters Olympius errichtet. Die andere Schriften, die von ihm auf uns gekommen sind, sind die Theogonie, und das Fragment: Schild des Herkules. Ein Jahrhundert nach Homer und Hesiod brachte Lykurg die Gefänge Homers von Ionien nach Griechenland. Er schöpfte einen großen Theil seiner Gesetze daraus.

Wieder ein Jahrhundert vergeht, an Nachrichten und Produkten so unfruchtbar als das vorige. Aber ize beginnen Olympiaden¹⁾, und mit ihnen mehrere und bestimmte Kunden des Altertums. Die Olympischen Spiele hatten großen Einfluß auf die Kunst, die Natur hatte schon das ihrige zur Schönheit der Körper beigetragen; in den Wettkämpfen bildeten sie sich aus. Hier war es, wo die griechischen Künstler ihre Ideale männlicher Schönheit auffaßten. Überdiß ward in [den] folgenden Zeiten die Sitte allgemein, den Siegern Bildsäulen zu setzen²⁾: In den heiligsten Orten standen sie, und wurden vom Volk beurteilt, und gerümt, für den Künstler und Athleten ein gleich mächtiger Sporn!

Corsinus in seinen *fastis Atticis* nennt uns viele Meister des Altertums, von deren Werken zum Theil auch nicht eine Spur mehr übrig ist, doch reicht schon ihr Name, und die Benennung ihrer Produkte hin, sich einen Begriff von dem Umfang der schönen Künste unter den Griechen zu machen. In der ersten Olympiade führt er den Arktinus von Milet, und Eumelus

¹⁾ Im Jahr der Welt 3100. — ²⁾ Im Jahr der Welt 3208.

von Corinth an. Der erste schrieb eine Aethiopide und eine Zerstörung Iliums. Einige halten ihn für einen Schüler von Homer — andere für den ältesten Dichter, weil Dionys von Halikarnaß¹⁾ sagt: *παλαιωτατος ὧν ἡμεῖς ἰομεν ποιητης Αρκτινος*. Vermutlich war [er] aber diß nur in Rücksicht auf den Stoff, den er abhandelte. Eumelus schrieb ein: *προσοδιον εις Αηλον* — ein Gedicht von den Bienen einer Europe. In der sechsten Olympiade führt Corfinus den Syrier Antimachus an, nach *Plutarchs Romulus*. In die 15. Olympiade setzt er den Archilochus, nach *Scaliger*, welcher *ad quaest. Tuscul. L. I. C. I* anmerkt, der Dichter habe unter Dionys zur Zeit des Romulus gelebt; er soll in der Schlacht unter den Händen eines Calondas gefallen sein. Er ist der Erfinder der Jamben.

Von der 18. Olympiade an haben wir wieder Nachricht von der bildenden Kunst. Bularchus stand auf: Er ist der erste griechische Mahler, den wir kennen. Winkelmann sagt nach Plinius, unter seinen Gemälden sei eine Schlacht mit Gold aufgewogen worden; die Malerei war vor dem trojanischen Krieg noch unbekandt. Es ist natürlich, daß dieser Theil der Kunst später ist, als die Bildhauerei, da die Malerei sich schon mehr von der Natur entfernt. Ein Zeitgenosse des Bularch war ohne Zweifel Aristokles aus Bente. Zu Elis stand ein Herkules von seiner Hand²⁾.

Ich komme nun wieder auf einen großen Dichter, den kriegerischen Tyrtäus. Die Lacedämonier befragten in ihrem Krieg mit den Messeniern das Orakel zu

¹⁾ Antiq. L. 1. Rom. p. 55. — ²⁾ Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums 2. Th. p. 317.

Delphi um einen Feldherrn. Es wies sie an die Athener. Diese gaben ihnen zum Schimpf ihren hinkenden Poëten. Die Lacedämonier wollten schon ihr Heer zurückziehen. Nun tratt der Dichter auf. Vaterlands Liebe und Tapferkeit athmeten seine Gefänge. Die begeisterten Lacedämonier siegten entscheidend, und dankten dem großen Manne mit dem Bürgerrecht¹⁾. Vier Kriegslieder sind noch von ihm übrig. Er soll deren 5 Bücher, Elegien und Lebensregeln geschrieben haben.

Um diese Zeit ungefähr lebte Arion von Methymna²⁾. Er sang seine Gefänge zur Leier, erfand die Dithyramben, und erfand die Rundtänze. Sein Zeitgenosse war vermutlich Terpander. Er fügte den 4 Saiten der Leier 3 neue hinzu, verfertigte für verschiedene Instrumente Gefänge, die zum Muster dienten, führte neue Rhythmen in der Dichtkunst ein, und brachte Handlung und Leben in die Hymnen, die für den musikalischen Wettstreit bestimmt waren. Er zeichnete auch die Gesangsweise der Homerischen Rhapsodien mit Noten vor³⁾. Ich berühre einen Umstand von Terpander, der einiges Licht wirft auf den National-Geist der damaligen Griechen, besonders der Lacedämonier.

Diese belangten den Terpander gerichtlich, daß er durch seine Erfindung der siebensaitigen Leier die Einfachheit der Musik verdorben, und sie weichlich und tändelnd gemacht habe, doch sprachen sie ihn nachher frei, und verwiesen es dem Timotheus über, der ihren nun beliebten Saiten 4 neue hinzufügte⁴⁾. In dieses Zeit Alter

¹⁾ Justinus *Libr. V. C. III.* — ²⁾ *Anacharsis* 2. Th. p. 48. Teutsche Überf. — ³⁾ *Anacharsis* 2. Th. p. 48. Teutsche Überf. — ⁴⁾ *Corsinus fast. Att. Tom. III. Olym. 39.*

setzt *Corsinus* auch den Lesches von Lesbos, und den Lydier Alkman¹⁾. Dieser kam nach Muschates, einen Lacedämonischen Fleken, war Slave bei Agefidas: seine Talente erwarben ihm bald die Achtung des Mannes. Er ward freigelassen, und bildete sich zum lyrischen Dichter. Vor der 40. Olympiade gieng Cleophantus von Corinth mit Tarquinius Priskus nach Italien, und zeigte da den Römern griechische Malerei²⁾. Noch zu Plinius Zeiten war in Lavinium von seiner Hand eine Atalanta und eine Helena übrig.

Um diese Zeit wurde vermutlich Xenophanes von Kolophon³⁾ gebohren. Er schrieb seine Thaten. In eben diese Zeit fällt unfehlbar Mimnermus. *Le Fevre* sagt von ihm: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß er einige seiner Werke unter dem großen Cyrus verfertigt hat. Man hat Fragmente genug von diesem Schriftsteller, um mit Grund behaupten zu können, Mimnermus sei ein vorzüglich schöner Geist, und eine der größten Zierden des Altertums gewesen, besonders wo er die schönen Freuden der Liebesfang. Sein Ausdruck ist sehr angenehm, überall herrscht darinnen die Fülle des griechischen Alterthums. Man bemerkt ohne Mühe, daß Mimnermus sehr leicht gearbeitet haben muß. Man kan ihn sogar in einigen Stücken mit dem Ovid vergleichen, nur daß der Ausdruck des Römers nicht so gedrängt und voll ist wie der des Griechen.“

Die Versuche, die seit Homer und Hesiod in der Epopee und im Lehrgedicht gemacht wurden, scheinen

¹⁾ *Corsinus fast. Att. Tom. III. Olym. 30.* — ²⁾ Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums 2. Th. p. 321. — ³⁾ *Les vies des poëtes grecs. Un Abrégé par M. le Fevre avec les remarques [de] Mr. Recard à Basle 1766 p. 41.*

ihr Daseyn nicht sowol der Cultur und den originellen Köpfen der Verfasser, als den begeisternden Gefängen Homers und Hesiods zu verdanken [zu] haben. Tyrtaeus, Archilochus und Mimnermus machen freilich eine Ausnahme. Ob mehrere, ob nicht einmal diese, getraue ich mir nicht zu behaupten. Nun¹⁾ aber tritt im Dichterland Ionien wieder ein Paar auf, das in seiner Art so originell, so feurig und sanft in Phantasie und Empfindung, so hinreißend in seinen Darstellungen, Ausdrücken und Wendungen ist, wie Homer und Hesiod. Es ist Alcäus und Sappho. Beider dichterischer Werth ist von Jahrhunderten, ist von dem feinsten Beurtheiler, von Horaz anerkannt. Oft erinnert er sich in seinen Gedichten des sizilischen Alcäus, der unglücklichen Sappho, die ihn eines theils gebildet hatten. Sappho ist von den meisten Kritikern und Literatoren hart beurtheilt worden. Wer wollte aber einem Weibe, wie sie war, izt noch Ausschweifung vorwerfen, wer bemitleidet sie nicht lieber, wenn sie von ihrem Volk geschmäht, von Phaon verlassen, und verachtet, aus ihrem Vaterlande flieht! wenn sie, deren Talente und Bildung sie soviel zu fordern berechtigten, sie, die sich über tausend ihrer Zeitgenossinnen erhaben sah, von jeder Freude des Lebens ausgeschlossen, von keiner Seele bedauert, im Gedränge des Misgeschicks und der Leidenschaft sich vom Felsen stürzt! Wer bewundert sie nicht lieber, wenn er sieht, wie ungeachtet ihrer niederdrückenden Schicksale ihr kühner männlicher Geist ein Gefang erhebt, wie sie mit solch unnachahmlicher Heftigkeit ihre Empfindungen schildert, und doch dabei so genau, wie der kalte Beobachter, jede kleine

¹⁾ *Corsinus fast. Att. Tom. III. Olym. 44.*

Bewegung derselben belauscht! Wer bewundert sie da nicht lieber, als daß er ihr Lafter vorwirft, die entweder helle Schmähung, oder die unwillkürlichen Äußerungen ihrer unglücklichen Liebe sind. Die Nachwelt nannte sie die zehnte Muse; mehrere Anthologisten haben ihr eine Blume gestiftet¹⁾; ungefähr in der 105. Olympiade ward ihr eine Bildsäule errichtet von Silanion, dem berühmtesten Bildhauer seiner Zeit. Alcäus Leben ist eben so interessant, durch die ewigen Unruhen und Abwechslungen, in denen er besonders in jüngern Jahren umhergeworfen wurde. Der Grund davon lag in seinem unüberwindlichen Ehrgeiz. Wir bedauern den wilden Mann nicht so gern, wie die unglückliche Sappho. Alcäus wollte sich Heldenruhm erringen, und ward geschlagen. Alcäus fachte Aufruhr an, und ward verbannt. Was war zu thun? Alcäus tröstete sich mit Wein, und Liebe. Im Jugendfeuer hatte er Oden wider die Tyrannen geschrieben; im geschmeidigen Alter befang er die Götter der Freude, seine Liebes und KriegsAbentheuer, seine Reisen, und seine Verbannung.

Mit eben der Heftigkeit, mit eben der hinreißenden Darstellung, mit welcher Sappho Empfindungen schildert, spricht Alcäus von Schlachten, und Tyrannen. Eben so sanft im Gegentheil trifft er, wie Sappho, das Sanfte und Anakreonische. Auf beeder Schicksale und Geistes Arbeiten mag das Clima, und die Cultur ihres Vaterlands vielen Einfluß gehabt haben.

Bisher war Ionien meist der Gegenstand meiner Geschichte; ich komme nun auf die Athener, um beinahe auf immer unter ihnen zu verweilen. Bisher war

¹⁾ *Cephal. Anthol. graeca a Reiskio edita Lips. 1754.*

es fast einzig die Dichtkunst, und auch diese nur in einzelnen Theilen, die in Griechenland blühte. Unter den Athenern erreichten die schöne Künste eine Vollkommenheit und eine Mannigfaltigkeit, wie unter keinem Volke der Vor- und Nachwelt. Trauerspiel, Ode, und Lied, Bildhauerei, Malerei, und Baukunst wurden unter ihnen Ideale aller folgenden Zeiten. Wir treffen unter ihnen überall Vorbereitung zu der großen Periode an, wo alle jene Vorzüge sich zu entwickeln anfiengen. Solon¹⁾ verband mit den Talenten des Gesetzgebers auch dichterische. Solon drang überall auf die genaue Verbindung der Kunst und des Volks. Er verordnete, daß kein Redner sich in die öffentlichen Geschäfte mischen sollte, ohne sich vorher einer genauen Prüfung über sein Leben unterworfen zu haben. Er nahm sich auch Homers an. Die Rhapsoden konnten oft an einem Orte sich immer wiederholen, zogen das, was zu einem einzelnen Theil gehörte, zu einem andern hinüber, oder setzten sich aus verschiedenen Theilen einen einzelnen besonderen zusammen, kurz, sie verunstalteten die unsterblichen Gefänge so, daß ihre ganze Vortreflichkeit dazu gehörte, wenn ihr Wert in den Augen des Volks nicht unendlich viel verlieren sollte. Solon verbot diese willkürlichen Zusammensetzungen, und Wiederholungen. Auch die Tyrannen, die auf ihn folgten, förderten die schöne Künste. Sie wollten, wie unter den Römern August, die Aufmerksamkeit des Volks dadurch von seiner politischen Lage ablocken. Indeß thut ihre Absicht nichts zur Sache. Pisistrat brachte die zerstreute Gefänge Homers in die Ordnung, in welcher

¹⁾ Im Jahr der Welt 3413.

wir sie noch haben¹⁾). Er verschönerte Athen, durch Tempel, Gymnasien, und Brunnen. Das Muster der Architektur, Jupiters Tempel, ward unter ihm angefangen²⁾). Zu seiner Zeit lebten Phocylides, Aesop und Theognis. Theognis war aus Megara, Phocylides aus Milet. Von jenem haben wir noch Sittensprüche, das Lehrgedicht aber, das wir von Phocylides haben, ist wahrscheinlich von einem andern³⁾). Aesop war aus Cottieum in Phrygien. Er ward als Slave gebohren, und bildete da im Stillen die Menschenkenntniß, die gemeinnützig Lebensweisheit, die in seinen Fabeln unverkennbar ist. Ein Philosoph von Samos schenkte ihm die Freiheit. Er war auch mehr zu dieser gebohren, ihm war der Mensch — Mensch. Er sagte dem Tyrannen Pisistrat bittere Wahrheiten. Eben diese Wahrheitsliebe mag ihm den Haß der Delphiner zugezogen haben. Die Grausamen fanden bald einen Vorwand, ihn von einem Felsen zu stürzen⁴⁾). Hipparch, Nachfolger und Sohn Pisistrats, nahm sich der schönen Künste mit eben der Absicht, mit eben dem Eifer, mit eben den Talenten, wie sein Vater, an. Er brachte kurze Sittensprüche in Verse, ließ sie in so genannte Hermes Säulen graben, und sie an öffentlichen Plätzen aufstellen. Er veranstaltete, daß die von seinem Vater geordnete Gefänge zu einer bestimmten Zeit, während den Panathenäen, vorgelesen wurden⁵⁾). Er begünstigte den Anacreon und Simonides. Anacreon war ein Teer, und hielt sich bei dem Tyrannen Polykrates in Samos auf. Von da ließ ihn

¹⁾ Cicero de oratore Libr. III. C. 33. — ²⁾ Anacharsis 2. Th. p. 285. Teutsche Überf. — ³⁾ Hambergers zuverlässige Nachrichten p. 110. — ⁴⁾ Hamberger p. 104. Corsinus fast. Att. Tom. III. Olym. 54. — ⁵⁾ Anacharsis 2. Th. p. 174. Teutsche Überf.

Hipparch zu sich bringen; er kehrte aber nach des Tyrannen Tod wieder in sein Vaterland, und starb im 85ten Jahr seines heitern Lebens¹⁾. Der Geist seiner Lieder ist allbekannt. Simonides war ein didaktischer Dichter aus Julis in Ceos. Er war in der 55. Olympiade geboren und starb in [der] 78. Noch im 80. Lebens Jahr erhielt er den Preis in der Dichtkunst²⁾.

Auch die Bildhauerei hatte seit Solon einen größeren Umfang gewonnen. Ihr Geist war jetzt systematisch idealisch. Die fein organisierten Griechen konnten nicht wie die Ägypter in das Wunderbare, und Groteske fallen, wenn sie ihre Götter und Götterhelden bildeten. Sie sammelten sich also aus denen in der Natur verstreuten Vorzügen ein Ganzes, und bildeten darnach ihre Götter und Götterhelden, mit dem Unterschiede, daß in jenen erhabene Ruhe, in diesen sichtbare hervorspringende Kraft das Charakteristische war. So wurde die Bildhauerei idealisch. Aber die Künstler bemerkten bald, wie der idealische Entwurf der Phantasie sich so gern verliert, sie suchten also gewisse Regeln anzugeben, nach denen jenes Charakteristische ihrer Ideale in das Verhältniß derselben zu dem ganzen, die Proportion sich ausführen ließe. Und so ward die Bildhauerei systematisch idealisch. Jene Regeln wurden aber bald von Meistern und Schülern zu getreu befolgt, daraus entstand Einförmigkeit, Härte in den Umrissen, Mangel an Ausdrücken in den Götterfiguren, unnatürliche Biegungen, übertrieben starke Muskeln in den Heroen. In Winkelmanns Geschichte des Alterthums ist zu Ende des vierten Stücks im ersten Capitel ein Karneol

¹⁾ Hamberger p. 112. — ²⁾ Hamberger p. 128.

aus dem Stofschifchen Musäum abgezeichnet, der den Vater Achills, Peleus vorstellt, wie er dem Flusse Spercheios in Theffalien gelobet, ihm die Haare seines Sohnes zu geben, wenn er gefund von Troja zurückkehren würde. Peleus beugt sich feitwärts über ein Beken hin, und schüttelt Waffertropfen aus feinen Loken. Aber die Biegung des Cörpers ist fo gewagt, die Sehnen sind fo angefpant, die Muskeln fo herausgetrieben, daß uns um den Helden bange wird. In dieser Periode der Bildhauerei gibt Plinius¹⁾ zuerst den Dipoenus und Scyllis an. Sie waren ungefähr um die 50. Olympiade in Creta gebohren. Sie sind die ersten, die in Marmor arbeiteten. Von ihrem Vaterlande begaben sie sich nach Sikyon, wo sich vor ihnen oder allererst auf sie die Schule der Bildhauerei bildete. Hier arbeiteten sie einen Apoll, eine Diana, und einen Herkules aus. Aber schon vor ihnen hatte, wie Plinius bald darauf sagt, in Chios der Schnizer Malas, sein Sohn Micciades und sein Enkel Anthermus gelebt. Anthermus Söhne Bupalus und Anthermus, beede ser berühmte Künstler, lebten in der 60. Olympiade. Dieser edle Stamm zählte Künstler unter feinen Ahnen bis zu Anfang der Olympiaden hinauf. Ich übergehe, um der Kürze willen, einige Künstler, die man zu dieser Periode rechnen könnte. Winkelmann²⁾ führt aus dem Pausanias deren mehrere an. So waren überall Vorbereitungen zu der großen Periode, in welcher die schönen Künfte Griechenlands zu einer beinahe unerreichen Höhe gelangten.

Zwei junge Helden Harmodius und Aristogiton waren, die zuerst das große Werk der Freiheit be-

¹⁾ *Hist. nat. L. 34 C. 4.* — ²⁾ *Gefchichte des Alterthums 2. Th. p. 317.*

gannen. Alles ward durch die kühne That begeistert. Die Tyrannen wurden ermordet, oder verjagt, und die Freiheit war in ihre vorige Würde hergestellt. Nun erst fühlte der Athener seine Kraft ganz. Die beständige Gefährtin der Griechischen Größe, die Kunst, that gewaltige Fortschritte. Trefliche Meister standen auf, um bald von treflichen Schülern übertrofen zu werden. Aeschylus bearbeitete das Trauerspiel, Sophokles vervollkommnete es. Eladas war Muster für Phidias, Ageladas für Polyklet. Polyklet und Phidias wurden Meister für Jahrhunderte.

Aber plötzlich kam ein Ungewitter über Griechenland, das seine wieder aufblühende Freiheit im Keime zu verderben schien. Xerxes kam mit ungeheurer Heereskraft über den Hellespont. Aber die Griechen thaten Wunder. Ihre kleine Heere beunruhigten so oft den stolzen Perfer, daß er mit Schande zurückkehrte in sein Königreich. Die Griechen sahen sich nun auf dem Gipfel ihrer Größe. Jeder einzelne Staat staunte die Macht des andern an. Jeder suchte dem andern seine Vorzüge zu zeigen. Einen wesentlichen Theil der Vorzüge setzten sie besonders in die Vollkommenheit der Kunst — Und thaten daher alles, diese emporzubringen. Sie hatten nun auch einen ungewöhnlichen Spielraum, ihre Kräfte zu üben. Athen war in der 75. Olympiade von den Perfern zerstört worden. Bei seiner Herstellung lebten die Künstler Ageladas und Onatas, Antenor und Glaucias. Ageladas war der Meister Polyklets. Man hatte zu Elis¹⁾ eine Statue von seiner Hand, die den Cleofthenes vorstellte, der in der 66. Olympiade den Sieg erhielt. Auch einen Jupiter bildete er. Onatas aus Aegina verfertigte die Säule des Syra-

¹⁾ Winkelmanns Geschichte p. 318.

kufischen Königs Gelon. Antenor die Säulen der vaterländischen Befreier Harmodius und Aristogiton. Denn die Perfer hatten die, so ihnen 4 Jahre nach Ermordung der Tyrannen aufgerichtet worden waren, weggeführt. Glaucias aus Aegina die des Theagenes aus Thafus, der 1300 mal in den kriegerischen Spielen gefieget hatte¹⁾.

Nichts war dem Genius des damaligen Griechenlands angemessener als das Trauerspiel. Jedes Volk findet etwas anziehendes in der Darstellung großer Charakter, Leidenschaften, Handlungen, und Begebenheiten. Aber die Religion, die Feste, die Freiheit, die Lebhaftigkeit und der Ernst der Griechen, machten sie, wie für jeden Theil der Künste, auch für das Trauerspiel empfänglich. Die Beurtheilung eines Stücs von Aeschylus war ihnen eben so wichtig als eine politische Beratschlagung. Aeschylus schrieb auch ganz im Charakter der damaligen Zeit. Seinen Prometheus muß auch der Kälteste bewundern; aber gerührt wird man nicht so leicht in seinen Stücken. Sein Ausdruck ist erhaben, kriegerisch, stolz, wie seine Zeitgenossen. Aeschylus brachte 50 Furien auf die Bühne. Die Kinder starben am Schrecken. Darauf wurde die Anzahl des Chors auf 15 eingeschränkt. Aeschylus war auch Held. Man rühmt seine und seiner Brüder Tapferkeit in der marathonischen Schlacht. Wir haben noch 7 Trauerspiele von ihm. Er war zu Eleufis in Attika in der 63. Olympiade geboren, und starb in der 78ten. Horaz sagt von ihm²⁾:

*Post hunc (Thespitem) personae pallaeque repertor honestae
Aeschylus et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.*

¹⁾ Winkelmanns Geschichte 2. Th. p. 327. — ²⁾ *Epist. L. II 3. v. 278—280.*

Wieland übersezt:

Nach ihm war Aeschylus der zweite, oder
vielmehr der wahre Vater dessen, was
den [edeln] Nahmen eines Heldenspiels
mit Recht verdiente, er erfand die Maske
und den Cothurn, erweiterte den Schauplaz,
veredelte die Kleidung, und was mehr ist,
den wahren Ton der tragischen Camoene.

Mit dem Zufaz: „Ich gestehe, daß ich hier aus Ehrfurcht für die göttlichen Manen des Aeschylus etwas mehr gesagt habe, als Horaz. Indessen ist *in animum Horatii*, denn an seinem Respekt für den Aeschylus zu zweifeln, wäre beinahe eben so große Sünde, als den Dichter der Eumeniden, und des Agamemnon so ohne Zeremonien mit Thespis in eine Categorie zu werfen.“

Aeschylus Zeitgenosse war der Redner Gorgias¹⁾. Diesem ward zu Delphi eine Bildsäule gesetzt. Nun aber treffen wir auf einen Mann, bei dem sich leicht alles vorige vergessen ließe: es ist *Pindarus*. Wir bewundern, die Griechen vergötterten ihn. In der Königlichen Halle zu Athen stand seine eherne Bildsäule, mit einem Diadem umkränzt. Zu Delphi war der Stuhl, wo er den Apollo besang, wie eine Reliquie aufbewahrt. Plato nennt ihn bald den göttlichen, bald den weisesten. Man sagte: Pan sänge seine Lieder in den Wäldern; und als der Eroberer Alexander seine Vaterstadt Thebä zerstörte, schonte er das Haus, wo einst der Dichter gewohnt hatte, und nahm seine Familie in Schuz. Ich möchte beinahe sagen, sein Hymnus sei das *summum* der Dichtkunst. Das Epos und Drama haben größeren Umfang, aber eben das macht Pindars Hymnen so un-

¹⁾ *Cicero de Oratore L. III. C. 32.*

erreichbar, eben das fodert von dem Leser, in dessen Seele seine Gewalt sich offenbaren soll, soviel Kräfte und Anstrengung, daß er in dieser gedrängten Kürze die Darstellung des Epos und die Leidenschaft des Trauerspiels vereinigt hat. Pindar soll sehr viel geschrieben haben; wir haben nur noch die auf die griechische Spiele verfertigten Siegeshymnen vollständig. Sein Vater soll ein Flötenspieler, und auch er soll darinnen unterrichtet gewesen sein. Pythagoras war sein Lieblings Philosoph. Er starb ungefähr in der 81ten Olympiade.

Nun fehlte nur noch ein Mann, der all die herrliche Produkte in der Anwendung vereinte, um Griechenland auf den höchsten Grad der Cultur zu bringen. Er kam, und mit ihm die goldene Zeit der Kunst. Ausgerüstet mit all den Talenten, all den Leidenschaften, die das bewirken mußten, was bald bewirkt ward, tratt Perikles auf. Still und in sich gekehrt brachte er seine Jugend hin, aber desto gewaltiger waren die Entwürfe, die in der jungen Seele arbeiteten. Beredt, wie wenige, war er von Natur. Er suchte dieses Talent zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Das hatte seine Ursache. Er stählte seinen Körper durch gymnastische Übungen, und erweiterte und veredelte seine Seele durch Philosophie. Auch diß im Hinblick auf seine kühnen Entwürfe. Er war im äußern dem Pisistrat ganz ähnlich, auch im innern: seinem Ehrgeiz, seiner Geschmeidigkeit, seinen Planen. Nun tratt er zum erstenmale, aber wie es schien, ganz ohne Anspruch, bloß aus Notwendigkeit als Redner auf: das Volk vergötterte ihn. Die wichtigsten Ehrenstellen wurden ihm

angetragen: nach einigen politisch-befcheidenen Umwegen nahm er sie an. Seine Ausfichten auf Selbst Herrschaft waren die größten. Die Natur begünstigte sie. Sie brachte *Genies* hervor, die auch ohne Zuthun den Enthusiasmus der Griechen für die schöne Künste hätten aufs Höchste bringen können, und dieser Enthusiasmus sollte den Perikles zu seinem Zwecke bringen. Doch diß liegt außer dem Bezirk meiner Geschichte. Sophocles tratt bald mit Vorzügen in die Fußstapfen seines Lehrers Aeschylus, die diesem für seinen Ruhm bange machten. Sophocles war ein Athenienser, fein gebildet an Leib und Seele, Meister in Musik und Tanzkunst. Im 16. Jar sang er zur Leier, und mit mimischen Tänzen, den Athenern ihren Salaminischen Sieg vor, und alles ward für den Jüngling eingenommen. Im 25. Jahr tratt er zum erstenmal mit einem Trauerspiel vor sein Volk. Bei 20 malen gewann er den Preis. Zur Belohnung für seine Antigone bekam er die Präfektur über Samos, und endlich gieng die Achtung der Athener für den großen Dichter so weit, daß sie ihn dem Perikles als Amtsgenossen in der höchsten Staatsbedienung zugeben. Er starb endlich im 95. Jar vor Freude über einen Sieg, den ihm eines seiner Trauerspiele errungen hatte. So wie Aeschylus im Geift seiner kriegerischen Dezennie schrieb, so Sophokles im Geift seiner kultivirten Epoke. Ganz die Mischung von stolzer Mänlichkeit und weiblicher Weichheit. Der reine überdachte, und doch so warm hinreißende Ausdruck, der den Perikleischen Zeiten eigen war! Überall Leidenschaft von Geschmak geleitet. Sophokles steht zwischen Aeschylus und Euripides inne. Dieser ist schon weichlicher, empfindsamer.

Ich komme nun an die Bildhauerei der Perikleischen Epoke. Plinius ist hier außer Pausanias der einzige, der uns etwas ausführlich davon geliefert hat. Der erste größte Künstler aller vergangenen, und künftigen Jahrhunderte ist Phidias. Er wuchs unter seinem Meister Eladas auf. Das systematische, das diesem, wie allen seinen Zeitgenossen, eigen war, die harten Umriffe, die Phidias vor sich sahe, lehrten ihn Präcision, und war eine nötige Vorbereitung zu seiner Vollkommenheit. Sein *Genie* fühlte aber bald, daß diese Fesseln die Wirkung seiner Kunst merklich einschränkten. Er benutzte sie also blos, um sie nicht von dem Ideal seiner Einbildung zu verlieren. Aber dieses Ideal entsprang unmittelbar aus der schöpferischen Seele. Dieses Ideal war von jeder Schlake frei, welche dem Bilde vielleicht mehr Ausdruck gegeben, aber eben dadurch die edle Einfachheit, das der Bildhauerei so ganz eigentümliche *decorum* verdorben hätte. So ward sein Jupiter. Er war nicht der zürnende Jupiter. Zorn ist vorübergehend, das Bild steht ewig, wie gebildet ist. Zorn entstellt; das Bild des Griechen sollte schön seyn, auch bei der höchsten denkbaren Würde. Der zürnende Jupiter ward also unter Phidias Händen der ernste Jupiter. Majestätische Ruhe charakterisirte die Götter-Gestalt. Perikles wußte den großen Mann zu schätzen. Unter Phidias Direktion wurden all die prächtigen Denkmäler des damaligen Athen aufgerichtet. Unter seinen andern Meisterwerken ist seine Minerva das meisterhafteste. Aber diese war die Ursache seines traurigen Todes. Perikles hatte Feinde, wie sich leicht begreifen läßt; aber so mächtig sie, und so viel ihrer auch waren, so wagten sie es doch nicht,

ihn unmittelbar anzugreifen. Der Haß fiel auf seine verdiente Freunde und Günstlinge. Phidias wurde angeklagt, er habe einen Theil des Golds entwendet, womit er die Säule der Minerva hätte schmücken sollen: der große Mann rechtfertigte sich, starb aber nichtsdestoweniger in den Ketten. Seine berühmtesten Schüler sind Alcamenes von Athen und Agorakritus von Paros. Beide verfertigten im Wettstreit eine Venus. Alcamenes gewann den Preis, nicht sowol aus Verdienst, als weil er Athener war. Agorakritus suchte sich an den partheiischen Richtern zu rächen, er verkaufte seine Säule nach Rhamnus, und hieß sie Nemesis. Der zweite, den Plinius in der Reihe der berühmtesten nennt, ist Polyklet aus Sikyon. Sein Meister war Ageladas. Er verfertigte eine Bildsäule von solch herrlicher Gestalt, so vollkommenen Verhältnissen, daß sie die erstaunten Meister die Regel nannten. Der dritte ist Myron von Elevation. Seine Kuh hat ihn besonders berühmt gemacht. Der vierte ist Pythagoras von Rhegium. Der fünfte Pythagoras von Leontini. Von beeden ward Myron in einem Wettstreite besiegt. Der Leontiner war der erste, welcher Nerven und Adern ausdrückte, und in die Bildung der Haare mehr Genauigkeit brachte. In diese Zeit fällt auch die Epoche des Skopas. Seine Venus rang in dem folgenden Jahrhundert mit der des Praxiteles um den Vorzug. Er verfertigte mit den jüngern Künstlern, dem Bryaxis, Timotheus und Leochares, deren Epoche in die 95te Olympiade fällt, das berühmte Grabmal des karischen Königes Mausolus. Doch ich gehe zu weit über das Perikleische Zeitalter hinaus, da ohnediß von den Malern dieser

Epoche noch so viel zu sagen wäre, wann es der Raum gestattete. Eben deswegen schweige ich auch von der folgenden so fruchtbaren Periode der schönen Künfte, die bis auf Alexander den Großen fortgeht. Ich brauche auch nur einen Euripides, Demosthenes, Praxiteles, Lysippus, Menander, Apelles, Zeuxis, und das letzte herrlichste Werk dieser Periode, welches freilich nach andern aus den Zeiten der Römischen Kaiser ist, den Laokoon zu nennen, um zu zeigen, wie schön die Kunst noch in ihrer Blüte war, ehe sie unter den Ptolemäern und weiterhin zur Nachahmung herunterfiel, und nach und nach erstarb.

[ENTWURF ZU EINER PREDIGT ÜBER
EV. JOH. I, 1—18]

Meine Freunde!

Seit Anbeginn ehrte nichts die Menschheit so, wie die Menschwerdung Jesu. Das Wesen, welches das Leben in ihm selber hatte, dessen Dasein einzig unabhängig war, dessen Allmacht unzähliges Leben hervorbrachte, dieses Wesen wird Lehrer der Menschen nicht blos dadurch, daß es sich als Schöpfer und Regierer der Welt offenbart, sondern in menschlicher Gestalt unterrichtet es die Menschen vom besten Wege zur Glückseligkeit. Diß sagt in meinen Textesworten der Liebling seines Meisters, Johannes. Und nach seiner Anleitung red' ich von

der Menschwerdung Jesu also, daß [ich]

- 1) von Jesu als Lehrer der Menschen
- 2) von der Glückseligkeit rede, die uns durch Jesu [als] Lehrer bereitet worden ist.

M. Fr.

Christus hat sich vorzüglich dadurch als Lehrer der Menschheit bewiesen, daß er a) die Begriffe von der Gottheit b) die von unsrer Beziehung auf sie geläutert und befestiget hat.

ad a) Die Anlagen, die wir zur Religion in uns haben, sind so vielen Verirrungen ausgesetzt, daß bei dem ungebildeten Theile der Menschheit Aberglaube, bei dem gebildeten Unglauben oder doch Unruhe über die wichtigsten Gegengründe fast unvermeidlich ist.

Vor beedem fichert uns die Erfcheinung Jefu auf Erden. So fer feine göttliche Lehre zu Aberglauben gemisbraucht worden ift, fo unverkennbar muß doch jedem unverdorbenen Sinne ihre Reinigkeit und Einfalt fein.

Und wenn je eine Lehre vermögend ift, über Unglauben und Zweifel zu fiegen, fo ift es die chriftliche. Sie beruht auf unwiderlegbaren Thatfachen, auf den Wundern Jefu und feiner Apoftel, womit diefe ihre göttliche Gefandſchaft, jener feine Göttlichkeit bewies.

[ad b)] Was aber die chriftliche Sittenlehre betrifft, fo ift fie fo lauter, fo für die Menſchheit angemefſen, daß auch die Feinde des Chriſtentums ihr und dem Herzenskündiger, der fie vortrug, die Ehrfurcht nicht verſagen können. Iſt irgend ein Sittengeſez, welches mit menſchlicher Freiheit mer beſtehen könnte, als das Geſez der Liebe? Iſt nicht vielmer eben die reine Liebe zu Gott und der Menſchheit ſittliche Freiheit, das höchſte Gut, das unſer Herz beglücken kann? —

Nach allem dieſem ſcheint beinahe überflüſſig, noch von der Glückſeligkeit zu reden, die uns durch Jefu Lehre bereitet worden ift. Dieſe Glückſeligkeit ift aber fo ausgebreitet, daß das Wenige, was mir davon zu ſagen übrig, die Fülle von Seegen noch lange nicht erſchöpft, die uns durch die chriftliche Lehre zu Theil worden ift.

Es ſei mir vergönnt, m. Fr., zwei Punkte auszuheben.

Sie lehrt uns a) feſtes kindliches Vertrauen auf Gott, b) gewiſe Hofnung der Unſterblichkeit.

ad a) Wie fer lebendiges Vertrauen auf Gott als unfern Vater unfer Herz veredle, und es über Freuden erhebe, denen es an Schuldlosigkeit und Dauer gebricht, wie eben diese Reinigkeit des Herzens den Menschen für Freuden empfänglich mache, die vielleicht nahe gränzen an die Freuden des Himmels, kann nur der begreifen, der es erfährt.

Auch vermag bei einem solchen Vertrauen keine Sorge, keine fehlgeschlagene Hofnung, keine unverdiente Mishandlung den Geist niederzudrücken. Denn jenes Vertrauen giebt uns die Überzeugung, daß die Vorsehung durch jede Lage, die uns treffen kann, die woltätigsten Zwecke entweder in Rücksicht auf uns, oder auf unsere Mitmenschen bewirke.

[ad b)] Eben so mächtigen Einfluß auf unsre Glückseligkeit hat die gewisse Hofnung eines bessern Lebens. Der Gedanke giebt unaussprechlichen Muth, daß jede Kraft in uns, alles, was wir duldeten und thaten, fortwirke, daß, wenn einst die Harmonie der seelenlosen Natur aufgelöst ist, die viel höhere Harmonie der sittlichen Welt beginnen werde. Und all das danken wir der Lehre Jesu. Lasset uns ihm nachfolgen, daß wir einst, wie er, in seine Herrlichkeit eingehen.

Profa - Überfetzungen

HOMERS ILIADE

Erster Gefang

Muse, befinde den verderblichen Zorn des Peliden, Achilles, welcher tausend Mühen machte den Griechen, welcher viele tapfere Heldenfeelen hin in den Hades sandte, und sie den Hunden zum Raube gab, und allen Vögeln. Jupiters Wille wurde erfüllt! — Von da an, als der Beherrscher der Männer, der Atride, und der edle Achill sich im Streit entzweiten. —

Wer aber unter den Göttern brachte die beede in einen Hader zusammen? Latonas und Jupiters Sohn! Er zürnte über den König und erregte eine böse Krankheit über das Heer — es fielen die Völker, weil der Atride den Priester Chryses beschimpft hatte. Dieser kam zu den schnellen Schiffen der Griechen, seine Tochter zu lösen, und brachte unermessliche Geschenke, er trug in den Händen den Hauptschmuck des weithinschießenden Apolls, mit dem güldenen Scepter, und bat die Griechen alle — besonders die Atriden, die zwei Führer der Völker:

Ihr Atriden, und ihr andere wohlbewafnete Griechen! Es sollen euch geben die Götter, die die Olympische Size bewohnen — daß ihr zerstöret des Priamus Stadt, dann glücklich ins Vaterland kehret! Löset mir meine liebe Tochter, und nimmt die Geschenke; ehret Jupiters Sohn, den weithinschießenden Apoll.

Alle Griechen sprachen hierauf gut, man müsse den Priester ehren, und die reiche Geschenke annehmen. Aber dem Atriden Agamemnon gefiels in seinem Herzen nicht, sondern er schickt' ihn übel hinweg, mit dieser harten Rede:

Alter! laße dich nimmer bei den hohlen Schiffen finden — daß du dich jezt aufhieltest, oder nachher wieder kämest. Es möchte dich sonst nichts nützen das und der Hauptschmuk des Gottes. Sie geb' ich nicht los, biß sie das Alter überfällt in unserm Hause zu Argos, ferne vom Vaterlande, da soll sie die Spindel drehen, und mein Bette mit mir theilen. Aber gehe, reize mich nicht, daß du unverlezt davon komst.

Er sprach — es fürchtete sich der Greis, und gehorchte der Rede. Schweigend gieng er hinab zum Ufer des starkrauschenden Meers, vieles bat da, einsam wandelnd, der Greis den König Apollo, welchen gebahr die schöngelokte Latona.

Höre mich, Smintheus du mit dem silbernen Bogen, der du den Chryses beschützezt, und die berühmte Zilla, und gewaltig in Tenedus herrschezt. Hab ich dir jemals den schönen Tempel mit Kränzen behänget — jemals fette Seitenstücke von Ochsen und Gaisen dir verbrandt, so gewähre mir diese Bitte: Laß sie die Danaer büßen, meine Tränen durch deine Pfeile.

Also betete er, ihn erhörte Phoebus Apollo, stieg von den Spizen des Himmels mit zürnendem Herzen herunter. Auf den Schultern trug [er] den Bogen, den wohlverwahrten Köcher. Auf den Schultern des Zürnenden rauschten die Pfeile, wie [er] sich bewegte. Der Nacht gleich wandelte Phoebus. Abgesondert von den Schiffen saß er jezt, und schoß den Pfeil ab. Fürchterlich tönte das Geräusch des silbernen Bogens. Die Mäuler fiel er zuerst an, und die hurtige Hunde. Aber hernach warf er auf die Griechen den tödtlichen Pfeil vom Geschosse, und brandten beständig die häufige Scheiter-

haufen der Todten. Neun Tage stürzten die Pfeile des Gottes aufs Heer, am zehnten berief Achilles das Volk in eine Versammlung. Es hatt' es ihm die weißarmigte Juno ins Herz gegeben, dann sie [bekümmerten] die Griechen, als sie die Sterbende sah. Als sie nun aufgerufen worden waren, kamen sie zusammen. Der schnellfüßige Achill stund auf vor ihnen und sprach:

Atride! ich glaube, wir sind jetzt genug herumgeirret, und müssen jetzt wieder zurück ins Vaterland kehren — wann wir entfliehen wollen dem Tod, da Krieg die Achäer, mit Pest verbunden, uns aufreibt. Aber wolan laßt uns einen Wahrsager, oder einen Priester fragen, oder einen Traumausleger: dann auch der Traum ist vom Jupiter. Dieser sage, warum so zürne Phoebus Apollo, ob er über ein verfäultes Gelübde oder eine nicht gebrachte Hekatombe sich beklagt, ob er vielleicht das Fett von vollkommenen Gänsen und Lämmern nehmen wolle, und uns von der Pest befreien.

So sprach er, und setzte sich. Hierauf stund der Thestoride Kalchas, der beste unter den Zeichen-deutern auf. Er wußte das gegenwärtige, das künftige und das vergangne, und führte mit seiner Wahrsagerkunst die Schiffe der Griechen nach Ilion. Es hatte Phoebus Apollo sie ihm gegeben. Dieser redte offenen Herzens mit ihnen und sprach:

Achill! Freund Jupiters! du befielst mir zu reden, zu erklären den Zorn Apolls, des weithinschießenden Königs. Ich rede also: aber versprich du mir, und schwöre mir, gewiß mir beizustehen mit Worten und Händen. Dann ich fürchte sehr, es werde ein Mann zürnen, der viel über alle Argiver vermag, und dem

die Achäer gehorchen. Dann der König ist mächtig, wann er über einem geringen Mann zürnet. Dann unterdrückt er gleich den Zorn den nemlichen Tag, so nährt [er] hernach den Groll in seinem Busen, bis er ihn gekühlt hat. Du aber rede, ob du mich beschützen wollest.

Ihm erwiederte so der schnelle Läufer Achilles — Fasse Muth, und sage den Götterspruch, welchen du kenneft. Dann ich schwöre bei Apoll, dem Freund Jupiters, zu welchem du bettend die Göttersprüche offenbareft den Danaërn, niemand foll, so lang' ich lebe, so lange mein Auge licht ist auf Erden, niemand unter den Danaërn allen foll bei den hohlen Schiffen gewaltige Hände gegen dich brauchen, selbst wann du den Agamemnon nenntest, welcher jezt im Heere der mächtigste zu sein sich rühmet.

Dann faßte der untadeliche Wahrfager Muth und sprach: Nicht über ein verfäumtes Gelübde beschwert sich Apoll, nicht um einer Hekatombe willen, sondern wegen dem Priester, den Agamemnon beschimpfte, weil er die Tochter nicht losgab, nicht die Geschenke annahm. Darum sandte die Mühlen der weithinschießende, und er wird sie ferner senden, er wird von der Pest nicht abzieh'n seine gewaltige Hände, außer man gebe dem lieben Vater das schwarzäugigte Mädchen zurück, ohne Lösegeld, ohne Geschenke, und bringe eine heilige Hekatombe zum Chryses; dann können wir ihn verfühnen, können wir ihn erweichen.

So sprach er, und setzte sich nieder, auf dieses erhub sich der Atride, der Held, Agamemnon der mächtige Herrscher. Bitter war er und voll von Zorn die

schwarze Seele; es glich sein Auge dem leuchtenden Feuer. Grimmig blickt' er zuerst auf Kalchas hin und begann:

Unglücksdeuter, du sagtest noch nie mir etwas erfreuliches. Unglück wahrzusagen, ist deine beständige Freude. Nie noch sagtest du ein gutes Wort, und nie erfülltest du eines. Jetzt verkündest [du] als Götterspruch unter den Danaern, wie wann darum uns der weithinschießende sende die Mühen, weil ich des Mädchens Chryseis reichliche Lösegeschenke nicht nehmen wollte, weil ich sie gerne zu Hause habe; dann sie ist mir lieber als Klytämnestra, mein junges Weib – dann sie weicht nicht an Gestalt, am Geist, am Herzen, in den Geschäften. Aber auch so geb' ich sie zurück, wann dieses besser ist; dann ich will lieber, daß das Volk gesund ist, als daß es sterbe. Aber schnell bereitet mir ein Geschenk, daß ich nicht der einzige bin unter den Griechen, welcher ohne Geschenk ist, welches nicht taugt. Dann das sehet ihr alle – mein Geschenk kommt jetzt anders wo hin.

Ihm erwiedert' hierauf der schnelle Läufer, der edle Achilles: Atride, der du vor allen geizest nach Ehre, vor allen nach Haabe! wie können die starkbeseelte Griechen dir ein Geschenk geben? wir wissen nicht, wo vieles beisammen läge: sondern was wir aus den Städten erbeuteten, ist vertheilet, und es taugt nicht, daß dieses die Völker wieder bringen auf einen Haufen zusammen. Schike du diese dem Gott. Die Achäer werdens dir drei und vierfach vergelten, wenn einst Jupiter es schicken wird, daß wir die Stadt, die feste Troja verheeren.

Ihm erwiederte so Agamemnon der Herscher:
Nicht so trügerisch, göttergleicher Achilles, wann [du] gleich stark bist — du hintergehest mich nicht, ich lasse mich nicht überreden. Oder willst du, daß du das Geschenk haben sollst, und ich soll so dürftig dastehn? befehlst du mir, sie zurück[zu]geben? Ja, wann mir die starkbeseelte Achäer ein Geschenk geben, und bereiten es nach meinem Gefallen, daß ich nicht gegen dem Mädchen verliere. Aber geben sie nichts, so nehm' ich mit eigener Faust deines, oder geh zum Ajax, und nehme sein Geschenk, oder bring ich dem Ulyffes feines hinweg. Aber der wird zürnen, zu welchem ich komme. Aber davon besprechen wir uns hernach wieder. Jezt zur That, jezt stoßen wir ein schwarzes Schiff in die See, sammeln geschikte Ruderknechte, und legen eine Hekatombe, und bringen die schöne Chryseis hinein. Ein verständiger Mann werde der Führer — Ajax oder Idomeneus, oder der edle Ulyffes, oder du, Pelide, vor allen Männern fürchterlich — den weithinschießenden uns zu versöhnen, mit heiligen Opfern.

Mit grimmigem Blick auf ihn begann der schnellfüßige Achill — O du! unverschämter! du gewinnfüchtiger! Wie sollte einer von den Achäern gerne deinen Worten gehorchen? Eine Fahrt zu machen, oder tapfer zu streiten mit Männern? Dann ich bin nicht um der kriegrifchen Trojaner willen hieher gekommen — sie sind von meiner Seite nicht schuldig. Dann noch niemals haben sie mir die Ochsen hinweggeführt, niemals die Rosse, niemals haben sie noch in der fruchtbaren, männerernährenden Phthia Früchte

verderbt; dann viele schattichte Berge find darzwischen, darzwischen rauschende Meere. Aber mit dir, du Unverschämter, find wir gegangen, dich zu vergnügen, an den Trojanern Menelaus Ehre zu rächen, und deine, du schamlofer. Aber das achtest du nicht, das kümmert dich nicht. Ja du drohest mir selbst mein Geschenk zu nehmen, über welchem ich viele Mühen geduldig ertrug, das mir die Söhne der Griechen verehrten. Wann die Achäer einst die festgebaute Stadt der Trojaner werden zerstöret haben, wird mein Geschenk nicht gleich sein deinem Geschenk. Aber das meiste hat meine Faust im stürmischen Kriege gethan, und wenn einst die Theilung beginnet, hast [du] viel ein größres Geschenk — ich komme mit wenigem — doch mir werth — zu den Schiffen, wann ich mich müde gefochten habe im Krieg. Jezt aber gehe ich nach Phthia, indem es viel besser ist, mit den krummen Schiffen nach Hause zu fahren, ich denke, du werdest, da du mich beschimpft hast, nicht Reichthum noch Haabe dir sammeln.

Ihm erwiedert' hierauf Agamemnon, der Männer Beherrscher: Fliehe du nur, wann so das Verlangen dich treibt; ich bitte dich nicht, zu bleiben bei mir; bei mir find andre noch, welche mich ehren, zuvorderst der weise Jupiter. Du bist mir der verhaßteste unter edlen Königen, dann du trachtest nach ewigem Streit, und ewigen Kriegen, und ewigen Schlachten. Bist du sehr tapfer, so hat diß irgend ein Gott dir gegeben. Gehe nach Haus mit deinen Schiffen, und deinen Gefährten, herrsche über die Myrmidonen, ich kümmre mich nichts um dich. Wann du zürnest, acht' ich es nicht, ich

drohe dir also. Weil mir Phoebus Apoll die Chryseis nimmt, schik' ich sie ihm mit meinem Schiff und meinen Gefährten — aber selbst will ich in dein Zelt gehn, und deine Beute, die schöne Briseis nehmen, daß du erkennest, um wie viel ich mächtiger bin, als du, und kein anderer es wage, solche Worte mir zu sagen, und sich mit mir zu messen.

Er sprach; aber trübe Gedanken keimten in dem Peliden, es wankte sein Herz in der rauhen Brust auf zweien Seiten — hier — das scharfe Schwerdt zu ziehen, hinwegzustoßen, die ihn umgaben, und den Atriden zu tödten — dort — zu zähmen den Grimm, zu bändigen den Unmuth. Wie er dieses so im Sinn und Geist überdachte, und das große Schwerdt aus der Scheide zog, so kam Athene vom Himmel; sie hatte gesandt die weißarmichte Juno, welche beide im Herzen liebte, und schützte. Jene stand von hinten, und faßte den Peliden an seinen goldenen Loken. Ihm allein erschien sie, der andern keiner erblickte sie — Achilles staunte, und wandte sich um, und plötzlich erkannt' er Pallas Athene, ihr Blick war furchtbar — er rief ihr diese geflügelte Worte zu:

Tochter des schützenden Jupiters, warum bist du hieher gekommen? Daß du sehest die Schande Agamemnon's, des Atriden? Aber sagen will ich dir, erfüllet wird es gewiß! Schnell wird einst sein Stolz ihm bringen in seiner Seele Verderben.

Ihm erwiederte so die Göttin mit blauen Augen Athene: Dein Zürnen zu stillen, bist du anders gehorsam, bin ich vom Himmel gekommen; gesandt hat mich die weisarmigte Göttin Juno, welche euch

beede liebt in der Seele, und schüzet. Nun! so laffe dein Zürnen, es ziehe deine Hand nicht das Schwerdt! Aber mit Worten magst du ihn schelten — wie sie dir fallen. Dann ich sage dir — und erfüllt wird dieses werden — dreimal so reiche Geschenke bekommst du um dieser Beschimpfung willen; aber gehorche — und laß ab!

Ihr erwiederte so der schnelle Läufer Achilles — Göttin, ich muß — bin ich schon in der Seele so heftig ergrimmt — doch muß ich deinen Worten gehorchen: dann dieses ist besser. Wer den Göttern gehorcht, den hören die Götter am ersten.

Sprachs und legt' auf den silbernen Griff die gewaltige Faust, und stieß schnell das große Schwerdt in die Scheide, und widersezte sich den Befehlen Minervas nicht; diese stieg zum Olympos auf, in des schützenden Jupiters Wohnungen, den übrigen Göttern.

Harte Worte sagte hierauf der Pelide zu Atreus Sohn, und noch nicht ließ er sein Zürnen — Trunkenbold, mit hündischen Augen, mit eines Hirsches Muth — niemals wagest du es, mit den Völkern in den Krieg dich zu wapnen, niemals zu gehn in den Hinterhalt mit den Tapfersten der Achäer — das scheint dir der Todt zu sein. Freilich ist es leichter, im weiten Heer der Achäer jedem, welcher wider dich spricht, die Geschenke zu nehmen. König, welcher sein Volk frißt, welcher über nichtswürdige herrschet, — dann sonst wärest du gewiß zum letztenmal gewaltthätig gewesen. Aber ich sage dir und schwöre dazu den furchtbaren Eidschwur: Hier bei diesem Zepter, welcher jezt nimmer Blätter zeuget, und

Zweige, seit er den Rumpf auf den Bergen gelassen, und nimmermehr grünt; es hat ihm das Erz die Rinde geschält, und die Blätter, jetzt tragend die Söhne der Griechen, in ihren Händen die Richter, welche die Rechte Jupiters schützen — er wird schwer dir werden, dieser Eidschwur — Ja! die Söhne der Griechen werden den Achill einst missen — du aber wirst, grämst du dich noch so sehr, ihnen nicht helfen können, wann viele unter dem Menschenwürger Hektor fallen und sterben — und du wirst — Gram in der Brust — dich ärgern, daß du den tapfersten der Achäer zu wenig geehrt hast.

So sprach Peleus Sohn, und warf den Zepter zur Erde, welcher mit güldenen Nägeln geschmückt war, und setzte sich hin. Der Atride zürnte von der andern Seite. Aber es stand auf vor ihnen der lieblichsprechende Nestor, der beredte Pyliische Redner, von welchem Munde die Rede süßer als Honig träufte, welchem schon zwei Lebenszeiten der deutlichredenden Menschen abgestorben waren, welche zugleich mit ihm lebten, geboren in dem heiligen Pylus — und jetzt beherrscht er das dritte.

Dieser redete redlichen Sinnes also mit ihnen: Götter! folch ein Jammer kommt über die Länder der Griechen! Ja! er mag sich freuen, Priamus mag sich freuen und seine Söhne! Warlich mögen die andre Trojer in der Seele sich freuen, wann sie erfahren diß alles, wie ihr unter euch Streit habt, ihr, in der Danaer Rath, in der Danaer Schlachten die erste. Aber gehorchet; dann beede seid ihr jünger, als ich bin. Dann schon ehemals lebt' ich mit größeren Männern, als ihr seid,

und sie verachteten nie mich. Dann so sah [ich] noch keine Männer, solche werd' ich nie seh'n, wie Perithous war, und Dryas, der Völkerbeherrscher, Kaineus, Exadius, und der göttergleiche Polyphemus, und Theseus, der Aegäer, den Unsterblichen ähnlich. Diese waren die Tapfersten unter den erdebewohnenden Menschen. Sie waren die tapferste, und stritten mit den starken Centauren, den Bergebewohnern, und machten sie nieder fürchterlich. Zu diesen kam ich aus Pylus, fern aus dem Apischen Lande, und lebte mit ihnen: dann sie hatten mich zu sich gerufen. Nach meinen Kräften tritt ich: mit ihnen aber würde keiner der Sterblichen, welche jetzt die Erde bewohnen, sich in Streit wagen. Diese merkten auf meinen Rath, und gehorchten meiner Rede. Aber gehorcht auch ihr, dann es ist besser. Beraube du diesen, bist du schon ein Mann, nicht seines Mädchens, sondern laß ihm sein Geschenk, wies ihm zuerst die Söhne der Griechen gaben. Und auch du, Pelide, suche nie mehr feindselig den König aufzubringen, dann kein zeptertragender König hat jemals gleiche Ehre erlangt, welchem Jupiter eine Zierde gegeben hat. Wenn du tapfer bist, und deine Mutter, eine Göttin, dich gebahr, so ist dieser mächtiger, weil er über mehrere herrschet. Du Atride, laß ab vom Zürnen, aber auch den Achill bitt ich zu dämpfen den Zorn, welcher allen Achäern im beschwerlichen Krieg eine starke Vormauer ist.

Ihm erwiederte so Agamemnon, der Herscher: Greis, du hast diß warlich recht gesagt: aber dieser Mann will über allen der erste sein, herrschen will er über

alle, und königlich stehn über allen, allen befehlen — und ich — mich wird er vermutlich nicht überreden. Wann ihm ein kriegerisches Herz die unsterblichen Götter gegeben haben, haben sie ihm darum erlaubt, schändliche Worte zu reden?

Diesem erwiderte, stammelnd vor Zorn, der edle Achilles: Furchtsam und feig — so müßte man wahrlich mich nennen, gäb ich dir alles zu, was du sagst. Dieses muß du andern befehlen, nicht mir — dann ich glaube, ich werde mich noch nie unter dich gegeben haben. Aber ein anderes sag' ich dir, behalt' es wohl im Gedächtnisse. Mit der Faust werd ich nie um das Mädchen, weder mit dir, noch andern streiten, beraubt ihr mich dieses Geschenkes — Aber was ich sonst beim schnellen schwärzlichen Schiffe habe, solltest du mir nicht ohne meinen Willen hinwegnehmen. Aber führe es ab, versuch' es, daß auch diese es sehen, wie dir plötzlich dein schwarzes Blut an meinem Spieße herabtrieft.

Also stritten diese mit widrigen Worten; sie ließen auseinandergehen die Versammlung bei den Schiffen der Griechen. Aber der Pelide gieng zu den Zelten und Schiffen mit Menoetiades und seinen Freunden hinweg. Aber es stieß der Atride ein schnelles Schiff in die See, wählte zwanzig Rudrer, und legte dem Gott die Hekatombe hinein und führte die schönwangigte Chryseis hin, — als Führer stieg ein der kluge Ulyßes.

Jetzt waren sie hineingestiegen, und segelten fort auf den Bahnen des Meeres. Der Atride befahl, daß die Völker sich reinigen sollten, diese reinigten sich, und warfen den Unrath ins Meer. Dem Apollo brachten

ſie aber vollkommne Hekatomben, von Ochſen und Gaiſen, am Ufer des unfruchtbaren Meeres. Das Fett ſtieg auf zum Himmel, umwölkt vom Rauch. Da ſie dieß im Heer verrichteten, ließ Agamemnon noch nicht ab vom Streit, den er zuerſt dem Achilles gedroht hatte, ſondern er ſprach zu dem Talthybius und dem Eurybates, welche ſeine Herolde und treue Diener waren:

Geht ins Zelt des Sohnes Peleus Achilles, nimmt an der Hand die ſchöne Briſeis und führt ſie hinweg. Gibt er ſie nicht, ſo werd ich ſelbſt ſie nehmen, kommend mit mehreren, und ſchwerer wird dann dieß ihm ſein.

Alſo ſprechend, ſandt' er ſie fort, und ſetzte noch eine harte Rede hinzu. Aber die beede giengen ungern hin zum Ufer des nichtſerzeugenden Meeres; kamen hin zu den Zelten und Schiffen der Myrmidonen, und fanden ihn ſitzend am Zelt, am ſchwärzlichen Schiff — aber Achill freute ſich nicht, als er ſie erblickte. Ehrfurchtſvoll, voll Achtung gegen den König blieben ſie ſtehn, nichts riefen ſie hin zu ihm, nichts redeten ſie. Aber er wußte ihres Herzens Gedanken, und rief:

Seid begrüßt, Herolde, Jupiters Botten, Botten der Menſchen, trettet näher herzu, ihr habt mich nicht beleidigt, ſondern Agamemnon, welcher euch ſchickt, um des Mädchens Briſeis willen. Aber gehe, edler Patroklos, und führe das Mädchen heraus, gieb ſie ihnen, ſie wegzubringen; dieſe beede aber ſollen mir zeugen, vor den ſeeligen Göttern, vor den ſterblichen Menſchen, und vor dem tyranniſchen König; wann einſt wieder meiner nötig ſein würde, abzu-

wenden von andern ein drückendes Unglück — — ha! alles opfert er auf in seiner verderblichen Seele, vor und nach weiß er nichts zu denken, wie die Achäer gefund bei den Schiffen im Feld find.

Er sprach: Patroklos gehorchte dem lieben Freund, führte die schöne Briseis heraus aus dem Zelt, und gab sie hin: die beide aber giengen zurück zu den Schiffen der Griechen. Ungern gieng das Mädchen mit ihnen. Aber Achilles gieng mit Tränen hinweg ins Einsame, und setzte sich von den Freunden, an dem Gestade des grauen Meeres, und sahe hinaus auf die schwarze Gewässer. Viels sagte [er] mit ausgestreckten Händen zu seiner lieben Mutter:

Mutter! obgleich du mich fürs kurze Leben gebarest, sollte mir Jupiter Ehre geben, Ehre der Himmelsbewohner, der Donnerer in der Höhe. Jezt hat er mich nicht ein wenig geehrt. Dann der Atride, ja der Atride Agamemnon, der Menge Beherrscher, hat mich beschimpft, dann hinweg hat er mein Geschenke genommen, und behält es.

Sprach mit Tränen — es hörte ihn die erhabene Mutter — welche in den Tiefen des Meeres beim alten Vater sizt; und schnell stand sie auf vom grauen Meere, wie ein Nebel, setzte sich neben ihn, wie er so weinte, streichelte ihn mit der Hand, und grüßte ihn und nannt' ihn beim Nahmen — Sohn, was weinst du? welcher Kummer hat deine Seele eingenommen? rede! verbirg es nicht! auf daß wir beide es wissen.

Seufzend erwiederte ihr der schnelle Läufer Achilles: Du weißts, — was soll ich dir alles erzählen, da du es weißt? Wir kamen nach Thebe, Eetions heiliger

Stadt, wir zerstörten sie, und alles nahmen wir weg. Dieses theilten die Griechen billig untereinander, und wählten die schöne Chryseis dem Atriden. Da kam des fernhintreffenden Phoebus Priester Chryses zu den schnellen Schiffen der erzumpanzerten Griechen, seine Tochter zu lösen, und bracht' unermeßliche Lösegeschenke, und trug in den Händen den Hauptschmuck des fernhintreffenden Phoebus, mit einem güldenen Zepter, und flehte zu allen Achäern, zu den Atriden vor allen, den zwei Beherrschern der Völker. Da sprachen alle Achäer für ihn, — man müsse den Priester ehren, und nehmen die unermeßliche Lösegeschenke. Aber dem Atriden Agamemnon gefiel es nicht, seine Brust sträubte sich dagegen, und übel schickt' er ihn weg, und sagte dazu noch beißende Worte. Zürnend gieng der Alte hinweg — ihn hörte Apollo, zu welchem er flehte, denn es liebte vor vielen den Priester Apollo. Ein verderblicher Pfeil kam unter die Griechen, — nach einander starben die Völker dahin, die Pfeile des Gottes stürzen überall hin aufs weite Lager der Griechen. Uns verkündete aber ein kundiger Seher die Göttersprüche Apollos. Plötzlich befahl ich der erste, den Gott zu verföhnen. Da überfiel den Atriden ein Grimm — und plötzlich fuhr er auf, und drohte ein [Wort], das auch vollendet wurde. Nun schicken das Mädchen die schwarzaugigte Griechen im schnellen Schiffe zu Chryses, und bringen Geschenke dem König; aber soeben kamen Herolde in mein Gezelt und führten hinweg das Mädchen Briseis, mir beigelegt von den Söhnen der Griechen. Aber, ist's dir möglich, so hilf du deinem Sohne, o Göttin! Gehe hin in

[den] Olymp, Kronion zu bitten, wann du jemals Jupiters Herz mit Worten oder mit thätiger Hülfe erfreuest. Denn ich hörte dich oft in den Hütten des Vaters dich rühmen, wie du den wolkenverdunkelnden Jupiter, du die Einzige von den Unsterblichen ihn von einem bittern Übel befreiest, als ihn binden wollten die andern Himmelsbewohner, — Juno — Pofidaon — und Pallas Athene. Da kamst du, o Göttin, und rettetest ihn von den Banden. Dann plözlich berieffst du in [den] fernen Olymp den hunderthändigen Riesen, welchen Briareus die Götter nennen, die Menschen Aegäon, denn dieser war stärker, als sein Vater. Dieser setzte sich hin zu Kronion, sich seines Ruhmes erfreuend. Diesen fürch[te]ten die seeligen Götter, und trachteten nimmer Kronion zu binden. Deffen erinnre du ihn, und sez dich zu ihm, sein Knie umfassend, ob er nicht möchte die Trojer mit seiner Hülfe verstärken, und die Achäer, wann ihrer viele gefallen, ins Meer zurück in die Schiffe vertreiben, daß alle büßen des Königes Schuld, daß seine Schuld Agamemnon, der mächtige Herrscher, erkenne, wie er den tapfersten der Achäer entehrt hat.

Ihm erwiederte Thetis so — eine Zähre weinend — O mein Sohn, was hab[ich] dich zum Unglück gebährend erzogen, o! ich wünschte so sehr, du könntest ohne Tränen und Harm in den Schiffen verweilen, denn deiner Tage sind wenig, nicht lange dein Leben, und so bist du dem Ende so nahe, doch, doch elender als alle, — zu diesem Loos hab ich dich in den Hütten gebohren! — Hin zum blitzenden Jupiter will ich gehn, in den schneeerfülten Olymp, und jene Worte ihm sagen, ob er vielleicht sich gewinnen läßt. Aber bleibe

du nun in den fertigseegenden Schiffen, und zürne den Griechen, und entferne dich vom Krieg. Denn Kronion ist gestern aufs Mahl über den Ocean hin zu [den] redlichen Aethiopiern gegangen, und alle Götter mit ihm. Aber am zwölften Tage kehrt er zurück in den Himmel, dann geh' ich zum ehernen Hause Kronions, falle hin auf die Knie vor ihm, — ich will, ich muß ihn gewinnen.

Sprachs, und stieg in die Höhe, aber Achillen verließ sie daselbst voll Harms in der Brust ums schönegürtete Mädchen, welcher sie ihn trotz seines Sträubens beraubten. Aber Ulysses kam zu Chryses, brachte die heilige Hekatombe. Wie sie nun angelangt waren im tiefen Hafen, zogen sie die Seegel zusammen, und legten sie ins schwarze Schiff, und ließen schnell mit Tauen den Mastbaum herab, und brachten ihn weg in seinen Behälter. Mit Rudern trieben sie näher ans Land das Schiff, und warfen die Anker, und banden es an mit haltbaren Tauen. Sprangen darauf hinaus ans Ufer des Meeres, brachten hinaus die Hekatombe dem fernhintreffenden Phoebus. Auch Chryseis stieg heraus aus dem meerdurchwandernden Schiffe, und der kluge Ulysses führte sie an den Altar, gab sie dem lieben Vater in die Hände, und sprach:

Chryses, mich schickt Agamemnon, der Männer Beherrscher, dir das Mädchen zu bringen, zu opfern die heilige Hekatombe Apollon, wegen den Danaërn, daß wir den König verfühnen, welcher jetzt über die Griechen seufzervolle Kummernisse schickt.

Sprachs, und gab sie ihm hin in die Hände, der Alte nahm sein Mädchen mit Freuden zurück: Die Griechen

stellten eilends dem Gott die statliche Hekatombe, nach der Ordnung, um den wohlgebauten Altar. Dann wusch jeder die Hände, dann hoben [sie] das Opfermehl auf. Aber große Dinge bettete Chryses für sie mit aufgehobenen Händen:

Höre mich, du mit dem silbernen Bogen, der du den Chryses beschütze und die berühmte Zilla, und mächtig zu Tenedus herrscheft! ehemals schon hast [du] mein Bitten gehört, hast mich geehrt, hast Unglück geschicket über die Griechen. O so gewähre auch mir diese Bitte – Nehme sie wieder vom Volke der Griechen, die quälende Seuche.

Also bettete er. Ihn hörte Phoebus Apollo. Aber als das Gebett zu Ende war, und hingelegt das Opfermehl, zogen sie erst dem Opferthier das Genike zurück, und schlachteten es, und zogen die Haut ab, breiteten auseinander die Seitenstücke, und dekten diese mit Fett, machten dieses gedoppelt, und legten rauhe Stücke darüber. Dann verbrandt es der Alte auf gespaltenem Holz, und weihte den schwärzlichen Wein ein, und neben ihm hatten Jünglinge fünfzinkichte Spieße in den Händen.

Aber als die Seitenstücke verbrandt waren, und sie die Eingeweide gekostet hatten, schnitten sie auch das übrige klein, und stekten es an die Spieße, brateten es nach der Art, und zogen alles ab. Aber als sie die Handlung vollendet, und bereitet hatten das Mahl, speisten sie, und die herrliche Speise befriedigte jegliche Gierde. Aber als sie die Liebe zu Trank und Speise gestilt hatten, füllten noch die Knaben die Pokale bis oben an, und theilten sie unter alle, in der Runde herum die

Pokale. Den ganzen Tag verhöhneten sie den Gott mit Gefang, schöne Päane fangen sie, die Knaben der Griechen, fangen das Lob des fernhintreffenden – und er hört' es mit Wohlgefallen. Aber als die Sonne hinterging, und Dunkel herein brach, so schliefen [sie] bei den Hintertheilen der Schiffe.

Aber als er erschien, der Rosenfinger der Tochter der Sonne, Auroras, da fuhren sie dann wieder zurück, ins weite Lager der Griechen, und einen günstigen Wind fandt ihnen der fernhintreffende Phoebus. Sie aber richteten den Mastbaum auf, und brei[te]ten die weiße Seegel auseinander, und schwelte der Wind das mitlere Seegel, und laut ertönte, wann es gieng, das Schiff, an feinem Boden die purperne Welle. Das Schiff gieng, seine Bahn zurücklegend, einher auf der Welle. Aber als sie gekommen waren ins weite Lager der Griechen, zogen sie ihr schwarzes Schiff aufs feste Land, hoch über den Sand, und breiteten aus die lange Taue. Sie aber wurden zerstreut in den Gezelten und Schiffen. Aber weilend in feinen fertigseegelnden Schiffen zürnte der edle Pelide, der schnelle Läufer Achilles. Niemals gefellt' er sich zu der ehrenvollen Versammlung, niemals gieng er in Krieg – er blieb und quälte sein Herz sich – im Verlangen nach Streitergeschrei, und Schlachtengetümmel. Aber als von dort an der zwölfte Morgen heraufkam, kehrten zusammen zurück in [den] Olymp die unsterbliche Götter – Zevs an der Spitze! und Thetis vergaß ihn nicht, den Auftrag ihres Sohns, sie machte sich auf von der Welle des Meeres, stieg am Morgen hinauf in den weiten Olympus, fand allein den weit-hinsehenden Jupiter ferne von andern sitzend, auf dem

höchsten Gipfel des hügelvollen Olympus. Setzte sich neben ihn hin, mit der linken sein Knie umfassend, mit der rechten unter dem Kinn ihn streichelnd, und bittend sprach sie zu Jupiter, zu König Kronion:

Vater Zevs, hab ich jemals dich mit Worten oder mit thätiger Hülfe erfreut, so gewähre mir diese Bitte: Ehre meinen Sohn, dessen Lebensdauer so kurz noch ist; ihn hat Agamemnon, der König der Männer, beschimpft; dann er hat sein Geschenk ihm räuberisch weggeführt, und behält es. Aber ehre du ihn, du Himmelsbewohner, weifester Jupiter. Gieb so lange den Trojern Sieg, biß die Achäer meinen Sohn achtend ihm Ehre bringen.

Sie sprach; der wolkenerrgende Jupiter erwiederte ihr aber nichts, sondern saß lange still. Thetis aber hielt immer seine Knie, drang immer in ihn, und sagte zum zweitenmal wieder: Nun, versprich es mir, zuverlässig, und winke mir zu, oder schlage mir es ab (dann Furcht ist nicht in dir), daß ich wohl wisse, wie ich vor allen die verachtetste Göttin bin.

Ihr erwiederte tiefauffeufzend der wolkenerrgende Jupiter: Warlich verderbliche Werke, du wirfst mich mit deinem Gerede der Juno gehässig machen, wann sie mich reizet mit schändlichen Worten. Dann sie zanket immer mit mir auch ohne Rache, bei den unsterblichen Göttern, und sagt, ich steh' in der Schlacht den Trojern bei. Aber gehe du jezt wieder zurück, damit dich Juno nicht bemerkt; diß aber auszuführen, soll mir angelegen sein. Und wolan, ich winke dir zu, mit dem Haupt, damit du gewis bist. Dann dieses ist bei den Unsterblichen mein größtes Zeichen, ist unwiederruflich,

ist untrüglich, was ich mit dem Winken des Haupt vergewiffere, muß geschehen, Jupiter sprach, und winkte mit feinen gelblichen Wimpern — es wankten am unsterblichen Haupt die ambrosischen Haare des Königs — und er erschütterte den großen Olympus.

Die beeden trennten sich, nachdem sie sich beratschlagt hatten. Sie gieng darauf in tiefe Meer vom schimmernden Himmel, Zevs in sein Haus. Die Götter alle zusammen stunden von ihren Sizen auf vor ihrem Vater. Keiner wagte es, ruhig zu bleiben, als er daherging, sondern es stunden alle vor ihm.

Er saß hierauf auf einem Thron. Juno wußte es wohl von ihm, sie hatte gesehen die Tochter des alten Meergotts, die silbergefüßte Thetis über Rathschlägen sich mit ihm besprechen. Plötzlich redete [sie] mit Worten des Schimpfes den Jupiter Kronion an: Betrügerischer, wer unter den Göttern hat sich mit dir beratschlagt? Immer ist es dir lieb, getrennet von mir, heimliche Dinge zu brüten, und darüber zu reden. Niemals wagst du es offenherzig, ein Wort zu sagen, welches du denkest.

Ihr erwiedert hierauf der Vater der Menschen und Götter: Juno, hoffe nicht all meine Reden zu wissen, sie fielen zu schwer dir aufs Herz, indem du ein Weib bist. Aber wo es sich schickt, daß du es hörst, soll es niemand unter den Göttern, niemand unter den Menschen vor dir wissen. Was ich aber entfernt von den Göttern überdenke, frage du da nicht jegliches aus und forsche nicht immer nach jedem.

Ihm erwiedert' hierauf die erhabene grosaugigte Juno: Graufamer Jupiter, welch ein Wort hast du ge-

fagt? Schon seit langer Zeit frag' ich dich nichts, und forsche nichts aus. Und ruhig beratschlägst du, über welches du willst. Jezt aber fürchte ich sehr, die silbergefüßte Thetis habe mit dir geredt, die Tochter des alten Meergotts. Dann sie war am Morgen bei dir und ergriff deine Knie. Und ich glaube, du hast ihr Gewisheit zugewunken, den Achill zu ehren, und viele zu verderben bei den Schiffen der Griechen.

Ihr erwiderte so der Wolkenerwecker Kronion: Böses Weib, immer argwöhnst du, und nichts kann ich vor dir geheim halten. Doch kannst du nichts vornehmen, und du wirfst dich nur immer mehr von meinem Herzen entfernen; und das wird dir unangenehm sein. Wenn es aber so ist, so wirds mir lieb sein. Aber fize still, und gehorche meiner Rede; daß nicht eine Zeit komme, wo sie dir nichts nützen, alle Götter, so viel im Olymp sind, was sie nahe kommen, indem ich die [un]überwindliche Hände an dich lege.

Er sprach, und es fürchtete sich die erhabene, großaugigte Juno, und saß stillschweigend, und zwang ihr liebes Herz. Es seufzten in Jupiters Hause die himmlische Götter. Aber der Künstler Vulkan begann vor ihnen zu sprechen – und sagte seiner lieben Mutter, der weisarmigten Juno, angenehme Dinge:

Warlich verderbliche, unerträgliche Dinge, wann ihr zwei um sterblicher willen euch so zanket, und unter den Göttern einen Aufruhr erregt; das köstliche Mahl wird nicht angenehm sein, indem das unangenehme siegt. Ich ermahne die Mutter, ob sie es schon selbst weiß, dem Vater Jupiter angenehme Dinge zu sagen, damit der Vater nicht wieder zanket, und uns

das Mahl verderbet. Dann was der blizende Himmelsbewohner alles von den Sizen werffen will, so kann ers, dann er ist der allermächtigste. Aber besänftige ihn mit schmeichelnden Worten, und plözlich wird er uns gnädig sein, der Himmelbewohner.

Er sprach, und nahm ein Kelchglas mit zwei Handheben hervor, und gab es der lieben Mutter in die Hände, und sprach zu ihr also:

Sei getroßt, meine Mutter, und halte dich zurück in deinem Kummer, daß ich dich nicht, so lieb du bist, vor meinen Augen geprügelt sehen muß — so sehr ich mich grämte, vermögt' ich doch nichts zu helfen. Dann schwer ist's, sich Jupiter zu widersetzen. Dann als ich schon anderswo beistehen wollte, stürzt' er mich, an den Füßen schleudernd, vom göttlichen Size. Den ganzen Tag fiel ich, mit der untergehenden Sonne fiel ich auf Lemnus, nur wenig Seele war noch in mir, und die Sintier [schafften] mich gefalnen hinweg.

Er sprach, und es lächelte die weißarmigte Göttin Juno. Lächelnd nahm sie in ihre Hand das Kelchglas des Sohnes. Aber er schenkt' in der Rechten den andern Göttern den Wein, indem er den süßen Nektar vom Becher goß. Ein unaufhörlich Gelächter entstand unter den seeligen Göttern, wann sie den Vulkan durch die Wohnungen hinken sahn. So speisten sie den ganzen Tag bis zu Sonnenuntergang, und das Herz beehrte nichts mehr bei einer solchen Speise, und bei der schönen Zither, die Apollo hatte, und beiden Mufen, die mit ihrer schönen Stimme abwechselnd sangen. Aber nachdem das schimmernde Licht der Sonne hin-

untergegangen war, gieng ein jeder in sein Haus, und legte sich, wo der Künstler, der hinkende Vulkan einem jeden mit seinem erfahrenen Geist ein Haus bereitet hatte. Auch Jupiter, der blitzende Himmelsbewohner, gieng in sein Bette, wo er immer schlief, wann ihn der süße Schlaf überfiel, da stieg er hinauf, und schlief, und neben ihm Juno, die einen güldenen Thron hatte.

Die zweite Rhapsodie

Nun schliefen die andere Götter, und kriegende Ritter die ganze Nacht, aber über Jupitern kam er nicht, der angenehme Schlaf, sondern er überdachte in seinem Sinn, wie er ehren möchte den Achilles, und viele verderben bei den Schiffen der Griechen. Diß aber schien ihm nach seinen Gedanken der beste Anschlag, zu schicken den täuschenden Traum zum Atriden Agamemnon. Er rief ihm, und sagte zu ihm die geflügelte Worte:

Gehe, täuschender Traum, zu den schnellen Schiffen der Griechen — hin ins Gezelt des Atriden Agamemnon, alles genau zu vollbringen, was ich befehle. Befehl ihm zu wapnen mit aller Macht die krausgelokte Achäer. Dann jezt werd' er erobern die weiten Gassen, die Stadt der Trojaner. Dann die Himmelsbewohner denken nun nimmer zweierlei — Juno habe mit Bitten sie alle umgewandt — es nähern sich den Trojern Gefahren.

Jupiter sprachs — es gieng der Traum, nachdem er die Worte gehöret. Eilig kam er zu den schnellen Schiffen der Griechen. Kam zum Atriden Agamemnon

— traf ihn schlafend im Zelt, der ambrosische Schlaf umfloß ihn. Er stellte sich über seinem Haupt, in Gestalt des Sohn[es] des Neleus, des Nestors, den Agamemnon am meisten ehrte unter den Alten. Diesem gleichend rief ihm zu der göttliche Traum:

Schläfst du, des edeln Atreus Sohn, des Pferdebezwingers? Es geziemt sich nicht, daß ein planvoller Mann die ganze Nacht schlafe, ein Mann, welchem die Völker anvertraut sind, welcher der Sorgen so viele hat. Höre mich jetzt aber gleich — ich bin ein Botte Kronions, welcher, indem er allein ist, sich sehr deiner annimmt, sehr gnädig für dich sorgt. Er hat dir befohlen mit aller Macht die krausgelokte Achäer zu wapnen — dann jetzt werdest du erobern die Stadt mit weiten Gassen, die Stadt der Trojaner; dann die unsterbliche Himmelsbewohner denken nimmer zweierlei. Juno hat sie alle mit Bitten umgewandt — es nähern [sich] den Trojern Gefahren von Jupiter. Aber behalt' es in deinem Sinn, daß nicht Vergessenheit über dich komme, wann dich der süße Schlaf verlassen hat.

So sprach er und schied — den Agamemnon verließ er daselbst — Dinge überdenkend in seinem Sinn, die nicht erfüllt werden sollten. Dann er sprach, er werde an selbigem Tag erobern des Priamus Stadt — der Thor! — er wußte nicht, was Zevs schmiedete. Mühen und Jammergeächze wollt' er bringen durch harte Schlachten über die Trojer und Danaer. Er stund auf vom Schlaf — es schwebten um ihn die göttliche Worte. Aufrecht saß er. Einen weichen Rok zog er an. Schön und neu war der Rok. Um diesen warf er noch einen großen Mantel. Um die niedliche Füße band er schöne

Sohlen. Über die Schultern hieng er fein Schwerdt, geschmüket mit silbernen Nägeln. Nahm dann den väterlichen Zepter, der immer unverfehrt geblieben war, und gieng mit ihm zu den Schiffen der erzumpanzerten Griechen. Die Göttin Aurora war heraufgestiegen am weiten Olymp, welche Jupitern das Licht verkündet und andern Unsterblichen. Aber er befahl den helle-rufenden Herolden, zu berufen in die Verfammlung die krausgelokte Achäer. Es riefen die Herolde, und plözlich verfammelten sich die Achäer. Zuerft ließ [er] bei Nestors Schiff, des Pyliſchen Königs, den Rath der grosmüthigen Alten fizen, rief ſie zuſammen, und brachte den feinen Rathſchlag vor:

Höret Freunde, es kam im Schlaf zu mir durch die ambroſiſche Nacht ein götlicher Traum — ganz ähnlich war er dem edeln Nestor an Geſtalt, an Größe und Angeſicht. Er ſtund über meinem Haupt und ſprach zu mir dieſe Worte: Schläffſt [du], des edeln Atreus Sohn, des Pferdebezwingers? Es geziemt ſich nicht, daß ein planvoller Mann die ganze Nacht ſchlafe, ein Mann, welchem die Völker anvertraut ſind, welcher der Sorgen ſo viele hat. Aber höre mich jezt gleich: ich bin ein Botte Kronions, welcher, indem er allein ſich ſehr deiner annimmt, ſehr gnädig für dich ſorgt. Er hat dir befohlen, zu wapnen mit Macht die krausgelokte Achäer; dann jezt werdeſt du erobern die Stadt mit weiten Gaſſen, die Stadt der Trojaner, Dann die unſterbliche Himmelsbewohner denken nimmer zweierlei. Juno hat ſie alle mit Bitten umgewandt. Es nähern [ſich] den Trojern Gefahren von Zevs gefandt. Aber behalte du es in deinem Sinn. So hatt' er geſprochen, und

flog davon, mich aber verließ der süße Schlaf. Aber laßt sehen, ob wir die Söhne der Griechen zur Schlacht bringen können. Zuerst will ich sie mit Worten versuchen, wie es recht ist, und will ihnen befehlen, mit den vielrudrichten Schiffen zu fliehen, ihr aber haltet ein jeder auf andre Art mit Worten sie zurück.

So sprach [er] und setzte sich. Dann stund auf Nestor, der König des sandigten Pylus, welcher wohlmeinend mit ihnen also redete:

Freunde, Führer und Fürsten der Griechen! Hätte ein anderer der Griechen den Traum vorgebracht, so sagten wir, es wäre Erdichtung, und würden abgeneigter. So hat ihn aber der Mann gesehen, welcher als der höchste im Lager verehrt wird. Aber laßt sehen, ob wir die Söhne der Griechen zur Schlacht bringen können.

So rief er und begann aus der Versammlung zu gehen. Die zeptertragende Könige aber stunden auf, und gehorchten dem Hirten der Völker. Die Völker wurden versammelt.

Wie Haufen unzähliger Bienen, wann vom hohlen Felsen immer neue kommen, und wie Trauben um die Frühlingsblumen fliegen, diese liegen haufenweise da, und jene dort — so kamen die Völker in Menge von den Schiffen und den Gezelten neben dem tiefen Ufer haufenweise in die Versammlung. Die Sage zündete sich unter ihnen an, die Bottin Jupiters trieb sie zu gehen. Sie wurden versammelt. Die Versammlung lärmte durcheinander, die Erde erbebte unter den Völkern, wann sie sich setzten. Es war eine Menge von Leuten. Neun Herolde hielten sie rufend zurück — sie

folten das Geschrei enden, und die edle Könige hören. — Eifrig setzte sich nun das Volk, und ließ sich auf den Sizen zurückhalten, und machte des Lärmes ein Ende. Da stund Agamemnon der Herrscher auf, in seinen Händen den Zepter, welchen der Künstler Vulkan gemacht hatte. Vulkan gab es dem König Kronion; Kronion gabs dem Botten, dem Argustödter; Merkur, der König, gab es dem pferdezähmenden Pelops; Pelops gabs dem Hirten der Völker, Atreus; Atreus hinterließ es sterbend dem lämmerreichen Thyestes; Thyestes hinterließ es wieder dem Agamemnon, es zu tragen, und über alle Inseln, und über ganz Argos zu herrschen. Hingebeuget auf dieses, sprach er die geflügelte Worte:

Freunde, Danaër, Helden, Verehrer des Mars! Zeus hat mich in schweren Kummer verstrickt. Der harte! Er hat mir versprochen, hat mir zugewunken, ich werde Ilium zerstören, um dann erst wieder nach Haus [zu] ziehn. Jezt aber hat er verderblichen Trug beschloffen, und befiehlt mir, ruhmlos nach Argos zu gehn, nachdem ich soviel Volk verlohren habe. So beliebt dem gewaltigen Jupiter, welcher vieler Städte Gipfel zerftört hat, und noch zerstören wird. Dann er ist der allermächtigste. Schändlich ist aber, wanns unfre Enkel erfahren — das so große, unzählige Volk der Achäer habe umsonst einen unvollendeten Krieg gekriegt, mit einer geringeren Macht — ohne das auszuführen, was sie vorhatten. Dann wann wir Achäer mit den Trojanern einen treuen Bund schlöffen, uns beede zählen zu lassen, und aus Troja, so viel der Einwohner sind, herausgenommen würden, und wir Achäer in Dekaden ein-

getheilt würden, und aus den Trojanern jedesmal einen Mann zum Weinschenken uns wählten. Vielen Dekaden würde noch ein Weinschenke mangeln. Um so viel mehr, sag ich, sind der Söhne der Griechen, als der Trojaner, welche in der Stadt wohnen. Aber es sind viele Hülfsvölker, kriegerische Männer aus vielen Städten da, die mich gewaltig aufhalten, und so oft ich beschließe, mich hindern, Iliums wohlgebaute Mauern zu schleifen. Neun Jahre des großen Jupiters sind vorüber. Verfault ist das Holz der Schiffe, zerrissen sind die Tauen. Unfre Weiber und kleine Kinder sitzen wartend zu Haus. Wir aber vollenden es nicht, das Werk, um dessentwillen wir hieher gekommen sind. Aber wie ich sage, laßt uns alle gehorchen. Lasset uns mit den Schiffen ins liebe Vaterland fliehn. Wir werden Troja nimmer erobern, die Stadt mit weiten Gassen.

Er sprach und erregte die Herzen in derer Brust, welche unter der Menge waren, die den Rathschlag nicht gehört hatten. Die Versammlung wurde bewegt, wie große Woogen des Ikarischen Meers, welches der Ost und der Süd Sturm, gestürzt aus Vater Jupiters Wolken, bewegt — Wie der Zephyr das tiefe Saatfeld bewegt, wann er gierig und ungestüm hin auf die Ähren stürzt, so wurde die ganze Versammlung bewegt. Mit Geschrei liefen sie bei den Schiffen zusammen. Unter ihren Füßen stieg aufgeregter Staub auf. Sie riefen einander zu, sich an [die] Schiffe zu machen, und sie in die weite See zu ziehen. Sie reinigten die Schiffskanäle aus. Geschrei von der Rückkehr kam zum Himmel. Sie nahmen die Stützen von den Schiffen. Damals wären die Griechen in eine zu frühzeitige

Rückkunft gerathen, wann nicht Juno zu Minerva folgende Worte gesprochen hätte:

Unbefleckte Tochter des Gottes mit flammendem Schilde! Werden also die Griechen nach Haus, dem lieben Vaterland, auf die weite Flächen des Meeres fliehen? und nach ihrem Wunsch dem Priamus und den Trojanern Helena von Argos zurücklassen? um welcher willen der Griechen so viele bei Troja fielen, vom lieben Vaterland ferne? aber gehe du jezt zum Heer der erzumpanzerten Griechen, und halte jeglichen Mann mit deinen lieblichen Worten zurück, und laß sie die auf beiden Seiten mit Rudern versehene Schiffe nicht ins Meer ziehen.

Sie sprach; es gehorchte die blauaugigte Göttin Minerva, sprang von den Spizen des Himmels, und kam eilig zu den schnellen Schiffen der Griechen. Sie fand daselbst den an Verstand dem Jupiter gleichen Ulyffes. Er stand und machte sich nicht an die mit Rudern wohlversehene schwarze Schiffe, denn Kummer war über seine Seele gekommen. Die blauaugigte Minerva stellte sich nah an ihn und sprach:

Edler Laertiade, planvoller Ulyffes, werdet ihr also auf die vielrudrichte Schiffe gehen, und nach Haus zurück, ins liebe Vaterland fliehen? werdet ihr dem Priamus und den Trojanern nach ihrem Wunsch die Helena von Argos zurücklassen? um welcher willen der Griechen so viele bei Troja fielen, vom lieben Vaterland ferne. Aber gehe du jezt zu den schnellen Schiffen der Griechen, und ruhe nicht, und halte jeglichen Mann mit lieblichen Worten zurück und laß sie [nicht] die auf beiden Seiten rudrichten Schiffe ins Meer ziehn.

Sie sprach; er vernahm die Stimme der rufenden Göttin, warf den Mantel von sich, und gieng eilig. Ihn trug sein Herold Eurubates von Ithaka, welcher ihm folgte. Er begegnete dem Atriden Agamemnon, der nahm den unverfehrten väterlichen Scepter von ihm, und gieng damit zu den Schiffen der erzumpanzerten Griechen. Traf er auf einen König und mächtigen Mann, so hielt er ihn mit lieblichen Worten zurück:

Edler, es ziemt sich nicht, daß du dich fürchtest, wie ein schlechter Mann — sondern du mußt dich ruhig halten, und andere Völker zum Bleiben bewegen. Dann du weißt noch nicht, was des Atriden Wille ist. Jezt versucht er die Söhne der Griechen, und plözlich kann er sie straffen. Nicht wir alle haben gehört, was er im Rathe gesprochen. Daß er nur nicht zürne, und Übel bringe über die Söhne der Griechen. Eines edeln Königes Eifer ist stark, Jupiter gab ihm diesen, und seine Vorsicht beschützt ihn.

Sah er aber einen vom Pöbel, und fand ihn schreiend, so schlug er ihn mit dem Zepter, und sprach zu ihm in den zürnenden Worten: Mann! halte dich still, und höre andrer Befehle, welche mächtiger sind als du: du bist unkriegrißch und feig, warst noch nie in der Zahl der Krieger oder des Rathes. Wir Griechen müssen nie all zusammen herrschen wollen. Vielherrschaft ist nichts. Einer muß Herr sein, Einer König, welchem des schlauen Kronos Sohn den Zepter gegeben, und die Geseze, daß er mit ihnen regiere.

Diese befehlende Worte rief er durchs Heer. Dieses wandelte wieder in die Versammlung zusammen, mit Geräusch von den Schiffen und Zelten, wie wann eine

Welle des lautaufrauschenden Meeres am großen Ufer ertönt, und das Meer wiederhallt. Alle andere hatten sich niedergesetzt, und ließen sich auf ihren Sizen zurückhalten. Nur Therfites lärmte, ein unverschämter Schwäzer, der viele unordentliche Reden im Kopf hatte, wann ihms einfiel, mit seinem Geschwäze die Fürsten zu reizen, weil er glaubte, ein Lachen damit den Griechen zu bereiten. Er war von allen der häßlichste Mann, die unter Ilium kamen. Mit schielenden Augen, hinkendem Fuß, krummen Schultern, die über die Brust hervorhiengen, mit spizem Kopfe, auf dem eine kahle Loke emporstand. Über alles verhaßt war er Achillen, und Ulyffen, dann er auf diese beide schimpfte, der Schwäzer. Damals auch sagt' er mit Schreien dem großen Atriden spizige Worte. Die Griechen waren fürchterlich auf ihn ergrimmt, und dachten in ihrem Herzen auf Rache. Aber er schimpfte mit tollem Geschrei auf Agamemnon mit folgenden Worten:

Atride, worüber beklagst du dich? was begehrtst du? Du hast eine Menge von ehernen Zelten, in den Zelten eine Menge von auserwählten Weibern, die wir Achäer zuerst dir geben, wann wir eine Stadt eingenommen haben. Oder fehlt dirs noch an Gold, das ein Trojanischer Ritter, für den Sohn ein Lösegeschenke, aus Ilium bringen soll? für den Sohn, den ich gebunden gebracht, oder ein anderer von den Achäern? Oder begehrtst du ein junges Weib, daß du mit ihr [dich] in der Liebe vermischest, bei welcher du allein fizest, abgehalten von andern. Es ziemet sich nicht, daß ein Führer die Söhne der Griechen ins Unglück schwäze.

O ihr Feige! o der Schande — Achäische Weiber, nicht mehr Achäische Helden! Ja! wir wollen nach Hause zurück mit den Schiffen. Ihn wollen wir hier lassen, bei Troja Beute zusammenzubringen, damit er erfährt, was er durch unfre Stütze vermag, was nicht. Auch Achill, der um so viel größer als er ist, hat er beschimpft. Denn seine Beute hat er ihm weggenommen, und zu sich gebracht, und behält sie. Aber Achill hat keinen Muth in der Brust, Achill ist träge, warlich! Atride! sonst hättest du jetzt zum letztenmale geschimpft.

So sprach Therfites, Agamemnon, den Hirten der Völker, beschimpfend. Doch plötzlich stellte der große Ulyß sich neben ihn hin, sah ihn fürchterlich an, und sprach zu ihm die grimmige Worte:

Therfites! Unbefonnener Schwäzer! seis auch mit geläufiger Zunge, so halte du doch dich zurück, und bemühe dich nicht, als der einzige Fürsten zu reizen. Denn ich sage, kein schlechterer ist nicht unter allen, die den Atriden nach Ilium folgten. Theils wann du redest, sollst du nicht Könige im Munde führen, und Schandengeschwätze vor sie bringen, und wider die Rückkehr sein. Wir wissen noch nicht gewiß, wie all diß ein Ende nehmen wird, ob wir mit Glück oder [Unglück] ins Vaterland zurückzigen. Theils hast du dich mit Vorwürfen an den Atriden, Agamemnon, den Hirten der Völker, gemacht, daß ihm die Danaer Helden der Geschenke so viele bringen. Du bist ein Lästler. Aber ich sage dir, und diß soll wahr werden: Seh ich noch einmal dich so toll, wie hier — so sinke dem Ulyß sein lokigtes Haupt von den Schultern, so will ich nicht Telemachus Vater heißen, wann ich dich nicht nehme,

und deine Kleider dir abziehe, Mantel und Rok, welche die Schaam bedeken, und zu den schnellen Schiffen mit tränenden Augen dich schicke, wann ich dich in der Versammlung abgeprügelt habe, mit unbarmherzigen Streichen.

Sprachs, und schlug mit dem Zepter Rücken und Schultern. Es krümmte der Mann sich zusammen, und eine schwere Träne entfank ihm. Eine blutige Beule fuhr an dem Rücken auf, unter dem güldenen Scepter. Er setzte verwirrt sich nieder. Voller Kummer war er; häßlich sah er aus, und wischte sich von der Wange die Träne. Und die Griechen lachten bei allem Grimme noch über ihm herzlich, sahen einander an, und sprachen unter sich also. Warlich, tausend gutes hat schon Ulyfles gestiftet, war der erste noch immer bei treflichem Rathschlag, der erste in kriegrifchen Waffen. Diß ist aber das Beste, das er an den Griechen gethan hat, daß er den schimpfenden Lästler in der Versammlung zurückgehalten hat. Lange wird nicht wieder sein wilder Muth ihn dahinreißen, mit schändlichen Worten die Fürsten zu lästern — sprachen die Leute. Aber der Städtezertrümmrer Ulyfles stand mit aufgehobenem Zepter. Die blauaugigte Minerva neben ihm in eines Herolds Gestalt, und befahl dem Heere zu schweigen, daß sie alle, die erste und letzte der Söhne der Griechen, seine Rede hören mögten, und seinen Rath gutheißen. Und er redte zu ihnen in diesen heilfamen Worten:

Atride, König! es wollen die Griechen vor aller Welt dich zum tadelswürdigsten machen. Sie halten dir nicht das Wort, das sie gaben, als sie vom pferde-

reichen Argos hieher giengen, nicht ehr zu scheiden, ehe sie Iliums statliche Mauren zerstört hätten, dann es schmerzt, so wegzuschleichen, hat man sich so lange in Mühen getummelt. Dann wenn einer, der einen Monath lang von seinen Geliebten getrennt ist, trauert auf dem vielrudrichten Schiff, das umhergewälzt wird von den Stürmen des Winters, und von dem tobenden Meere; so ist ja diß unfers Bleibens das neunte Jahr, das zurückkehrt. Ich zürne den Griechen nicht, daß sie trauren bei den krummen Schiffen. Aber doch ist schändlich, so lange zu bleiben, und leer abzuziehn. Freunde, haltet aus, und bleibt auf die Zeit, daß wir erfahren, ob Kalchas wahr oder nicht [wahr] geweisagt hat. Dann uns allen ist noch im Angedenken, und ihr seid alle Zeugen, welche die Todtbringende Parzen nicht in der allzufrühen Vorzeit fortschikten, was geschah, als in Aulis versammelt wurden die Söhne der Griechen, Verderben zu bringen über Priamus und seine Trojaner. Wir opfern am Brunnen um heilige Altäre den Unsterblichen vollkommene Hekatomben — unter einem schönen Maulbeerbaum, wo ein klares Wasser floß. Da geschah ein großes Zeichen. Ein auf dem Rücken geflekter fürchterlicher Drache, welchen der Olympier selbst aus der Sonne geschickt hatte, sprang auf den Altar, und fuhr an den Maulbeerbaum hin. Daselbst waren junge Sperlinge, kaum ausgebrütete Thierchen, auf hohem Laub, acht mit ihren Flügeln schlagende Jungen — neun Sperlinge, samt der Mutter der Jungen. Da fraß der Drache die zwitschernde neune. Lange war die Mutter um ihre Jungen jammernd herumgeflogen, da nahm er die

schreiende drückend am Flügel, und fraß so die Sperlinge, Jungen und Mutter. Ihn stellte Jupiter zum Zeichen. Dann des schlaun Kronos Sohn machte ihn zum Stein. Wir aber standen und wunderten uns, wie das zugehe, daß unter so schröklichen Zeichen die Opfer zu Jupiter kämen; da verkündigte Kalchas uns den Rath der Gottheit. Warum kam diß Verstummen über euch, krausgelokte Achäer? Der weise Jupiter hat uns diß große Zeichen gegeben, das spät geschieht, das spät erfüllt wird, dessen Ruhm niemals vergehn wird. Wie der Drache die Sperlinge fraß, die Jungen, die Mutter — welcher samt der Mutter neune gewesen, also werden auch wir neun Jahre kriegen, im zehnten aber Iliums statliche Mauren erobern. So verkündigte Kalchas: und erfüllt wird all diß werden. Also wohlan — bleibt alle hier, ihr wohlgepanzerte Griechen, bis wir Priams mächtige Stadt erobert haben.

Er sprach; und die Griechen machten ein großes Geräusch (es wiedertönten fürchterlich umher die Schiffe von der Achäer Geschrei), welche lobten die Rede des edeln Ulyffes.

Aber jetzt sprach Nestor zu ihnen, der Gerenische Ritter: Warlich! wir reden, gleich unmündigen Kindern, noch ungetübt in kriegrifchen Dingen. Wo find unfre Verträge geblieben, und unfere Eide — wie in Afche verwandelt find all die Plane, und Rathschläge der Männer, und die unverbrüchliche Bünde, und Handschläge, auf welche wir einander trauten. Dann umfonft streiten wir mit Worten, und können keinen Meisterstreich auf die Bahn bringen, so lange wir auch schon hier find. Du Atride, bleibe, wie immer,

auch jetzt bei unveränderlichem Vorsatz, und führe die Griechen in stürmischen Schlachten. Laß jene zwei oder drei sich abhärten, welche sich, entfernt von den Griechen, in ihrem eigenen Willen gefallen (ihr Vorhaben wird nicht erfüllt werden). Welche sagen, man solle nach Haus kehren, ehe wir wissen, ob das Versprechen des mächtigen Jupiters falsch ist, oder nicht. Dann ich sage, der furchtbare Jupiter hat uns zugewunken, an dem Tage, an welchem die Argiver die meerdurchseegende Schiffe bestiegen, um Todt und Verderben über die Trojaner zu bringen. Blitzen ließ er zur Rechten — das Zeichen glücklichen Schicksaals! Darum eile niemand, nach Hause zu kehren, eh' er ein Trojanisches Weib beschlafen hat, um Helenas Raub und Seufzer zu rächen. Doch wann einer von uns so sehnlich wünscht, nach Hause zu kehren, nun! er mache sich an sein wohlruddrichtes, schwarzes Schiff, vor allen andern wird über ihn kommen Todt und Verderben. Aber, o König, nehme den Rath von mir, glaube einem Manne, diß mein Wort ist nicht verwerflich. Theile die Männer in Stämme, in Curien, laß sich Kurie zu Kurie gefellen, Stämme zu Stämmen. Dann wirst [du] also verfahren, und dir die Achäer gehorchen, so wirst du sehen, wer unter den Führern, unter den Völkern, schlecht oder tapfer ist. Dann sie werden unter sich selbst streiten, du wirst sehen, ob [du] wegen Widerstand der Götter die Stadt nicht wirst erobern können, oder wegen der Feigheit des Heers, und der ungeübten Arme der Krieger.

Ihm erwiedert' hierauf Agamemnon, der Herrscher, also: Ja, Alter! ja du übertriffst die Achäer in der Rede.

Schikte es Jupiter, und Minerva und Apollo, daß ich zehn solche Rätthe hätte unter den Achäern, so würde sie bald fallen, des Priamus Stadt, durch unfre Hände erobert, und niedergetrömmert. Aber Lasten hat der mächtige Zevs Kronion mir auferlegt, da er mich in eitlen Zank und Streit bringt. Dann Achilles und ich — wir haben gestritten, um eines Mädchens willen, gestritten mit feindlichen Worten. Ich aber fieng den Zwist an. Treffen wir aber einst zusammen, dann wird der Sturz der Trojaner nicht einen Augenblick weilen. Aber jetzt kommet zum Mahl, uns zu berathschlagen über die Schlacht. Jeder schärfe die Lanze! Jeder bereite den Spieß! Jeder reiche Futter den flüchtigen Rossen! Jeder beschau rings mit Kriegsgedanken erfüllet den Wagen. Daß wir den ganzen Tag schlagen die stürmische Schlacht. Dann es werde nicht ein Augenblick Stillstand gemacht, außer die kommende Nacht unterbreche die tobende Krieger. Es deke Schweis an der Brust den Riemen des menschenbeschützenden Schildes, es erlahme die Hand an der Lanze. Es deke Schweis das Roß, gejocht an den glänzenden Wagen. Und werde [ich] einen bemerken, dem es gelüftet, fern von der Schlacht bei den krummen Schiffen zu bleiben, dem folls nicht gelingen, zu entfliehen den Hunden und Vögeln.

Sprachs. Die Argiver erhuben hierauf ein groß Geschrei, wie die Welle am Ufer, an den weitvorragenden Fels vom stürmenden Südwind geschleudert; an den Fels, den nie die Wogen verlassen, stürme der Sturm, woher er wolle. Sie standen auf und stürzten fort, und zerstreuten [sich] neben den Schiffen, machten Rauch in den Zelten, und nahmen das Mahl ein. Jeder brachte

seinem Gott unter den unsterblichen Göttern ein Opfer, flehend, dem Todt [zu] entfliehn, und den Nöthen des Schlachttags. Aber Agamemnon, der König der Männer, opferte dem furchtbaren Zevs einen fetten fünfjährigen Ochsen, dann berief er die älteste Fürsten des Heeres zusammen; unter diesen zuerst die Könige Nestor und Idomeneus, und dann die zween Ajas, und Tydeus Sohn, der sechste war der in der Weisheit den Göttern gleiche Ulyß. Von selbst kam zu ihm der kriegerische Menelaus. Dann er fühlte bei sich die Mühen, die den Bruder drückten. Jezt stunden sie um den Ochsen herum, und hoben das Opfermehl auf. Unter ihnen betete Agamemnon, der Herrscher:

Zevs! du herrlichster! mächtiger! Wolkenfammer! Bewohner des Aethers! Laß nicht untergehen die Sonne, nicht Finsterniß kommen, bis ich in Staub geworfen habe Priams flammenden Palaß, und die Pforten mit feindlichen Bränden zerstöret, und an Hektors Brust den Kittel zerrissen durchbort mit dem Schwerdt, und die Menge von seinen Gefellen hingestreckt in den Staub mit den Zähnen die Erde zerrauen.

So sprach er; aber Kronion erhörte ihn nicht. Er nahm das Opfer an, aber bereitete ihm größere Mühen. Aber nachdem sie gebettet hatten, und das Opfermehl aufgehoben, legten sie den Hals des Ochsen zurück, und schlachteten ihn, und zogen die Haut ab, und schnitten die fleischigte Stücke heraus, und dekten sie mit Fett, und so zweifach. Dann legten sie rohe Stücke darauf, und verbrandten alles mit entblätterten Bränden. Die Eingeweide stekten sie an den Spieß, und hielten sie über dem Feuer. Aber als sie die fleischigte

Stücke verbrandt und die Eingeweide gekostet hatten, hakten sie das übrige in kleine Stücke, und stekten es an den Bratspieß. Brateten es nach Art, und zogen alles ab. Aber als sie das Werk vollendet hatten, und das Mahl bereitet, nahmen sie es ein, und das Herz verlangte nichts mehr bei dem treflichen Mahle. Aber als sie die Gierde nach Trank und Speise gestillet, fieng der Gerenische Ritter Nestor unter ihnen an zu reden:

Atride! gloriwürdigster! König der Männer! Agamemnon! Laß uns keine Zeit unter den Gesprächen verlieren, laß uns das Werk nicht lange aufschieben, das ein Gott in die Hände giebt. Auf! Die Herolde der starkgepanzerten Achäer sollen mit ihrem Ruf das Volk bei den Schiffen versammeln. Wir aber wollen so vereint durch [das] weite Lager der Griechen gehen, um desto schneller zu weken die stürmische Kriegsluft.

So sprach er. Es folgte dem Rath Agamemnon, der König der Männer. Befahl plözlich den lieblichredenden Herolden, zu berufen zur Schlacht die krausgelokte Achäer. Und sie riefen, und eilig versammelten sich die Achäer. Aber die edle Könige um den Atriden flogen umher, das Heer zu ordnen; unter ihnen die blauaugigte Minerva, mit ihrem prächtigen, unverföhren, unverweslichen Schild, an dem hundert güldene Trotteln hiengen, alle wohlgewoben, jede eine Hekatombe werth. Mit diesem flog sie hin durchs Heer der Achäer, trieb sie an, zu gehen, erregte in jedes Herzen einen Muth, unaufhaltfam zu kriegen und zu fechten. Plözlich wurde ihnen süßer die Schlacht, als fortzuseegeln in den hohlen Schiffen, nach der lieben vaterländischen Erde.

Wie wenn unermeßliche Wälder von gefräßigen Flammen zusammenlodern auf den Spizen der Berge, daß weit umher sich Helle verbreitet. So blinkte der Schimmer des treflichen Erzes, wann sie so einhergiengen, durch Lüfte gen Himmel. Wie wann große Heere von fliegenden Vögeln, von Gänsen, oder Kranichen, oder langhalslichten Schwänen auf Asiatischen Wiesen an des Kaystrus Ausfluß hier und da umherfliegen mit jauchzendem Flügelschlag, und lärmend sich niederlassen, daß die Wiese erzittert; So stürzte die Menge der Völker von ihren Schiffen und Zelten hin ins Skamandrische Feld. Die Erde ertönte fürchterlich unter den Füßen der Männer und Rosse. Ohne Zahl, wie die Blätter und Blumen des Frühlings, stunden sie da auf des Skamanders Blumengefilden. Wie große Heere unzähliger Mücken, die zur Frühlingszeit, wenn Milch die Gefäße nezt, im Schaafftal umherirren; so standen unzählig wider die Trojaner die krausgelokte Achäer im Feld, Todt und Verderben über jene zu bringen. Wie die Gaishirten große Heerden von Gänsen leicht unterscheiden, wann sie sich auf der Waide unter einander gemischt haben, so ordneten hier und da die Führer ihre Völker, hinzugehn in die Schlacht. Unter ihnen war Agamemnon, der Herrscher. An Blick und Miene gleich dem blitzenden Jupiter, an der Stimme dem Mars, an der Brust dem Posidaon. Wie ein männlicher Farre unter dem Hornvieh mächtig vor allen einhergeht, dann er herrscht über seine versammelte Kühe; so hatte Zevs den Atriden an jenem Tag erhaben und mächtig gemacht unter vielen Helden.

Saget mir jetzt, ihr Mufen! die ihr des Himmels Palläste bewohnt, dann ihr seid Göttinnen, seid überall gegenwärtig, seid allwissend, wir aber hören nur die Sage, und wissen nichts, saget, wer die Führer der Danaer, und Herren gewesen. Dann die Menge der andern Krieger vermöcht' ich nicht zu sagen, und herzuerzählen, nicht, wann ich zehen Zungen, und einen zehenfachen Mund hätte, und eine unverbrechliche Stimme, und eine eiserne Brust. Wann nicht die himmlischen Mufen, die Töchter des mächtigen Jupiter erzählten, wie viele nach Ilion kamen. Ich nenne die Schiffe all' und die Führer der Schiffe.

[I. I u. II, v. 1-493]

LEANDER AN HERO

Aus dem Ovid

Der Jüngling von Abydos schickt dir den Gruß. Er brächt' ihn dir lieber, Mädchen von Sestos! legte sich nur das Zürnen des Meers. Sind die Götter mir gut und stehn sie bei dem liebenden Herzen, so liefst und siehst du meine Worte mit Unmuth. Aber die Götter sind mir nicht gut; denn wie hielten sie sonst mein Sehnen so auf und gewährten mir nicht, im wohlbekanntem Gewässer hinüberzuschwimmen?

Siehe! der Himmel ist schwärzer, als Pech, und die Fluth von Winden durcheinandergerüttelt. Kaum darf das hohle Schiff sie besuchen.

Einer nur, ein kühner Schiffer, versuchte die Fahrt aus dem Hafen und dieser giebt dir den Brief. Ich wär' hineingestiegen zu ihm, hätte nicht, da er löste die Fessel des Schiffs, es ganz Abydos gesehen. Und so wäre ja nicht das Geheimniß unserer Liebe stumm geblieben und fremd meinen Eltern, wie sonst. Darum schrieb ich in Eile dir diß und sprach: geh, glücklicher Brief! bald strekt sie nach dir das wohlgestaltete Händchen, die kleinen Lippen berührst du vielleicht, wenn diese sich nähern, wenn der Zahn, so weiß, wie der Schnee, das Siegel zu lösen bemüht ist.

Als ich dieses gesagt mit leisem Geflüster, vertraute das übrige dem Blatte die Hand. Aber lieber sollte sie schwimmen, als schreiben, lieber geschäftig durch die gewohnten Wasser mich bringen. Leichter ist's freilich ihr, die gefällige Welle zu schlagen. Doch, wenn das Herz der Worte bedarf, so ist sie auch zu diesem Dienste geschickt.

Sieben jahrelange Nächte find es bis izt, seit das angefochtene Meer in heifcheren Woogen umhertobt. Hab' ich diese Nächte den herzerleichternden Schlummer gefehn, so wüte das Meer, zur Strafe mir, noch lange so fort. Auf dem Felsen fiz' ich, und blicke hinüber zu deinem Gestade; wohin ich mit dem Leibe nicht kann, da bin ich im Geifte. Auch siehet mein Auge oder wähnt doch zu sehen das Licht, das auf der Spize des Thurms wacht. Dreimal hab' ich auf den troknen Sand die Kleider geworfen. Dreimal hab' ich versucht, die schwere Reise mit naktem Leibe zu machen. Aber das schwellende Meer verwehrte mir das jugendliche Beginnen, und die Wellen stürzten heran und begruben das Haupt des Schwimmers.

Warum, unfreundlichster unter den reißenden Winden! warum lebst du so gefliffentlich im Kriege mit mir? Weißt du es nicht, so wisse, du feindest das Meer nicht, Boreas, mich feindest du an. Und wäre die Liebe dir unbekannt, was würdest du dann erst verüben. Zwar kalt bist du, doch läugnest du nicht, daß dich einst das Atheniensische Mädchen entzündet. Wie hättest du gelitten, hätt' einer dir den Weg in den Aether versperrt, da du ausgiengst, Freuden zu hafchen. Schone! schone! bewege die leichten Lüfte mir sanfter und laß von Hippodates solch Trauriges dir nicht befehlen.

Aber mein Flehn ist umsonst; er murrst, indeß ich so bitte, und die Wasser, die er erschütterst, bändigst er nicht.

O gäbe die kühnen Flügel Dädalus mir! ich wollt' es nicht achten, daß Icarus Ufer so nah ist; ich trüge jegliches Schikfaal, könnt' ich nur in die Luft mit dem

Leibe, welcher sonst auf dem zweifelhaften Gewässer sich wiegte.

Doch da Sturm und Fluth mir alles verfaßt, so denk' ich indeß der ersten Zeiten meiner heimlichen Freuden, denn Wollust ist die Erinnerung mir. Es brach die Nacht an, da ich liebend gieng aus der Thüre des Vaters. Ich zauderte nicht, ich legte mit dem Gewande die Furcht ab, warf nun in der klaren Fluth die langsam umher. Luna, die freundliche Reisegefährtin, sandt' auf meinen Pfad ihr zitterndes Licht; ich blikte zu ihr hinauf, und rief: sei gnädig, freundliche Göttin! und es duld' Endymion nicht in deinem Herzen die Strenge. O neige dein Angesicht zu meiner Freude Geheimniß! Du, die Gottheit, sankst dereinst vom Olymp zu den Sterblichen nieder; göttlichen Wesens ist, gewähre das Wort mir, sie selbst, zu der ich mich sehne. Ich würde nicht fagen, das Herz der Olympier dürft sich ihrer Mitte nicht schämen, doch es gleicht die Gestalt des Mädchens der Göttergestalt auch. So nahe kömmt kein Angesicht dem Angesichte Zythens und deinem. Glaub' auf die Worte mir nicht! du siehest sie selbst. Wie, wenn du glänzezt im reinen Silberlichte, jedes Gestirn vor deinem Strale zurücktritt, so ist sie schöner auch denn alles, was schön heißt. Blind ist, o Luna, dein Licht, wenn, was ich sage, dir falsch deucht.

Diß oder ähnliches redet' ich, indeß ich bei Nacht auf den weichenden Wassern dahinschwamm.

Auf dem Meere spiegelte sich Lunens schimmerndes Bild, und wie der Tag, glänzte die schweigende Nacht. Keine Stimme berührte mein Ohr, kein Flüstern, denn



das Flüstern des Meers, das ich mit meinem Leibe bewegte. Nur die Halcyonen, des geliebten Ceyx gedenk, schienen ein süß Geheimniß zu klagen.

Jetzt, da die Arme mir schon an beiden Schultern erschlafften, richtet' ich muthig gegen die höchsten Gewässer auf mich, und sah ein Licht in der Ferne. Dort lebt meine Flamme, rief ich, auf jenem Gestade leuchtet mein Licht. Und auf Einmal kehrte die Kraft in die sinkenden Arme; waicher, denn eben zuvor, schien das Gewässer mir izt. Das auch, daß ich die Frost der kalten Tiefe nicht fühlte, dankt' ich der warmen Lieb' in der verlangenden Brust. Und je weiter ich war, je näher das Ufer herantrat, um so fröhlicher schwamm ich hinan.

Sehen kontst du mich nun; nun fandte dein Blick mir, Hero! Feuer in's Herz und stärker ward ich durch dich. Schwimmend meiner Königin zu gefallen, strebt' ich nun auch; prangend breitet' ich aus vor deinen Augen die Arme. Kaum hielt dich die Amme zurück, in die Tiefe zu steigen. Mit den Augen ward ich's gewahr, denn du sprachest kein Wort aus.

In die Arme nahmst du nun mit seeligen Küffen mich auf. Deine Küffe, große Götter! sie waren es werth, jenseits des Meers erobert zu werden. Von deinen Schultern nahmst du das Kleid und reichtest es mir, und troknetest mir die Haare, die vom Reegen der Meersfluth träuften.

Das andere weiß die Nacht, und wir und der vertraute Thurm und die Leuchte, die mir durch die Gewässer den Weg weist. Zahllos waren, wie des Hellesponts Schilf, die Seeligkeiten der Nacht. Je kürzer die

Zeit, die uns zur geheimen Freude gewährt war, um so sorgfältiger nutzten wir sie.

Schon war Aurorens Bote, Lucifer da, und Tithons Gemahlin, die Nacht zu verscheuchen, bereit, da häuften wir eilige Küsse, hastig und stürmisch, und klagten über die Kürze der Nacht. Aber mich Zögern- den trieb mit bittern Erinnerungen die Amme; und endlich verließ ich den kalten Thurm und lief ans Gestade.

.

[Her. XVII, v. 1—116]

Fragmentarische Gedichte

Bruchstücke

I. DER UNZUFRIEDNE

Horat. Deformis aegrimonia.

„Schikfaal! unglücksvolle Leiden,
Heißt du Sterblichen die Freuden,
Die die steile Laufbahn hat,
Graufam rauben. Bange Thränen,
Die sich nach der Bahre sehnen,
Zu erzwingen, ist dein Rath.

.

3.

AN NEUFFER

Brüderlich Herz! ich komme zu dir, wie der thauende
Morgen.

Schließe du, wie der Kelch zärtlicher Blumen, der
Freude dich auf.

Einen Himmel empfängst du! Des Entzükens goldene
Wolke

Riefelt in eilenden freundlichen Tönen herab.

Freund! ich kenne mich nicht, ich kenne nimmer den
Menschen,

Und es schämet der Geist aller Gedanken sich nun.

Faffen wollt' er auch sie, wie er faßt die Dinge der Erde,
Faffen

Aber ein Schwindel ergriff ihn süß, und die ewige Veste
Seiner Gedanken stürzt'

.
.

Die Völker schlummerten, da sahe
 Das Schikfaal, daß sie nicht ent schliefen, und es kam
 Der unerbittliche, der furchtbar wilde Sohn
 Der . . . Natur, der alte Geist der Unruh.
 Der regte sich, wie Feuer, das im Herzen
 Der Erde gährt, das wie den reifen Obstbaum
 Die alten Städte schüttelt, das die Berge
 Zerreißt, und die Eichen hinabschlingt und die Felsen.

Und Heere tobten, wie die kochende See,
 Und wie ein Meergott, herrscht' und waltete
 Manch großer Geist im kochenden Getümmel.
 Manch feurig Blut zerrann im Todesfeld —
 Und jeder Wunsch und jede Menschenkraft

Wer tobt auf Einmal da zur Wahlstatt hin,
 Wo von dem blauen Rheine bis zum Tyber
 Die unaufhaltfame, die jahrelange Schlacht
 In wilder Ordnung sich umherbewegte?
 Es spielt' ein kühnes Spiel in dieser Zeit
 Mit allen Sterblichen das mächtge Schikfaal.

.

 Und zahllos blinken goldne Früchte wieder,
 Wie heitre holde Sterne, durch die kühle Nacht
 Der Pomeranzenwälder in Italien.

5.

DEM ALLGENANTEN

Frei, wie die Schwalben, ist der Gefang, sie fliegen
und wandern
Fröhlich von Land zu Land, und ferne suchet den
Sommer
Sich das heilige Geschlecht, denn heilig war es den
Vätern.
Und nun fing ich den Fremdling, ihn,
.
Dieses neide mir keiner der andern, gleichst du dem
Ernsten
Oder gleichst du ihm nicht, laß jetzt in Ruhe mich
sprechen.
Denn der Herrliche selbst, er gönnet gerne mein Spiel
mir.
Fragen möcht' ich, woher er ist? am Rheine der
Deutschen
Wuchs er nicht auf, wenn schon nicht arm an Männern
das Land ist,
Das bescheidene, und an allernährender Sonne
Schön auch da der Genius reift,
.

6.

DIOTIMA

Die Helden könnt' ich nennen
Und schweigen von der schönsten der Heldinnen!

.

8. FRÜHLINGSANFANG

Schon
Und anders will es werden, wo ich es nicht
Gedacht,
. verfasste.

Ach! immer, immer ziehest [du] doch uns nach
An deinem Siegeswagen, du schönes Jahr!
Es hilft die Weisheit nicht, und
Ruhig und liebend und wirkend wandeln

Von einer Zeit zur anderen wir mit dir,
Doch wenn es gält', wenn Einer das Herz uns schmächt,
Nicht Ruh und Lieb und Ehr' ihm
Gönnet, dann ruhet, dann liebt's auch nimmer!

9.

• • • • •
Und wenig Wissen, aber der Freude viel
Ist Sterblichen gegeben.

Warum, o schöne Sonne, genügtst du mir,
Du Blüthe meiner Blüthen! am Maitag nicht?
Was weiß ich höhers denn?

O daß ich lieber wäre, wie Kinder find!
Daß ich, wie Nachtigallen, ein sorglos Lied
Von meiner Wonne fänge!

Wenn der Morgen trunken begeisternd heraufgeht
 Und der Vogel sein Lied beginnt,
 Und Stralen der Strom wirft, und rascher hinab
 Die rauhe Bahn geht über den Fels,
 Weil ihn die Sonne gewärmet,

 Und der
 Verlangend in anderes Land,
 Die Jünglinge
 Und das Thor erwacht und der Marktplaz,
 Und von heiligen Flammen des Heerds
 Der röhliche Duft steigt, dann schweigt er allein,
 Dann hält er still im Busen das Herz,
 Und finnt in einsamer Halle.

Doch wenn

 dann sitzt im tiefen Schatten,
 Wenn über dem Haupt die Ulme säufelt,
 Am kühlathmenden Bache der deutsche Dichter
 Und singt, wenn er des heiligen nüchternen Waffers
 Genug getrunken, fernhin lauschend in die Stille,
 Den Seelengefang.
 Und noch, noch ist [er] des Geistes zu voll,
 Und die reine Seele

 Bis zürnend er

.
.
Und es glühet ihm die Wange vor Schaam,
.
Unheilig jeder Laut des Gefangs.

Doch lächeln über des Mannes Einfalt
Die Gestirne, wenn vom Orient her
Weisfagend über den Bergen unseres Volks
Sie verweilen
Und wie des Vaters Hand ihm über den Loken geruht,
In Tagen der Kindheit,
So krönet, daß er schauernd es fühlt,
Ein Segen das Haupt des Sängers,
Wenn dich, der du,
Um deiner Schöne willen, bis heute,
Nahmlos geblieben, o göttlichster!
O guter Geist des Vaterlands!
Sein Wort im Liede dich nennet.

11.

Wenn über den Weinberg es flammt
Und schwarz wie Kohlen
Ausfiehet um die Zeit
Des Herbstes der Weinberg, wird
Am
Die Röhre des Lebens üppiger athmen
In dem Nektar des Weinstoks.
.
.
Schön ifts, die Seele
Zu entfalten und das Auge über
.

.

 in Feierstunden
 Und daß ich ruhen möge, der Todten
 Zu denken. Viele sind gestorben,
 Feldherrn in alter Zeit
 Und schöne Frauen und Dichter,
 Und in neuer
 Der Männer viel.
 Ich aber bin allein.

 . . . und in den Ocean schiffend
 Die duftenden Inseln fragen,
 Wohin sie find.

Denn manches von ihnen ist
 In treuen Schriften überblieben
 Und manches in Sagen der Zeit.
 Viel offenbaret der Gott.
 Denn lang schon wirken
 Die Wolken hinab
 Und es wurzelt vielesbereitend heilige Wildniß.
 Heiß ist der Reichtum. Denn es fehlet
 An Gefang, der löset den Geist.
 Verzehren würd' er
 Und wäre gegen sich selbst,
 Denn nimmer duldet
 Die Gefangenschaft das himmlische Feuer.

Es erfreuet aber
 Das Gastmahl oder wenn am Feste
 Das Auge glänzet und von Perlen
 Der Jungfrau Hals.
 Auch Kriegespiel

 und durch die Gänge
 Der Gärten schmettert
 Das Gedächtniß der Schlacht und befänftiget
 An schlanker Brust.
 Die tönenden Wehre ruhn
 Von Heldenvätern den Kindern.
 Mich aber umsummet
 Die Bien, und wo der Akersmann
 Die Furchen machet, fingen gegen
 Dem Lichte die Vögel. Manche helfen
 Dem Himmel. Diese fiehet
 Der Dichter. Gut ist es, an andere sich
 Zu halten. Denn Keiner trägt das Leben allein.

Wenn aber ist angezündet
 Der geschäftige Tag
 Und an der Kette, die
 Den Bliz ableitet,
 Von der Stunde des Aufgangs
 Himmlischer Thau glänzt,
 Muß unter Sterblichen auch
 Das Hohe sich fühlen.
 Drum bauen sie Häußer
 Und die Werkstatt gehet
 Und über Strömen das Schiff

Und es bieten tauschend die Menschen
Die Händ' einander, sinnig ist es
Auf Erden und es sind nicht umsonst
Die Augen an den Boden geheftet.

Ihn fühlet aber
Auch andere Art.
Denn unter dem Maaße
Des Rohen brauchet es auch,
Damit das Reine sich kenne.
Wenn aber
.
Und in die Tiefe greifet,
Daß es lebendig werde,
Der Allerschütterer, meinen die,
Es komme der Himmlische
Zu Todten herab, und gewaltig dämmerts
Im ungebundenen Abgrund
Im allesmerkenden auf.
Nicht möcht ich aber sagen,
Es werden die Himmlischen schwach,
Wenn schon es auffährt.
Wenn aber
. und es gehet
An die Scheitel dem Vater, daß
.
. . . und der Vogel des Himmels ihm
Es anzeigt. Wunderbar
Im Zorne kommet er drauf.

Sonft nemlich, Vater Zevs

.
Denn

.
Jezt aber haft du
Gefunden anderen Rath.

Darum geht fchröklich über
Der Erde Diana,
Die Jägerin, und zornig erhebt
Unendlicher Deutung voll
Sein Antliz über uns
Der Herr. Indeß das Meer feufzt, wenn
Er kommt.

O wär es möglich,
Zu schonen mein Vaterland

.
.
.
.

Doch allzu fcheu nicht,

.
.

Es wird. Lieber fei
Unfchiklich und gehe, mit der Erinny's, fort
Mein Leben.

Denn über der Erde wandeln
Gewaltige Mächte,
Und es ergreiffet ihr Schikfaal
Den, der es leidet und zusieht,
Und ergreiffet den Völkern das Herz.

Denn alles fassen muß
Ein Halbgott oder
Ein Mensch, dem Leiden nach,
Indem er höret, allein, oder selber
Verwandelt wird, fernahnend die Roffe des
Herrn.

.

 Und niemand weiß

 Indeffen laß mich wandeln
 Und wilde Beeren pflücken,
 Zu löschen die Liebe zu dir
 An deinen Pfaden, o Erd',
 Hier wo
 und Rosen und Dornen,
 Und süße Linden duften neben
 Den Buchen, des Mittags, wenn im falben Kornfeld
 Das Wachstum rauscht, an geradem Halm,
 Und den Naken die Ähre seitwärts beugt
 Dem Herbst gleich, jezt aber unter hohem
 Gewölbe der Eichen, da ich sinn
 Und aufwärts frage, der Glockenschlag
 Mir wohlbekannt
 Fernhertönt, goldenklingend, um die Stunde, wenn
 Der Vogel wieder wacht. So gehet es wohl.

Einft hab ich die Mufe gefragt, und fie
 Antwortete mir,
 Am Ende wirft du es finden.
 Kein Sterblicher kann es faffen.
 Vom Höchften will ich fchweigen.
 Verbotene Frucht, wie der Lorbeer, ift aber
 Am meiften das Vaterland. Die aber koft'
 Ein jeder zulezt.

Viel täufchet Anfang
 Und Ende.
 Das lezte aber ift
 Das Himmelszeichen. Das reißt
 . . . und . . . Menschen
 Hinweg. Wohl hat Herkules das
 Gefürchtet. Aber da wir träge
 Geboren find, bedarf es des Falken. Dem
 Befolgt ein Reuter, wenn
 Er jaget, den Flug.

.
 . . und Feuer und Rauchdampf blüht
 Auf dürrem Rafen
 Ein heimlicher Ort,
 Doch ungemifcht darunter
 Aus guter Bruft, das Labfaal
 Der Schlacht, die Stimme quillet des Fürften.

Gefäße machet ein Künstler.
Und es kauffet . . .
.
.
. . . . wenn es aber
Zum Urteil kommt,
Und keusch hat es die Lippe
Von einem Halbgott berührt,
.
Und schenket das Liebste
Den Unfruchtbaren,
Denn nimmer, von nun an,
Taugt zum Gebrauche das Heilge.

Wenn aber die Himmlischen haben
 Gebaut, still ist es
 Auf Erden, und wohlgestalt stehn
 Die betroffenen Berge. Gezeichnet
 Sind ihre Stirnen. Denn es traf
 Sie, da den Donnerer hielt
 Unzärtlich die gerade Tochter,
 Des Gottes bebender Stral.
 Und wohl duftet gelöscht
 Von oben der Aufruhr.
 Wo inne stehet, beruhiget, da
 Und dort, das Feuer.
 Denn Freude schüttet
 Der Donnerer aus und hätte fast
 Des Himmels vergessen
 Damals im Zorne, hätt ihn nicht
 Das Weise gewarnet.

Jetzt aber blüht es
 Am armen Ort.
 Und wunderbar groß will
 Es stehen.
 Gebirg hänget . . . See,
 Warme . . Tiefe . es kühlen aber die Lüfte
 Inseln und Halbinseln,
 Grotten zu beten,

.

.

Ein glänzender Schild.

Und schnell, wie Rafen,

.

. . . . oder es schafft

Auch anderer Art,

Es sproffet aber

.

. . . . viel üppig neidiges

Unkraut, das blendet, schneller schießet

Es auf, das ungelenke. Denn es scherzet

Der Schöpferische, sie aber

Verstehen es nicht. Zu zornig greift

Es und wächst. Und dem Brande gleich,

Der Häußer verzehret, schlägt

Empor, achtlos, und schonet

Den Raum nicht das Feuer, bedekt,

Weitgährend, ein dampfend Gewölk,

. . . die unbeholfene Wildniß.

So will es göttlich scheinen. Aber

Furchtbar ungasflich windet

Sich durch den Garten die Irre,

Die augenlose, da den Ausgang

Mit reinen Händen kaum

Erfindet ein Mensch. Der gehet, gefandt,

Und fuchet, dem Thier gleich, das

Nothwendige. Zwar mit Armen,

Der Ahnung voll, mag einer treffen

Das Ziel. Wo nemlich
Die Himmlifchen eines Zaunes oder Merkmals,
Das ihren Weg
Anzeige, oder eines Bades
Bedürfen, reget es wie Feuer
In der Bruft der Männer fich.

Noch aber hat andre
Bei fich der Vater.
Denn über den Alpen,
Weil an den Adler
Sich halten müffen, damit fie nicht
Mit eigenem Sinne zornig deuten
Die Dichter, wohnen über dem Fluge
Des Vogels, um den Thron
Des Gottes der Freude,
Und deken den Abgrund
Ihm zu, die, gelbem Feuer gleich, in reißender
Zeit

Sind über Stirnen der Männer,
Die Prophetifchen. Denen möchten
Es neiden, weil die Furcht
Sie lieben, Schatten der Hölle.

Sie aber trieb,
Ein reines Schikfaal
Eröffnend, von
Der Erde heiligen Tifchen
Der Reiniger Herkules,
Der bleibt immer lauter, jezt noch,
Mit dem Herrfcher, und othembringend fteigen

Wie Vögel langsam ziehn:
Es bliket voraus
Der Fürst und kühl wehn
An die Brust ihm die Begegnisse, wenn
Es um ihn schweiget, hoch
In der Luft, reich glänzend aber hinab
Das Gut ihm liegt der Länder, und mit ihm find
Das erstemal siegforschend die Jungen.
Er aber mäßiget mit
Der Fittige Schlag.

Viel hab' ich dein
 Und deines Sohnes wegen
 Gelitten, Madonna,
 Denn seit ich hörte von ihm
 In süßer Jugend,

 Und manchen Gefang, den ich
 Dem Höchsten zu fingen, dem Vater,
 Gefonnen war, den hat
 Mir weggezehret die Schwermuth.

Doch, Himmlische, doch will ich
 Dich feiern, und ich fürcht es nicht,
 Daß mir der Sinn vergeh
 In deiner feeligen Macht,
 Und wachen foll,
 Der heiligen Lampe gleich, die war
 Bewahret von
 Gehorchenden Dienern, die Freude
 Des Tempels, seit . . .

 und gewaltet über
 Den Menschen hat, statt anderer Gottheit sie,
 Die allvergeßende Liebe.

Denn damals follt es beginnen,
 Als

 Geboren dir im Schooße
 Der göttliche Knabe und um ihn
 Der Freundin Sohn, Johannes genannt
 Vom stummen Vater, der kühne,
 Dem war gegeben
 Der Zunge Gewalt,
 Zu deuten

 Und die Furcht der Völker und
 Die Dürre und
 Die stürzenden Wasser des Herrn.

Denn gut sind Sazungen; aber
 Wie Drachenzähne, schneiden sie
 Und tödten das Leben, wenn im Zorne sie
 schärft
 Ein Geringer oder ein König.
 Gleichmuth ist aber gegeben
 Den Liebsten Gottes. So dann starben jene.
 Die Beiden, . . . so auch sahst
 Du göttlichtrauernd in der starken Seele sie
 sterben.
 Und wohnst deswegen

. . . . und wenn in heiliger Nacht
Der Zukunft einer gedenkt und Sorge für
Die sorgloschlafenden trägt,
Die frisch aufblühenden Kinder,
Kömst lächelnd du, und fragst, was er, wo du
Die Königin feiest, befürchte.

Denn nimmer vermagst du es,
Die keimenden Tage zu neiden,
Denn lieb ist dir, von je,
Wenn größer die Söhne find,
Denn ihre Mutter. Und nimmer gefällt es dir,
Wenn rückwärts blickend
Ein Älteres spottet des Jüngern.
Wer denkt der theuern Väter
Nicht gern und erzählet
Von ihren Thaten,

.
. . . wenn aber Verwegnes geschah,
Und Undankbare haben
Das Ärgerniß . . . gegeben,
Zu gerne blickt
Dann . . . zum . . .
Und thatenscheu
Unendliche Reue und es haßt das Alte die
Kinder.

Darum beschütze,
Du Himmlische, sie,
Die jungen Pflanzen, und wenn
Der Nord kömt oder giftiger Thau weht oder

Zu lange dauert die Dürre,
Und wenn sie üppigblühend
Verfinken unter der Sense,
Der allzuscharfen, gib erneuertes Wachstum.
Und daß nur niemals nicht
Vielfältig, in schwachem Gezweige,
Die Kraft mir vielversuchend
Zerstreue das frische Geschlecht, stark aber sei
Zu wählen aus Vielem das beste.

Nichts ist, das Böse. Das soll
Wie der Adler den Raub
Mir Eines begreifen.
Die Andern dabei, damit sie nicht
Die Amme, die
Den Tag gebietet,
Verwirren, falsch anklebend
Der Heimath und der Schwere spottend,
Der Mutter ewig sitzen
Im Schooße. Denn groß ist,
Von dem sie erben den Reichtum.

Vor allem, daß man schon
Der Wildniß, göttlichgebaut
Im reinen Geseze, woher
Es haben die Kinder
Des Gotts, luftwandelnd unter
Den Felsen, und Haiden purpurn blühn
Und dunkle Quellen
Dir, o Madonna, und
Dem Sohne, aber den anderen auch,

Damit nicht, als von Knechten,
Mit Gewalt das Ihre nehmen
Die Götter.

An den Gränzen aber, wo stehet
Der Knochenberg, so nennet man ihn
Heut, aber in alter Sprache heißet
Er Offa, Teutoburg ist
Dafelbst auch und voll geistigen Waffers
Umher das Land, da
Die Himmlischen all
Sich Tempel . . .
.
.
Ein Handwerksmann.

Uns aber, die wir . . .
Daß
.
Und zu sehr zu fürchten die Furcht nicht!
Denn du nicht, holde . . .
.
. . . , . . . aber es giebt
Ein finster Geschlecht, das weder einen Halb-
gott
Gern hört, oder wenn mit Menschen ein Himm-
lisches
In Woogen erscheint, gestaltlos, oder das An-
geficht
Des reinen ehrt, des nahen
Allgegenwärtigen Gottes.

Doch wenn unheilige schon
. in Menge
. und frech
.
.
.
.

Was kümmern sie dich,
O Gefang, den Reinen? ich zwar,
Ich sterbe, doch du
Gehest andere Bahn, umsonst
Mag dich ein Neidisches hindern.

Wenn dann in kommender Zeit
Du einem Guten begegnest,
So grüß ihn, und er denkt,
Wie unfere Tage wohl
Voll Glücks, voll Leidens gewesen,
Von einem gehet zum andern
.
.
.
.

Noch Eins ist aber
Zu sagen. Denn es wäre
Mir fast zu plötzlich
Das Glück gekommen,
Das Einsame, daß ich unverständig
Im Eigentum hätte
Mich an die Schatten gewandt.

Denn weil du gabst
Den Sterblichen
Versuchend Göttergestalt,
Wofür ein Wort? und es hätte die Schwermuth
Mir von den Lippen —
So meint' ich, denn es haffet die Rede, wer
Das Lebenslicht, das herzernährende sparet —
Den Gefang genommen. Zwar
Es deuteten vor Alters
Die Himmlischen von sich selbst, wie sie
Die Kraft der Götter hinweggenommen.

Wir aber zwingen
Dem Unglück ab und hängen die Fahnen
Dem Sieggott, dem befreienden, auf. Darum auch
Haft du Räthsel gefendet. Heilig sind sie,
Die Glänzenden, wenn aber alltäglich
Die Himmlischen und gemein
Das Wunder scheinen will, wenn nemlich
Wie Raub Titanenfürsten die Gaaben
Der Mutter greifen, hilft ein Höherer ihr.

21.

Wenn nemlich der Rebe Saft,
Das milde Gewächs, fuchet Schatten
Und die Traube wächset unter dem kühlen
Gewölbe der Blätter,
Den Männern eine Stärke,
Wohl aber duftend den Jungfraun,
Und Bienen,
Wenn sie, vom Wohlgeruche
Des Frühlings trunken, der Geift
Der Sonne rühret, irren ihr nach,
Die Getriebenen, wenn aber
Ein Stral brennt, kehren sie
Mit Gefumm, vielahnend
. darob
. die Eiche raufchet,
.

22.

DAS NÄCHSTE BESTE

.
. offen die Fenster des Himmels
Und freigelassen der Nachtgeist,
Der himmelfürmende, der hat unfer Land
Beschwäzet, mit Sprachen viel, unbändigen, und
Den Schutt gewälzet
Bis diese Stunde.
Doch kommt das, was ich will,
Wenn
.

Auf falbem Laube ruhet
 Die Traube, des Weines Hoffnung,
 also ruhet auf der Wange
 Der Schatten von dem goldenen
 Schmuk, der hängt
 Am Ohre der Jungfrau.

Und ledig soll ich bleiben.
 Leicht fanget aber sich
 In der Kette, die
 Es abgeriffen, das Kälblein.

.

 Fleißig

Es liebet aber der Sämann
 Zu sehen eine,
 Des Tages schlafend über
 Dem Strikstrumpf.

Nicht will wohllauten
 Der deutsche Mund,
 Aber lieblich rauschen
 Am stechenden Bart
 Die Küffe.

DER ADLER

Mein Vater ist gewandert, auf dem
Gotthard,

Da wo die Flüsse hinab . . .
Wohl nach Hetruria seitwärts,
Und des geraden Weges
Auch über den Schnee,
Zu dem Olympos und Hämos,
Wo den Schatten der Athos wirft
Nach Höhlen in Lemnos.
Anfänglich aber sind
Aus Wäldern des Indus
Starkduftenden
Die Eltern gekommen.
Der Urahn aber
Ist geflogen über der See
Scharffinnend und es wunderte sich
Des Königes goldnes Haupt
Ob dem Geheimniß der Wasser,
Als roth die Wolken dampften
Über dem Schiff und die Thiere stumm
Einander schauend
Der Speise gedachten, aber
Es stehen die Berge doch still,
Wo wollen wir bleiben?

.

Der Fels ist zu Waide gut,
Das Trokne zu Trank,
Das Naffe aber zu Speise.
Will einer wohnen,
So sei es an Treppen,
Und wo ein Häuslein hinabhängt
Am Waffer, halte dich auf.
Und was du liebst, ist,
Athem zu hohlen.
Hat ihn nemlich einer hinauf
Am Tage gebracht,
Er findet im Schlaf ihn wieder.
Denn wo die Augen zugedeckt,
Und gebunden die Füße sind,
Da wirst du es finden.
Denn wo du erkennest,
.

. aber es haben
 Zu fingen

 . . . Blumen auch Wasser und fühlen,
 Ob mit ist der Gott. Schön ist
 Der Brauttag, bange sind wir aber
 Der Ehre wegen. Denn furchtbar gehet
 Es ungestalt, wenn Eines uns
 Zu gierig genommen. Zweifellos
 Ist aber der Höchste. Der kann täglich
 Es ändern. Kaum bedarf er
 Gesetz, wie nemlich es
 Bei Menschen bleiben soll. Viel Männer möchten da
 Seyn, wahrer Sache. Nicht vermögen
 Die Himmlischen alles. Nemlich es reichen
 Die Sterblichen eh' in den Abgrund. Also wendet
 es sich

 Mit diesen. Lang ist
 Die Zeit, es ereignet sich aber
 Das Wahre.

Wie aber Liebes? Sonnenschein
 Am Boden sehen wir und trokenen Staub
 Und tief mit Schatten die Wälder und es blühet
 An Dächern der Rauch, bei alter Krone
 Der Thürme, friedsam; und es girren
 Verloren in der Luft die Lerchen und unter dem Tage
 waiden

27.

.
Auf schönen Inseln. Gelehrt find die.
Versuchungen find nemlich
Gränzlos an die gegangen.
Zahllose gefallen. Also gieng es, als
Der Erde Vater bereitet ständiges
In Stürmen der Zeit. Ist aber geendet.

28.

Was ist der Menschen Leben ein Bild der Gottheit.
Wie unter dem Himmel wandeln die Irdischen alle,
sehen

Sie diesen. Tastend aber gleichiam, wie
In einer Schrift, die Unendlichkeit nachahmen und den
Reichtum

Menschen. Ist der einfältige Himmel
Denn reich? Wie Blüten sind ja
Silberne Wolken. Es regnet aber von daher
Der Schein und das Leuchten. Wenn aber
Das Blau ist ausgelöscht, das Einfältige, scheint
Das Nakte, das dem Marmelstein gleicht, wie Erz,
Anzeige des Reichtums.

29.

Was ist Gott? unbekannt, dennoch
Voll Eigenschaften ist das Angesicht
Des Himmels von ihm. Die Blize nemlich
Der Zorn sind eines Gottes. Jemehr ist eines
Unfichtbar, schicket es sich in Fremdes. Aber der Donner
Der Ruhm ist Gottes. Die Liebe zur Unsterblichkeit
Das Eigentum auch, wie das unfere,
Ist eines Gottes.

Entwürfe

I. SIBYLLE

Der Sturm
die Äste beugt
Und der Rabe fingt
So wandert das Wetter Gottes über

Aber du heilger Gefang

Und suchst armer Schiffer den gewohnten

Zu den Sternen siehe.

2.

DER BAUM

Da ich ein Kind, zag pflanzt ich dich

Schöne Pflanze! wie fehn wir nun verändert uns
Herrlich stehest in und
wie ein Kind vor.

4.

ODE AN BUONAPARTE

Aber sie schmähen

Schütteln gewalt[ig] den Baum doch auch die thö-
rigen Kinder
werfen mit Steinen

Im Gewitter spricht der Gott.

Öfters hab' ich die Sprache

sie sagten der Zorn sei genug u. gelte für den Apollo.

Haft du Liebe genug, so zürn aus Liebe nur immer.

Öfters hab ich Gesang versucht, aber sie hörten dich

nicht. Denn so wollte die heil'ge Natur, du sangest

du für sie in deiner Jugend nicht singend

Du sprachest zur Gottheit,

aber diß habt ihr all vergessen, daß immer die Erstlinge

Sterblichen nicht,

daß sie den Göttern gehören.

gemeiner muß, alltäglicher muß

die Frucht erst werden, dann wird

sie den Sterblichen eigen.

6.

AN [DIOTIMA]

Elyfium

Dort find ich ja

Zu euch ihr Todesgötter

Dort Diotima

Heroën.

Singen möcht ich von dir

Aber nur Thränen

Und in der Nacht in der ich wandle erlöschst
mir dein

Klares Auge!

himmlischer Geist.

7.

DIE VERJÜNGUNG

Das Sonnenlicht weckt die Freude mir auf,

Es ist ein unaussprechlicher Dank in mir, Liebe, daß
der himmlische Frühling auch mir noch Freude giebt.

8.

Bin ich nicht ferne von dir

Doch bin ich zufrieden,

Da ich ein Knabe, war

die Schwester.

Doch endlich,

Du irrst wo bist du

Wo bist du?

9.

O Mutter Erde! du allverföhnende, allesduldende!
hüllst du nicht so u. erzählest

und wie um jenen Erstgeborenen

daß ich

Gemildert ist seine Macht, verhüllt in den Stralen
u. die Erde birgt vor ihm die Kinder
ihres Schoofes [in] den Mantel, aber wir erfahren
ihn doch.

und kommende Tage verkünde, da
Viel Zeiten sind vorüber[ge]gangen. und oft hat einer vor
dir ein Herz im Busen gefühlt. Geahndet haben
die Alten, die frommen Patriarchen, und im Verborgnen
haben dir, sich selbst geheim, in tiefverschlossener Halle dir
die verschwiegnen Männer gedient, die Helden aber, die
haben, am meisten, und dich die Liebe genannt,
oder sie [haben] dunklere Nahmen dir, Erde, gegeben,
denn es schämet, sein Liebstes zu nennen, sich von Anfang der
Mensch, doch
wenn er Größeres fand, und der Höchste billig geheißen,
dann
nennt [er], was ihm eigen ist, beim eigenen Nahmen.
und siehe mir ist, als hört' ich den Vater sagen,
dir sei von nun [an] die Ehre vertraut, und

Gefänge sollst du empfangen in seinem Nahmen,
und sollst indeß er fern ist und alte Ewigkeit
verborgener und verborgner wird,
statt seiner feyn den sterblichen Menschen. wie
du Kinder gebährest und erzog[st] für ihn, so will er
jetzt, wenn [er]
dir erkannt ist, sie wieder senden und neigen
zu die Seele der Menschen.

10.

BUNDESTREUE

An Sinklair

Lieber

Nur daß

Verflucht die Afche des
der zuerst
Die Kunst erfand aus Liebesbanden
Saile zu winden.

Seit dem empört

11.

DIE ROSE

Holde Schwester!

Wo nehm ich, wenn es Winter ist,
Die Blumen, daß ich Kränze den Himmlischen
winde?

Dann wird es feyn, als wüßt ich nimmer vom Göttlichen,
Denn von mir sei gewichen des Lebens Geist;
Wenn ich den Himmlischen die Liebeszeichen,
Die Blumen im kahlen Felde suche
u. dich nicht finde.

Aber in Hütten wohnt der Mensch, u. hüllet sich ein ins verschämte Gewand, denn inniger ist [er,] achtfamer auch u. daß er bewahre den Geist, wie die Priesterin die himmlische Flamme, diß ist sein Verstand. Und darum ist die Willkür ihm u. alle Macht [und] Kunst, zu fehlen u. zu vollbringen dem Götterähnlichen, der Güter Gefährlichstes, die Sprache, dem Menschen gegeben, damit er schaffend, zerstörend, u. unterg[eh]end, u. wiederkehrend zur ewiglebenden, zur Meisterin und Mutter, damit er zeuge, was er sei geerbt zu haben, gelernt von ihr, ihr Göttlichstes, die all-erhaltende Liebe.

13. DIE NEUSTEN RICHTER

Vormals richtete Gott.

Könige.

Weife.

wer richtet denn itzt?
Richtet das Volk
die heilge Gemeinde?
Nein! o nein! wer richtet denn itzt?
das Natterngeschlecht! feig und falsch
das edlere Wort nicht mehr
Über die Lippe.

O im Nahmen

ruf ich dich

Alter Dämon! wieder

Oder fende
Einen Helden

Oder
die Weisheit

14.

AN MEINE SCHWESTER

Übernacht' ich im Dorf

Albluft

fo übernacht ich

Straße hinunter

Wiederfehn. Sonne der Heimath

Kahnfahrt,

Freunde Männer und Mütter.

Schlummer.

15.

NEUE WELT

u. es hängt, ein ehern Gewölbe
der Himmel über uns, es lähmt Fluch
die Glieder den Menschen, und die erfreuenden
Gaaben der Erde find, wie Spreu, als
spottete unfer, mit ihren Gefchenken die Mutter.
u. alles ift Schein —
Aber fchon öffnet fich
die Fluth über die Dürre

Aber wo ift er?
daß er befwöre den lebendigen Geift

16.

friedlich der Nekar
Die Infel

indeffen oben

und der volle Saal.

Da, da

Ein Strom
weder hören noch sehen.
jezt, jezt, jezt ruft
daß es helle werde,
ihr himmlischen Gratien,
und der Nahmenstag
Der Freudengötter sei diefer!

Und fiehet den Tod nicht.
Wann aber

und Blize fallen
Am hellen Tage wo
Der Spizberg ausbeugt,
Und Wohlgeruch

Und Thills Thal, das

Und Stutgard, wo ich
Ein Augenblicklicher begraben
liegen dürfte, dort,
Wo sich die Straße
bieget und
 um die Weinstraig,
Und der Stadt Klang wieder
Sich findet drunten auf ebenem Grün
Wohltönend unter den Apfelbäumen.

18.

DEM FÜRSTEN

Laß in der Wahrheit immerdar
Mich bleiben

Niemals im Unglück,

aber zu fingen

Ihr Wohnungen des Himmels,

wo sie den Tempel gebaut
Und Dreifuß und Altar
aber

herab von den Gipfeln

zu fingen den Helden

Deutsche Jugend — Zorn der alten Staaten —

hat ein Bürger

19.

Süß ifts,

und genährt zu feyn

Vom Schönen

Denn

Gotts Lohn

So schlägt die Leier Apoll.

Und zu schauen

Die Länder

Ist dir gegeben.

Und mitzufühlen das

Und

und verlorne Liebe

Der Turniere

Wie aber jetzt?

Nicht ist ein Feldherr oder

Ein Mann uns, daß wir

Dennoch damit uns nicht

Die giengen haben, die Todesgötter

170

das Saitenspiel
Das hochgestimmte, filbertönende zwar

wir aber fingen
Den Schikfaalshügel, nemlich

die Berge
Des Frankenlandes,

Schon blühen und die Wartburg
 dafelbst

heiligen Nahmen, o Gefang, aber
Den Bußort
Von Deutschland nennest du ihn;

Wünccht' ich der Helden einer zu feyn,
Und dürfte frei es bekennen
So wär' es ein Seeheld.

Den Himmel zu fragen. und es ift noth,

Wenn du fie aber nennest
Anfon und Goma

Gewaltig ift die Zahl.
Gewaltiger aber find fie felbft
Und machen ftumm

Dennoch die Männer.

Und hin nach Genua will ich
Zu erfragen Kolombos Haus
Wo er

In süßer Jugend gewohnt.

meineft du

So du
Mich aber frageft

So weit das Herz
Mir reichet, wird es gehen.

Ein Murren war es, ungedultig

Doch da hinaus, damit
Vom Plaze
Wir kommen, also rief
Gewaltig richtend
Die Gefellen die Stimme des Meergotts,
Die reine, daran
Heroën erkennen, ob fie recht
Gerathen oder nicht.

Sie fahn nun,

Es waren nemlich viele,
Der schönen Städte

damit

Mit Liffabon

Und Genua theilten;

Denn einfam kann
Von Himmlifchen den Reichtum tragen
Nicht eins; wohl nemlich mag
Den Harnifch dehnen

ein Halbgott, dem Höchften aber

Ift faft zu wenig

Das Wirken wo das Tagslicht fcheinet,

Und der Mond,

Darum auch

fo

Nemlich öfters, wenn
Den Himmlifchen zu einfam
Es wird, daß fie
Allein zufammenhalten

Entweder oder die Erde; denn es leidet

dann aber

die Spuren der alten Zucht,

Süß ifts, zu irren
 In heiliger Wildniß,

— — — —

Und an der Wölfin Euter, o guter Geist,
 Der Waffer, die
 Das heimatliche Land
 Durchirren,

, wilder fonft,

Und jezt gewöhnt, zu trinken, Findlingen gleich;
 Des Frühlings, wenn im warmen Grunde
 Des Haines wiederkehrend fremde Fittige

tags ausruhend in Einfamkeit,

Und an der Palmenftaude
 Mit Sommervögeln
 Zusammenkommen die Bienen,
 Und deinen Alpen

von Gott getheilet

Der Welttheil,

zwar fie ftehen

Gewapnet

23.

Es hat aber

Klopftok gestorben am
Jahrtausend.
Also heißet

um die Alten die Trauer.
Furchtbar scheint mir das und als ein

Ort hab ich
Denn den hat der Eltern Sonne getödtet.
Mit den Genossen

[Er] hätte Flammen vom Altare

wär er auch Prometheus
[Hera]b aber
Mannigfaltig kommet das Licht.
[So] aber ist es das unschuldigste.
Nichts ist vorherzufagen,
Wenn Gott hinwegnimmt auf dem Wagen
In der Erde Gesezen einen Heiligen oder Seher. Aber
[es] find
Im Griechenland auch solche gewesen, sieben Weise.
Jezt aber geschiehet

24.

Bauen möcht

und neu errichten
des Theseus Tempel und die Stadien
u. wo Perikles gewohnt

Es fehlet aber das Geld, denn zu viel
ist ausgegeben heute. Zu Gaste nemlich hatt'
ich geladen u. wir saßen beieinander

Verfuche

I.

Viel thuet die gute Stunde.
Drum wie die Staaren
Mit Freudengeschrei,
wenn auf Gasgogne, Orten, wo viel Gärten find,
und Springbrunnen die Bäum
Wenn im Olivenland,
In liebenswürdiger Fremde,
An grasbewachsnen Wegen
Unwissend in der Wüste
Im Thal
Die Sonne flicht,
Und das Herz der Erde thuet
Sich auf, wo um
Den Hügel von Eichen
Aus brennendem Lande
Die Ströme und wo
Des Sonntags unter Tänzen
Gastfreundlich die Schwellen find,
An Blütenbekränzten Straßen, stillegehend.
Sie spüren nemlich die Heimath,
Wenn grad aus falbem Stein
Die Wasser silbern riefeln
Auf feuchter Wiese der Charente,

Die klugen Sinne pflegend. wenn aber
Die Luft sich bahnt,

Das ficht uns an Barbaren
Anfang, der bringt uns fast um heiligen Geist
Wildniß nemlich find ihm die Alpen und
Das Gebirg, das theilet die Tale und die Länge lang
Geht über die Erd. Dort oben
Auch leben, wo allein herrscht Sonne
Und Mond. Gut aber tut uns, zu sehen einen der wolle
Umkehren mein Vaterland.

Gehn mags also. Fast, unrein, hatt sehn lassen und das
Eingeweid

Der Roffe bis über den Gurt.

Der Erde.

Bei Ilion aber auch schien

der Adler herein. Aber in der Mitte

Der Himmel der Gefänge. Neben aber

Am Ufer zornige Greife, der

die alle

Darin unfer find.

2.

Vom Abgrund nemlich haben
Wir angefangen und gegangen
Dem Leuen gleich,
Der lieget
In dem Brand
Der Wüste
Lichttrunken und der Thiergeist ruhet
Bald aber wird, wie ein Hund, umgehn
In der Hizza meine Stimme auf den Gassen der Gärten
Der Schöpfer.
In denen wohnen Menschen
In Frankreich
Frankfurt aber, nach der Gestalt, die
Abdruk ist der Natur, zu reden
Des Menschen nemlich, ist der Nabel
Dieser Erde. Diefе Zeit auch
Ist Zeit, und deutichen Schmelzes

damit sie schauen follte

die Purpurwolke, da versammelt von der linken Seite
der Alpen und der rechten sind die seeligen
Geister, und es tö[net]

Ein wilder Hügel aber stehet über dem Abhang
 Meiner Gärten. Kirfchenbäume. Scharfer Othem aber
 wehet

Um die Höhe des Felfes. All da bin ich
 Alles miteinander. Wunderbar
 Aber über Quellen beuget schlank
 Ein Nußbaum sich und Beere, wie Korall
 Hängen an dem Strauche über Röhren von Holz,
 Aus denen
 Aber schwer geht neben Bergen der Tag weg.
 Rechts liegt oben der Forst.
 Ursprünglich aus Korn, nun aber zu gestehen,
 Bevestigter Gefang von Blumen
 Bis zu Schmerzen aber der Nase steigt
 Neue Bildung aus der Stadt wie
 Citronengeruch auf und der Öl aus der Provence und
 es haben diese Dankbarkeit
 Längst auferziehen und der Mond und Schikfaal
 Und Natürlichkeit Und Duft, ich aber
 Dankbarkeit mir die Gasgognischen Lande
 Gegeben. Erzogen aber, noch zu sehen, hat mich
 und genähret

Gebraten Fleisch der Tafch und
 Braune Trauben, so wie
 Die Rappierluft und des Festtags
 Untrügbarer Krystall an dem
 Das Licht sich prüfet wenn kam von Deutchland
 und mich besch[irmt]
 Ihr Blüten von Deutchland, o wäre Herz und

Arm und Bein

denn schlank steht
mit getreuem Rücken des
der die Gelenke verderbt
und taugt in den Karren
der Deutschen Geschlecht.

Wohl muß ehren
Das Schikfaal. Das heißt
Der Sonne Peitsch und Zügel. Das
Will aber heißen

Schwerdt
und heimlich Messer, wenn einer
geschliffen
mittelmäßig Gut.
Daß aber uns das Vaterland
Nicht zusammengehe
Zum kleinen Raum. Schwer ist dann
Zu liegen, mit Füßen, oder den Händen auch.
Nur Luft. Und gehet
Beim Hochzeitreigen und Wanderfraus.

5.

LEBEN

Der Halbgötter oder Patriarchen, fized
Zu Gericht. Nicht aber überall ifts
Ihnen gleich um diefe, fondern Leben, fummendheies
auch von Schatten Echo

Als in einem Brennpunct
Verfammelt. Gericht des Glaubens und die Nacht,
Ein Feuerftahl fchlägt Funken, aus gefchliffnem
Geftein

des Tages, dann noch um die Dämmerung
Ein Saitenspiel tönt. Gegen das Meer zifchet
Der Knall der Jagd. Die Aegypterin aber, offnen
Bufens

Jammer fingend wegen Mühe gichtig das Gelenk
Sizet im Wald, am Feuer, recht Gewiffen bedeutend
Der Welten und der Reife des Gefirns
Raufcht in Schottland oder an den Seen
Lombardas dann ein Bach vorüber. Knaben fpielen
Reinen Lebens gewohnt fo um Gefaltan
Der Meifter oder Leichen oder es rauschet um der
Thürme Kronen

Sanfter Schwalben Gefchrei.

Nein wahrhaftig der Tag
Bildet keine
Menschen formen. Aber erflich
Ein alter Gedanke, Wiffenschaft
Elyfium.

6.

Narcyffen Ranunklen und
Siringen aus Perfien
 Nelken, gezogen
Blumen perlenfarb
Und schwarz und Hyacinthen,
Wie wenn es riechet statt Musik
Des Eingangs, dort, wo böse Gedanken,
 mein Sohn
Liebende vergeffen sollen einzugehen
Verhältniffe und diß Leben
Christophori der Drache
 vergleicht der Natur
Gang und Geist und Gestalt.

Mit Eiderdaunen, eine Perle des Meers
 Und der Adler den Accent rufet, vor Gott,
 Der Feuer lädt der Menschen wegen
 Des Wächters Horn tönt aber über den Garden
 Der Kranich aber die Gestalt aufrecht hält,
 Die Majestätische, keusche drüben
 In Patmos, Morea, in der Pestluft.
 Türkisch. und die Eule, wohlbekannt der Schriften
 Spricht, einer heischern Frau gleich in zerstörten
 Stätten. Aber
 Die erhalten den Sinn. Oft aber wie ein Brand
 Entstehet Sprachverwirrung. Aber nun wie ein Schiff,
 Das lieget im Hafen, des Abends, wenn die Gloke läutet
 Des Kirchthurms, und es nachhallt unten
 Im Eingewaid des Tempels und der Mönch
 Und Schäfer Abschied nehmet, vom Spaziergang
 Und Apollon, ebenfalls
 Aus Roma, derlei Palläften, sagt
 Ade! unreinlich bitter, darum!
 Dann kommt das Brautlied des Himmels.
 Wollendruhe. Goldroth. Und die Rippe tönet
 Des sandigen Erdballs in Gottes Werk
 Ausdrücklicher Bauart, grüner Nacht
 Und Geist, der Säulenordnung, wirklich
 Ganzem Verhältniß, samt der Mitt,
 Und glänzenden

O ihr Stimmen des Geschicks, ihr Wege des Wanderers
 Denn an dem Himmel
 Tönt wie Sirenenfang
 Der Wolken sichere Stimmung gut
 Gestimmt vom Daßeyn Gottes, dem Gewitter.
 Und Rufe, wie wenn hinaus schauen, zur
 Unsterblichkeit und Helden:
 Viel sind Erinnerungen.
 Tönend, wie des Kalbs Haut.
 Und wo die Erde, von Verwüstungen her, Verfuchun-
 gen der Heiligen
 Denn anfangs bildet das Starke sich
 Großen Gesetzen nachgeht, die Einigkeit
 breiten lauter Hülle
 Und Zärtlichkeit und den ganzen Himmel, nachher
 ohne zu sehr zu befinnen
 Erscheinend, fingen
 Denn fest ist der Erde
 Gefangeswolken. Denn immer lebt
 Sterbend nemlich müssen sie zieren den Geist des Himmels
 aber fingen daselbst Gefangeswolken
 Nabel, der immer lebt. Gefangen nemlich in Ufern von Grab sind
 Die Natur. Wo aber allzu sehr sich
 Das Ungebundene zum Tode sehnt
 Die Flammen und die allgemeinen
 Elemente. Lauter Befinnen aber oben lebt der Äther. Aber zu sehr
 Himmlisches einschläft, und die Treue Gottes.
 Über andern Tagen
 Das Verständige fehlt.
 Ist das Licht. Als Zeichen der Liebe
 Aber wie der Reigen
 Veilchenblau die Erde.

Zur Hochzeit,
Zu Geringem auch kann kommen
Großer Anfang.
Alltag aber wunderbar zu lieb den Menschen
Gott an hat ein Gewand.
Und Erdenkräften verbirget sich sein Angesicht
Und dekert die Liebe mit Kunst.
Und Luft und Zeit dekert
Den Schrecklichen, wenn zu sehr den
Eins liebet mit Gebeten oder
Die Seele. Denn lang schon steht offen
Wie Bücher, zu lernen die Linien und Winkel
Die Natur
Und gelber die Sonnen und die Monde,
Zu Zeiten aber
Wenn ausgehn will die alte Bildung thun auch
Der Erde, bei Geschichten nemlich
Die Kräfte der Seele sich zusammen,
Geworden muthig fechtenden, wie auf Höhen führt
Daß lieber auf Erden
Die Erde Gott, ungemessene Schritte begränzet
Die Seele wohnt und irgend ein Geist
Er aber
Gemeinschaftlich sich zu Menschen gefellet.

Süß ifts dann unter hohen Schatten der Bäume
Und Hügeln zu wohnen, sonnigen, wo der Weg
Gehet zur Kirche. Reisenden aber, denen
Aus Lebensliebe, messend immerhin,
Die Füße gebunden, blühen
Schöner die Wege, wo das Land

GRIECHENLAND

Wege des Wanderers?
 Denn Schatten der Bäume
 Und Hügel, sonnig, wo
 Der Weg geht
 Zur Kirche,
 Reegen, wie Pfeilenregen
 Und Bäume stehen schlummernd, doch
 Eintreffen Schritte der Sonne,
 Denn eben so, wie heißer
 Brennt über der Städte Dampf,
 So gehet über des Reegens
 Behangene Mauren die Sonne

Wie Epheu nemlich hänget
 Aftlos der Reegen herunter. Schöner aber
 Blühn Reisenden die Wege
 im Freien wechfelt wie Korn.
 Avignon waldig über den Gotthardt
 Taftet das Roß, Lorbeern
 Rauschen um Vergilius und daß
 Die Sonne nicht
 Unmännlich fuchet, das Grab. Moosrosen
 Wachfen
 Auf den Alpen. Blumen fangen
 Vor Thoren der Stadt an,
 auf geebneten Wegen wachsend unbegünstigt
 Gleich Kryftallen in der Wüste des Meers.
 Gärten wachfen um Windsor. Hoch
 Ziehet, aus London,

Der Wagen des Königs.
Schöne Gärten spüren die Jahrzeit.
Am Canal. Tief aber liegt
Das ebene Weltmeer, glühend.

Überchriften

1. DER EMPFINDSAME
2. DER GRAUSAME STOIKER
3. DIE VORZÜGE
DES KNABEN, JÜNGLINGS, MANNES
UND HOHEN ALTERS
4. LIED DES SCHWEDEN
5. HYMNE AUF KOLOMB
6. HYMNE AUF SHAKESPEARE
7. DER GOTTHARD
8. SCHILLER
9. OCEANIDEN
10. VOMERS LANDGUT
11. ABSCHIED VON IHR
Taffo an Leonoren
12. WILLKOMM NACH DEM KRIEGE
An Siegfried Schmidt

13. KLEISTS TOD
14. IM WALDE (DER HIRSCH)
15. GESANG DER MUSEN AM MITTAG
16. KATASTR[OPHE] – IKARUS –
PHAËTON
17. OVIDS RÜCKEHR NACH ROM
18. DIE ENTSCHEIDUNG
19. CÄCILIA
20. DER TODTENGRÄBER
21. FRIEDRICH MIT DER GEBISSENEN
WANGE
22. UGOLINO
23. EUGEN
24. MAHOMED
25. RINALDO
26. BARBAROSSA
27. KAISER HEINRICH

28. DEMETRIUS POLIORCETES
29. PETER DER GROSSE
30. CONRADIN
31. BLEIBENDER WERTH
32. DAS LEBEN

Gedichte der Spätzeit

[AUF DEN TOD EINES KINDES]

.

Die Schönheit ist den Kindern eigen,
Ist Gottes Ebenbild vielleicht, —
Ihr Eigentum ist Ruh und Schweigen,
Das Engeln auch zum Lob gereicht.

DER RUHM

Es knüpft an Gott der Wohllaut, der geleitet
Ein sehr berühmtes Ohr, denn wunderbar
Ist ein berühmtes Leben groß und klar,
Es geht der Mensch zu Fuße oder reitet.

Der Erde Freuden, Freundlichkeit und Güter,
Der Garten, Baum, der Weinberg mit dem Hüter,
Sie scheinen mir ein Wiederglanz des Himmels,
Gewähret von dem Geist den Söhnen des Ge-
wimmels. —

.
.
.
.

Wenn Einer ist mit Gütern reich beglückt,
Wenn Obst den Garten ihm, und Gold ausschmücket
Die Wohnung und das Haus, was mag er haben
Noch mehr in dieser Welt, sein Herz zu laben?

[AUF DIE GEBURT EINES KINDES]

.

Wie wird des Himmels Vater schauen
Mit Freude das erwach'ne Kind,
Gehend auf blumenreichen Auen
Mit andern, welche lieb ihm find.

Indeffen freue dich des Lebens,
Aus einer guten Seele kommt
Die Schönheit herrlichen Bestrebens,
Göttlicher Grund dir mehr noch frommt.

[LEBENSÜBERDRUSS]

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden find, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Julius find ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!

[DIOTIMA AUS DEM JENSEITS]

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden find,
Ich dir noch kennbar bin, die Vergangenheit,
O du Theilhaber meiner Leiden!
Einiges Gute bezeichnen dir kann,

So sage, wie erwartet die Freundin dich?
In jenen Gärten, da nach entsezlicher
Und dunkler Zeit wir uns gefunden?
Hier an den Strömen der heiligen Urwelt.

Das muß ich sagen, einiges Gutes war
In deinen Blicken, als in der Ferne du
Dich einmal fröhlich umgesehen,
Immer verschlossener Mensch, mit finstrem

Aussehn. So flossen Stunden dahin, wie still
War meine Seele über der Wahrheit, daß
Ich so getrennt gewesen wäre!
Ja! ich gestand es, ich war die Deine.

Wahrhaftig! wie du alles Bekannte mir
In mein Gedächtniß bringen und schreiben willst,
Mit Briefen, so ergeht es mir auch,
Daß ich Vergangenes alles sage.

Wars Frühling? war es Sommer? Die Nachtigall
Mit süßem Liede lebte mit Vögeln, die
Nicht ferne waren im Gebüsche,
Und mit Gerüchen umgaben Bäum' uns.

Die klaren Gänge, niedres Geftrauch und Sand,
Auf dem wir traten, machten erfreulicher
Und lieblicher die Hyacinthe
Oder die Tulpe, Viole, Nelke.

Um Wänd und Mauern grünte der Epheu, grünt'
Ein feelig Dunkel hoher Alleen. Oft
Des Abends, Morgens waren dort wir,
Redeten manches und fahn uns froh an.

In meinen Armen lebte der Jüngling auf,
Der, noch verlassen, aus den Gefilden kam,
Die er mir wies, mit einer Schwermuth;
Aber die Nahmen der feltnen Orte

Und alles Schöne hatt' er behalten, das
An feeligen Gestaden, auch mir sehr werth,
Im heimatlichen Lande blühet,
Oder verborgen, aus hoher Ausficht,

Allwo das Meer auch einer beschauen kann,
Doch keiner fein will. Nehme vorlieb und denk'
An die, die noch vergnügt ist, darum,
Weil der entzükende Tag uns anschien,

Der mit Geständniß oder der Hände Druk
Anhub, der uns vereinet. Ach! wehe mir!
Es waren schöne Tage. Aber
Traurige Dämmerung folgte nachher.

Du feiest so allein in der schönen Welt,
Behauptest du mir immer, Geliebter! Das
Weißt aber du nicht,
.

[AN ZIMMERN]

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

DER FRÜHLING

Wenn auf Gefilden neues Entzücken keimt
Und sich die Ansicht wieder verschönt und sich
An Bergen, wo die Bäume grünen,
Hellere Lüfte, Gewölke zeigen,

Oh! welche Freude haben die Menschen! froh
Gehn an Gestaden Einsame. Ruh und Luft
Und Wonne der Gesundheit blühet,
Freundliches Lachen ist auch nicht ferne.

DER KIRCHHOF

Du stiller Ort, der grünt mit jungem Grafe,
Da liegen Mann und Frau, und Kreuze stehn,
Wohin hinaus geleitet Freunde gehn,
Wo Fenster sind glänzend mit hellem Glase.

Wenn glänzt an dir des Himmels hohe Leuchte
Des Mittags, wann der Frühling dort oft weilt,
Wenn geistige Wolke dort, die graue, feuchte,
Wenn sanft der Tag vorbei mit Schönheit eilt!

Wie still ist's nicht an jener grauen Mauer,
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;
Mit schwarzen thauigen, und Laub voll Trauer,
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt.

Dort in der Kirch' ist eine dunkle Stille
Und der Altar ist auch in dieser Nacht geringe,
Noch sind darinn einige schöne Dinge,
Im Sommer aber fängt auf Feldern manche Grille.

Wenn Einer dort Reden des Pfarrherrn hört,
Indeß die Schaar der Freunde steht daneben,
Die mit dem Todten sind, welch eignes Leben
Und welcher Geist, und fromm seyn ungestört.

DER SPAZIERGANG

Ihr Wälder schön an der Seite,
Am grünen Abhang gemalt,
Wo ich umher mich leite,
Durch süße Ruhe bezahlt
Für jeden Stachel im Herzen,
Wenn dunkel mir ist der Sinn,
Den Kunst und Sinnen hat Schmerzen
Gekostet von Anbeginn.
Ihr lieblichen Bilder im Thale,
Zum Beispiel Gärten und Baum,
Und dann der Steg, der schmale,
Der Bach zu sehen kaum,
Wie schön aus heiterer Ferne
Glänzt Einem das herrliche Bild
Der Landschaft, die ich gerne
Besuch' in Witterung mild.
Die Gottheit freundlich geleitet
Uns erstlich mit Blau,
Hernach mit Wolken bereitet,
Gebildet wölbig und grau,
Mit sengenden Blizen und Rollen
Des Donners, mit Reiz des Gefilds,
Mit Schönheit, die gequollen
Vom Quell ursprünglichen Bilds.

DAS FRÖHLICHE LEBEN

Wenn ich auf die Wiese komme,
Wenn ich auf dem Felde jezt,
Bin ich noch der Zahme, Fromme,
Wie von Dornen unverlezt.
Mein Gewand in Winden wehet,
Wie der Geist mich lustig fragt,
Worinn Inneres besteht,
Bis Auflösung diesem tagt.

O vor diesem sanften Bilde,
Wo die grünen Bäume stehn,
Wie vor einer Schenke Schilde
Kann ich kaum vorübergehn.
Denn die Ruh an stillen Tagen
Dünkt entschieden trefflich mir.
Dieses mußst du gar nicht fragen,
Wenn ich soll antworten dir.

Aber zu dem schönen Bache
Such' ich einen Luftweg wohl,
Der, als wie in dem Gemache,
Schleicht durch's Ufer wild und hohl.
Wo der Steg darüber gehet,
Geht's den schönen Wald hinauf,
Wo der Wind den Steg umwehet,
Sieht das Auge fröhlich auf.

Droben auf des Hügels Gipfel
Siz' ich manchen Nachmittag,

Wenn der Wind umfaßt die Wipfel,
Bei des Thurmes Glockenschlag,
Und Betrachtung giebt dem Herzen
Frieden, wie das Bild auch ist,
Und Beruhigung den Schmerzen,
Welche reimt Verstand und List.

 Holde Landschaft! wo die Straße
Mitten durch sehr eben geht,
Wo der Mond aufsteigt, der blasse,
Wenn der Abendwind entsteht,
Wo die Natur sehr einfältig,
Wo die Berg' erhaben stehn,
Geh' ich heim zuletzt, haushältig,
Dort nach goldnem Wein zu sehn.

[EINE LANDSCHAFT]

Wenn aus dem Himmel hellere Wonne sich
Herabgießt, eine Freude der Menschen kommt,
Daß sie sich wundern über manches
Sichtbares, Höheres, Angenehmes:

Wie tönet lieblich heil'ger Gefang dazu!
Wie lacht das Herz in Liedern die Wahrheit an,
Daß Freudigkeit an einem Bildniß —
Über dem Stege beginnen Schaafte

Den Zug, der fast in dämmernde Wälder geht.
Die Wiesen aber, welche mit lautrem Grün
Bedeckt sind, sind wie jene Haide,
Welche gewöhnlicher Weise nah ist

Dem dunkeln Walde. Da, auf den Wiesen auch
Verweilen diese Schaafte. Die Gipfel, die
Umher sind, nackte Höhen sind mit
Eichen bedeket und feltnen Tannen.

Da, wo des Stromes regfame Wellen sind,
Daß Einer, der vorüber des Weges kommt,
Froh hinschaut, da erhebt der Berge
Sanfte Gestalt und der Weinberg hoch sich.

Zwar gehn die Treppen unter den Reben hoch
Herunter, wo der Obstbaum blühend darüber steht
Und Duft an wilden Hecken weilet,
Wo die verborgenen Veilchen sproffen;

Gewässer aber riefeln herab, und sanft
Ist hörbar dort ein Raufchen den ganzen Tag;
Die Orte aber in der Gegend
Ruh'n und schweigen den Nachmittag durch.

AN ZIMMERN

Von einem Menschen sag ich, wenn der ist gut
Und weise, was bedarf er? Ist irgend eins,
Das einer Seele gnüget? ist ein Haben, ist
Eine gereifteste Reb' auf Erden

Gewachsen, die ihn nähre? Der Sinn ist deß
Also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel
Die Kunst. O Theurer, dir sag ich die Wahrheit:
Dedalus Geist und des Walds ist deiner.

[ERINNERUNG]

Nicht alle Tage nennt die schönsten der,
Der sich zurückfehnt unter die Freuden, wo
Ihn Freunde liebten, wo die Menschen
Über dem Jüngling mit Gunst verweilten.

[DER SONNTAG]

Freundschaft, Liebe, Kirch und Heilge, Kreuze, Bilder,
Altar und Kanzel und Musik. Es tönet ihm die Predigt.
Die Kinderlehre scheint nach Tisch ein schlummernd
müßig
Gespräch für Mann und Kind und Jungfrau, fromme
Frauen;
Hernach geht er, der Herr, der Bürgersmann und
Künstler,
Auf Feldern froh umher und heimatlichen Auen,
Die Jugend geht betrachtend auch.

DIE ZUFRIEDENHEIT

Wenn aus dem Leben kann ein Mensch sich finden
Und das begreifen, wie das Leben sich empfindet,
So ist es gut; wer aus Gefahr sich windet,
Ist wie ein Mensch, der kommt aus Stürm' und Winden.

Doch besser ist's, die Schönheit auch zu kennen,
Einrichtung, die Erhabenheit des ganzen Lebens,
Wenn Freude kommt aus Mühe des Bestrebens,
Und wie die Güter all' in dieser Zeit sich nennen.

Der Baum, der grünt, die Gipfel von Gezweigen,
Die Blumen, die des Stammes Rind' umgeb[en,]
Sind aus der göttlichen Natur, sie sind ein Leben,
Weil über dieses sich des Himmels Lüfte neigen.

Wenn aber mich neugier'ge Menschen fragen,
Was dieses sei, sich für Empfindung wagen,
Was die Bestimmung sei, das Höchste, das Gewinnen,
So sag' ich, das ist es, das Leben, wie d[as] Sinnen.

Wer die Natur gewöhnlich, ruhig machet,
Ermahnet mich, den Menschen froh zu leben,
Warum? Die Klarheit ist's, vor der auch Weise beben,
Die Freudigkeit ist schön, wenn alles scherzt und lachet.

Der Männer Ernst, der Sieg und die Gefahren,
Sie kommen aus Gebildetheit, und aus Gewahren,
Es geb' ein Ziel; das Hohe von den Besten
Erkennt sich an dem Seyn, und schönen Überresten.

Sie selber aber find, wie Auserwählte,
Von ihnen ist das Neue, das Erzählte,
Die Wirklichkeit der Thaten geht nicht unter,
Wie Sterne glänzen, giebt's ein Leben groß und munter.

Das Leben ist aus Thaten und verwegen
Ein hohes Ziel, gehaltener's Bewegen
Der Gang und Schritt, doch Seeligkeit aus Tugend,
Und großer Ernst, und dennoch lautre Jugend.

Die Reu' und die Vergangenheit in diesem Leben
Sind ein verschiednes Seyn, die Eine glücket
Zu Ruhm und Ruh', und allem, was entrücket
Zu hohen Regionen, die gegeben;

Die Andre führt zu Quaal, und bitterm Schmerzen,
Wenn Menschen untergehn, die mit dem Leben
scherzen,
Und das Gebild' und Antlitz sich verwandelt,
Von Einem, der nicht gut und schön gehandelt.

Die Sichtbarkeit lebendiger Gestalt, das Währen
In dieser Zeit, wie Menschen sich ernähren,
Ist fast ein Zwist, der lebet der Empfindung,
Der andre strebt nach Mühen und Erfindung.

DER MENSCH

Wer Gutes ehrt, er macht sich keinen Schaden,
Er hält sich hoch, er lebt den Menschen nicht ver-
gebens,
Er kennt den Werth, den Nuzzen solchen Lebens,
Er kommt dem Bessern nach, er geht auf Segens-
pfaden.

DER HERBST

Die Sagen, die der Erde sich entfernen,
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,
Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.

Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen
Von der Natur, als wie die Tag' verblaffen
Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,
Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.

In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,
Der Landmann, der am Pfluge sich gezeiget,
Er siehet, wie das Jahr sich frohem Ende neiget,
In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.

Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret
Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verlieret,
Es zeigt sich mit einem goldnen Tage,
Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

DER FRÜHLING

Die Sonne glänzt, es blühen die Gefilde,
Die Tage kommen blüthenreich und milde,
Der Abend blüht hinzu, und helle Tage gehen
Vom Himmel abwärts, wo die Tag' entstehen.

Das Jahr erscheint mit feinen Zeiten
Wie eine Pracht, wo Feste sich verbreiten,
Der Menschen Thätigkeit beginnt mit neuem Ziele,
So sind die Zeichen in der Welt, der Wunder viele.

HÖHERES LEBEN

Der Mensch erwählt sein Leben, sein Beschließen,
Von Irrtum frei kent Weisheit er, Gedanken,
Erinn'ungen, die in der Welt versanken,
Und nichts kann ihm den innern Werth verdrießen.

Die prächtige Natur verschönet seine Tage,
Der Geist in ihm gewährt ihm neues Trachten
In seinem Innern oft, und das, die Wahrheit achten,
Und höhern Sinn, und manche feltne Frage.

Dann kann der Mensch des Lebens Sinn auch
kennen,
Das Höchste seinem Zweck, das Herrlichste benennen,
Gemäß der Menschheit so des Lebens Welt betrachten,
Und hohen Sinn als höh'eres Leben achten.

HÖHERE MENSCHHEIT

Den Menschen ist der Sinn in's Innere gegeben,
Daß sie als anerkannt das Beste wählen,
Es gilt als Ziel, es ist das wahre Leben,
Von dem sich geistiger des Lebens Jahre zählen.

DES GEISTES WERDEN

Des Geistes Werden ist dem Menschen nicht ver-
borgen,
Und wie das Leben ist, das Menschen sich gefunden,
Es ist des Lebens Tag, es ist des Lebens Morgen,
Wie Reichtum sind des Geistes hohe Stunden.

Wie die Natur sich dazu herrlich findet,
Ist, daß der Mensch nach solcher Freude schauet,
Wie er dem Tage sich, dem Leben sich vertrauet,
Wie er mit sich den Bund des Geistes bindet.

DER WINTER

Wenn bläicher Schnee verschönert die Gefilde,
Und hoher Glanz auf weiter Ebne blinkt,
So reizt der Sommer fern, und milde
Naht sich der Frühling oft, indeß die Stunde finkt.

Die prächtige Erscheinung ist, die Luft ist feiner,
Der Wald ist hell, es geht der Menschen keiner
Auf Straßen, die zu sehr entlegen sind, die Stille machet
Erhabenheit, wie dennoch alles lachet.

Der Frühling scheint nicht mit Blüten Schimmer
Den Menschen so gefallend, aber Sterne
Sind an dem Himmel hell, man siehet gerne
Den Himmel fern, der ändert fast sich nimmer.

Die Ströme sind, wie Ebenen, die Gebilde
Sind, auch zerstreut, erscheinender, die Milde
Des Lebens dauert fort, der Städte Breite
Erscheint besonders gut auf ungemessner Weite.

DER SOMMER

Wenn dann vorbei des Frühlings Blüthe schwindet,
So ist der Sommer da, der um das Jahr sich windet.
Und wie der Bach das Thal hinuntergleitet,
So ist der Berge Pracht darum verbreitet.

Daß sich das Feld mit Pracht am meisten zeigt,
Ist wie der Tag, der sich zum Abend neiget;
Wie so das Jahr verweilt, so sind des Sommers Stunden
Und Bilder der Natur dem Menschen oft verschwunden.

DER FRÜHLING

Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste,
Der Frühling aber blüht, und prächtig ist das Meiste,
Das grüne Feld ist herrlich ausgebreitet,
Da glänzend schön der Bach hinuntergleitet.

Die Berge stehn bedeket mit den Bäumen,
Und herrlich ist die Luft in offenen Räumen,
Das weite Thal ist in der Welt gedehnet
Und Thurm und Haus an Hügeln angelehnet.

FRÜHLING

Es kommt der neue Tag aus fernen Höhn herunter,
Der Morgen, der erwacht ist aus den Dämmerungen,
Er lacht die Menschheit an, geschmückt und munter,
Von Freuden ist die Menschheit sanft durchdrungen.

Ein neues Leben will der Zukunft sich enthüllen,
Mit Blüthen scheint, ein Zeichen froher Tage,
Das große Thal, die Erde sich zu füllen,
Entfernt dagegen ist zur Frühlingszeit die Klage.

DER FRÜHLING

Die Sonne kehrt zu neuen Freuden wieder,
Der Tag erscheint mit Strahlen, wie die Blüthè,
Die Zierde der Natur erscheint sich dem Gemüthe,
Als wie entstanden find Gefang und Lieder.

Die neue Welt ist aus der Thale Grunde,
Und heiter ist des Frühlings Morgenstunde,
Aus Höhen glänzt der Tag, des Abends Leben
Ist der Betrachtung auch des innern Sinns gegeben.

DER WINTER

Das Feld ist kahl, auf ferner Höhe glänzet
Der blaue Himmel nur, und wie die Pfade gehen,
Erscheinet die Natur, als Einerlei, das Wehen
Ist frisch, und die Natur von Helle nur umkränzet.

Der Erde Stund ist sichtbar von dem Himmel
Den ganzen Tag, in heller Nacht umgeben,
Wenn hoch erscheint von Sternen das Gewimmel,
Und geistiger das weit gedehnte Leben.

DER SOMMER

Noch ist die Zeit des Jahrs zu sehn, und die Gefilde
Des Sommers stehn in ihrem Glanz, in ihrer Milde;
Des Feldes Grün ist prächtig ausgebreitet,
Allwo der Bach hinab mit Wellen gleitet.

So zieht der Tag hinaus durch Berg und Thale,
Mit feiner Unaufhaltsamkeit und feinem Strahle,
Und Wolken ziehn in Ruh', in hohen Räumen,
Es scheint das Jahr mit Herrlichkeit zu fäumen.

DER FRÜHLING

Wenn neu das Licht der Erde sich gezeiget,
Von Frühlingsregen glänzt das grüne Thal und munter
Der Blüthen Weiß am hellen Strom hinunter,
Nachdem ein heitrer Tag zu Menschen sich geneiget.

Die Sichtbarkeit gewinnt von hellen Unterschieden,
Der Frühlingshimmel weilt mit seinem Frieden,
Daß ungestört der Mensch des Jahres Reiz betrachtet,
Und auf Vollkommenheit des Lebens achtet.

DER SOMMER

Die Tage gehn vorbei mit sanfter Lüfte Rauschen,
Wenn mit der Wolke sie der Felder Pracht vertauschen,
Des Thales Ende trifft der Berge Dämmerungen,
Dort, wo des Stromes Wellen sich hinabgeschlungen.

Der Wälder Schatten sieht umhergebreitet,
Wo auch der Bach entfernt hinuntergleitet,
Und sichtbar ist der Ferne Bild in Stunden,
Wenn sich der Mensch zu diesem Sinn gefunden.

DER WINTER

Wenn ungefehnt und nun vorüber find die Bilder
Der Jahreszeit, fo kömmt des Winters Dauer,
Das Feld ift leer, die Anficht fcheinet milder,
Und Stürme wehn umher und Reegenschauer.

Als wie ein Ruhetag, fo ift des Jahres Ende,
Wie einer Frage Ton, daß diefer fich vollende,
Alsdann erfcheint des Frühlings neues Werden,
So glänzet die Natur mit ihrer Pracht auf Erden.

DER WINTER

Wenn sich der Tag des Jahrs hinabgeneiget
Und rings das Feld mit den Gebirgen schweiget,
So glänzt das Blau des Himmels an den Tagen,
Die wie Gestirn in heitrer Höhe ragen.

Der Wechsel und die Pracht ist minder umgebreitet,
Dort, wo der Strom hinab mit Eile gleitet,
Der Ruhe Geist ist aber in den Stunden
Der prächtigen Natur mit Tiefigkeit verbunden.

GRIECHENLAND

Wie Menschen sind, so ist das Leben prächtig,
Die Menschen sind der Natur öfters mächtig,
Das prächt'ge Land ist Menschen nicht verborgen,
Mit Reiz erscheint der Abend und der Morgen.

Die offenen Felder sind als in der Erndte Tage,
Mit Geistigkeit ist weit umher die alte Sage,
Und neues Leben kommt aus Menschheit wieder;
So sinkt das Jahr mit einer Stille nieder.

DER ZEITGEIST

Die Menschen finden sich in dieser Welt zum Leben,
Wie Jahre find, wie Zeiten höher streben;
So wie der Wechsel ist, ist übrig vieles Wahre,
Daß Dauer kommt in die verschied'nen Jahre;
Vollkommenheit vereint sich so in diesem Leben,
Daß diesem sich bequemt der Menschen edles Streben.

FREUNDSCHAFT

Wenn Menschen sich aus innrem Werthe kennen,
So können sie sich freudig Freunde nennen,
Das Leben ist dem Menschen so bekannter,
Sie finden es im Geist interessanter.

Der hohe Geist ist nicht der Freundschaft ferne,
Die Menschen sind den Harmonien gerne
Und der Vertrautheit hold, daß sie der Bildung leben,
Auch dieses ist der Menschheit so gegeben.

AUSSICHT

Der off'ne Tag ist Menschen hell mit Bildern,
Wenn sich das Grün aus ebner Ferne zeigt,
Noch eh' des Abends Licht zur Dämmerung sich neiget,
Und Schimmer fanft den Klang des Tages mildern.

Oft scheint die Innerheit der Welt umwölkt, ver-
schlossen,
Des Menschen Sinn von Zweifeln voll, verdrossen,
Die prächtige Natur erheitert seine Tage
Und ferne steht des Zweifels dunkle Frage.

DIE AUSSICHT

Wenn in die Ferne geht der Menschen wohnend
Leben,
Wo in die Ferne sich erglänzt die Zeit der Reben,
Ist auch dabei des Sommers leer Gefilde,
Der Wald erscheint mit seinem dunklen Bilde.

Daß die Natur ergänzt das Bild der Zeiten,
Daß die verweilt, sie schnell vorübergleiten,
Ist aus Vollkommenheit, des Himmels Höhe glänzet
Den Menschen dann, wie Bäume Blüth' umkränzet.

Briefe der Spätzeit



1. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich habe die Ehre, Ihnen zu bezeugen, daß ich über den von Ihnen empfangenen Brief recht erfreut seyn mußte. Ihre vortreflichen Äußerungen sind mir sehr wohlthätig, und die Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, kommt hinzu zu der Bewunderung Ihrer vortreflichen Gefinnungen. Ihr gütiges Gemüth und Ihre so nützlichen Ermahnungen sind niemals ohne Äußerung, die mich erfreuet, wie sie mir nützlich ist. Das Kleidungsstück, das Sie hinzugesetzt, ist mir auch sehr gut. Ich muß mich beeilen. Ich wäre so frei, mehreres hinzuzusetzen, wie nemlich solche Aufforderungen zu ordentlicher Äußerung meinerseits, wie ich hoffe, wirksam seyn und Ihnen angenehm seyn sollen. Ich habe die Ehre, mich zu nennen

Ihren

ergebensten Sohn

Hölderlin.

2. AN DIE MUTTER

Liebste Mutter!

Ich ergreife die von Herrn Zimmern mir gütigst angebotene Gelegenheit, mich in Gedanken an Sie zu wenden und Sie noch immer von der Bezeugung meiner Ergebenheit und der Redlichkeit meiner Anhänglichkeit zu unterhalten. Ihre schon so lange mir einleuchtende und klare Gütigkeit, die Fortdauer Ihrer Zärtlichkeit und Ihres mir so wohlthätigen moralischen Einflusses sind mir verehrungswürdige Gegenstände,

die mir vor Augen schweben, ich mag meine schuldige Ehrerbietung in mir zu verstärken suchen oder ich mag denken, was an dem Angedenken feie, das ich Ihnen schuldig bin, vortrefliche Mutter! Wenn ich Ihnen nicht kann so unterhaltend seyn, wie Sie mir, so ist es das Verneinende, das in ebenderselben Ergebenheit liegt, die ich Ihnen zu bezeugen die Ehre habe. Meine Theilnahme hat in Ihnen noch nicht aufgehört; so fortdaurend Ihre mütterliche Gütigkeit, so unverändert mein Angedenken an Sie, verehrungswürdige Mutter! Die Tage, die Ihnen ohne Schaden an Gesundheit, und mit der Gewißheit Ihres Herzens hingehn, der Gottheit wohlzugefallen, sind mir immerhin theuer, und die Stunden, die ich in Ihrer Nähe zugebracht habe, wie mir scheineth, unvergeßlich. Ich hoffe, und habe das feste Zutrauen, daß es Ihnen immer recht wohlgehen und auf dieser Welt gefallen werde. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

3. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich beantworte Ihren gütigen Brief mit vergnügtem Herzen und aus schuldiger Theilnahme an Ihrem Daseyn, Ihrer Gesundheit und Fortdauer in diesem Leben. Wenn Sie mich belehren, wenn Sie zu ordentlicher Aufführung, Tugend und Religion mich ermuntern, so ist die Sanftmuth einer so gütigen Mutter

das Bekannte und Unbekannte in einem mir so verehrten Verhältniß mir nützlich wie ein Buch seyn soll, und meiner Seele zuträglich wie höhere Lehre. Die Natürlichkeit Ihrer frommen und tugendhaften Seele leidet außer dieser letztern wohl bessere Vergleichen. Ich rechne auf Ihre christliche Verzeihung, theuerste Mutter, und auf mein Bestreben, mich immer mehr zu vervollkommen und zu bessern. Meine Mittheilungsgaabe schränkt sich auf Äußerungen meiner Anhänglichkeit an Sie ein, bis meine Seele von Gefinnungen so viel gewonnen hat, daß sie mit Worten sich davon mittheilen und Sie interessiren kann. Ich nehme mir die Freiheit, mich Ihrem mütterlichen Herzen und Ihrer gewöhnlichen Vortrefflichkeit gehorsamst zu empfehlen. Ich glaube, Fleiß und ein gewöhnliches Fortschreiten im Guten fehlt nicht leicht einen guten Zweck. Ich empfehle mich, verehrungswürdigste Mutter! und nenne mich mit Aufrichtigkeit

Ihren

gehorsamen [Sohn]

Hölderlin.

4. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich schätze mich glücklich, so viele Gelegenheit zu haben, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeugen, indem ich meine Gefinnungen durch Briefeschreiben äußere. Ich glaube sagen zu können, gute Gefinnungen, in Worten geäußert, sind nicht umsonst, weil das Gemüth auch von innerlichen Vorschriften abhängt, die in der Natur des Menschen liegen, und die, in so fern sie christ-

lich gelten, durch ihre Beständigkeit und Wohlthätigkeit interessiren. Der Mensch scheineth an Zuverlässigkeit, an ein Reineres, das seiner Neigung sich anzupassen scheint, gerne gewöhnt. Dieses Innere scheint auch reich an Kräften, wie es noch überdiß zur Befähigung des menschlichen Gemüths, und zur Bildung menschlicher Gemüthskräfte beitragen kann. Göttliches, wie dessen der Mensch auch empfänglich ist, ist wunderbar zugegeben einer mehr natürlichen Bemühung, die der Mensch sich giebt. Ich bitte um Vergebung, daß ich mich Ihnen so unrücksichtlich habe mitgetheilt. Sich mit sich selbst zu beschäftigen ist eine Bestimmung, welche, so ernst sie erscheinen kann, doch den Geist des Menschen zur Hülfe hat, und der Anlagen des menschlichen Herzens wegen, zur Milde im menschlichen Leben und auch so ferne zur höheren Empfänglichkeit beitragen kann. Ich muß noch einmal um Vergebung bitten, indem ich abbreche. Ich nenne mich mit aufrichtigster Ergebenheit

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

5. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich fahre fort, Sie unterhalten zu wollen mit meinen Briefen, und Ihre gütige Zuschrift zu beantworten. Ich kann nicht aufhören, Sie zu verehren, und Ihre Güte gegen mich, und Zärtlichkeit in Ermahnungen zu erkennen. Wie haben Sie recht, mich zu ermahnen, daß ich die Ehrfurcht gegen Herrn Zimmern nicht ver-

lieren, und mich immer mehr der Tugend und ordentlicher Sitten befließigen soll. Ihre gütigen Briefe sind mir auch ein Beweis Ihrer fortdauernden Gesundheit. Ich empfehle mich Ihrer ferneren Güte, verehrungswürdigste Mutter! und nenne mich mit inniger Verehrung

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

6. AN DIE MUTTER

Meine theuerste Mutter!

Ich danke Ihnen herzlichst für die neulichen Äußerungen Ihrer fortdaurenden Güte. Ich bin diese Tage nicht ganz wohl gewesen, bin aber jezt wieder besser. Das Befinden von Ihnen interessirt mich um so mehr, und ich freue mich um so mehr, wenn ich denke, daß Sie sich wohl befinden. Leben Sie immer gerne in Nürtingen, und ist dieser Aufenthalt Ihrer mir so theuren Gesundheit immer zuträglich?

Daß ich Sie so wenig unterhalten kann, rühret daher, weil ich mich so viel mit den Befinnungen beschäftige, die ich Ihnen schuldig bin. Was Sie sonst meinerseits interessirt, so ferne, ist Ihr Befinden, die Ruhe Ihres vortreflichen Gemüths, und Ihre Antheilnahme mit dem Gemüthe an diesem Leben. Von diesem Ihnen zu reden, will ich mich befließen, so sehr, als ich Ihnen dieses schuldig bin. Ich habe die Ehre, Sie meiner äußersten Hochachtung zu versichern, und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

7. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich denke, daß ich Ihnen nicht zur Last falle mit der Wiederholung solcher Briefe. Ihre Zärtlichkeit und vortrefliche Güte erweket meine Ergebenheit zur Dankbarkeit, und Dankbarkeit ist eine Tugend. Ich denke der Zeit, die ich mit Ihnen zubrachte, mit vieler Erkentlichkeit, verehrungswürdigste Mutter! Ihr Beispiel voll Tugend soll immer in der Entfernung mir unvergeßlich bleiben, und mich ermuntern [zur] Befolgung Ihrer Vorschriften, und Nachahmung eines so tugendhaften Beispiels. Ich seze das Bekenntniß meiner aufrichtigen Ergebenheit hinzu und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

Meine Empfehlung an meine theuerste Schwester.

8. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder einen Brief. Ich weiß nicht, ob Sie mir den zuletzt geschriebenen beantwortet haben. Ich vermuthe, daß er beantwortet ist. Nehmen Sie mir, nach Ihrer Güte, diese Behauptung nicht übel. Ich mache Ihnen die aufrichtigsten Wünsche für Ihre Gesundheit. Behalten Sie mich in gütigem Angedenken, und seyn Sie versichert, daß ich mich mit Wahrheit nenne

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

9. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Es ist mir lieb, wenn Sie recht gesund sind, und wenn es Ihnen in allen Stücken wohl geht. Die guten Nachrichten, die Sie mir von Ihnen gegeben haben, haben mich gefreut. Ich habe mir vorgenommen, an Ihrem Wohlbefinden immer wahreren Antheil zu nehmen. Mögen Sie meiner theueren und sehr geschätzten Schwester meine Empfehlung machen. Ich habe ihr noch nicht für die Besuche gedankt, die sie hier mir zu machen die Güte hatte. Ich nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

10. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich kann nicht anders sagen, als daß ich sehr erkenntlich gegen Ihre ausnehmende gütige Ausdrücke und so klare Erweise Ihrer Güte in meiner Seele mich finde.

Ich muß es eben zu verdienen suchen durch Wohlverhalten und fortdauernde Ehrerbietung gegen Personen, die mir Grundsätze angeben und an deren Grundsätze ich glaube.

Mich auszudrücken, ist mir so wenig gegönt gewesen im Leben, da ich mich in der Jugend gern mit Büchern beschäftigt und nachher von Ihnen entfernte. Was mir, bei dieser Art von Geständniß, immer geblieben, ist ein herzlicher Glaube an Ihr vortreffliches Herz und den Ernst Ihrer mütterlichen Vorschriften.

Ihr Beispiel, Ihre Ermahnungen zur Verehrung eines höhern Wesens haben mir auch bis hierher genützt, so daß sich das an sich Verehrbare solcher Gemüthsgegenstände auch durch Ihr Verwobenseyn in diesem Leben bekräftiget.

Ich empfehle mich Ihnen in so ferne mit desto getrofterem Gemüthe und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Friederich Hölderlin.

11. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste!

Ich kann Ihnen nicht genug danken für Ihre gütige Zuschrift. Ich finde immer die Zeichen Ihres edlen Herzens und trachte, die sanften Ermahnungen, die Ihnen gefällig, zu befolgen.

Ich muß Ihnen auch herzlich danken für das, was Sie beigelegt und mir zugeschickt haben.

Sie werden die Feiertage vergnügt zugebracht haben.

Ich hoffe, da jetzt die Äußerung gütigt auf Ihrer Seite, so weit, so bald ich über die Empfindungen, die ich Ihnen schuldig, hinaus bin, Ihnen auch einen recht großen Brief schreiben zu können.

Seyen Sie von meiner herzlichen Theilnahme an Ihrer kostbaren Gesundheit, Wohlfeyn und Vergnügtseyn des Gemüthes und Fortdauer derselben versichert.

Darf ich Sie bitten, mich gehorsamst allen den Ihrigen zu empfehlen.

Ich habe die Ehre, mit völligster Ergebenheit mich
zu nennen

Ihren
gehorsamsten
Hölderlin.

12. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Wenn meine bisherigen Briefe Ihnen nicht ganz gefallen konnten, so kann eine öftere Erweisung einer solchen Aufmerksamkeit die gutwillige Bemühung anzeigen. Es ist oft so, daß die Übung auch diese Gestalt annehmen kann. Was Menschen näher bringt, ist Übung zur Gewohnheit, Annäherung der Gefinnungen und Beziehungen im Zusammenhange der Menschheit. Übrigens sind die näheren Gefinnungen noch andre Erkentlichkeit, Religion, und Gefühl verpflichtender Beziehungen. Ich empfehle mich ergebenst in die Fortdauer Ihrer Güte, und nenne mich

Ihren
gehorsamsten Sohn
Hölderlin.

13. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich danke Ihnen recht sehr für das Überschikte. Was Sie mir geschrieben haben, hat mich recht sehr gefreut. Die Menschen müssen sich im Guten erhalten durch Ermahnung, wie es Ihnen obliegt, und durch die Art, sich zu empfehlen, wie es mir geziemt.

Ich wiederhohle das, was ich geäußert habe, und
nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

14. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich schicke mich schon wieder an, Ihnen einen Brief
zu schreiben. Was ich Ihnen gewöhnlich geschrieben
habe, ist Ihnen erinnerlich, und ich habe Ihnen fast
wiederholte Äußerungen geschrieben. Ich wünsche,
daß Sie sich immer recht wohl befinden mögen. Ich
empfehle mich gehorsamst und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

15. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich mache mir eine Freude daraus, Ihnen wieder-
holter malen noch einen Brief zu schreiben. Ich
wiederhohle die Gefinnungen, und die Bezeugung von
diesen, die ich sonst gemacht habe. Ich wünsche Ihnen
recht vieles Gute für immer. Ihre Gesundheit, die mir
so schätzbar, wird, meiner Hoffnung und meinen
Wünschen gemäß, immer vollkommener und für Sie
angemessener seyn. Bleiben Sie mir gewogen, theuerste
Mutter, und gönnen Sie mir die Fortdauer Ihrer Güte

und Ihres Wohlwollens. Ich empfehle mich Ihnen
gehorsamst und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

16. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Daß ich eine Gelegenheit benutzen darf, an Sie zu schreiben, ist mir gar nicht unangenehm. Es sind immerhin Empfehlungen meines von Ihnen abhängigen Wesens und Versuche, mein ergebenes Gemüth Ihrer fortdauernden Güte zu äußern, was ich für den Inhalt dieser gewiß nicht ohne Ergebenheit geschriebenen Briefe Ihnen versichern möchte. Nehmen Sie es doch nicht übel, daß ich schon abbreche. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

17. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich habe die Ehre, Ihnen schon wieder einen Brief zu schreiben. Die mannigfaltigen Gütigkeiten, die Sie mir im Leben erwiesen haben, veranlassen mich zum Danke, und jede Art der Höflichkeit, die ich Ihnen erweisen kann, kann einigermaßen als ein Bezeugniß deselbigen dienen. Leben Sie wohl, es war mir eine Ehre, Ihnen schon wieder schreiben zu können. Ich nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

18. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich mache Ihnen meinen gehorsamsten Dank für die Briefe, die ich von Ihnen erhalten habe, und versichere Sie, daß es mir eine Ehre ist, Ihnen zuweilen die Versicherung meiner Ergebenheit zu machen. Bringen Sie die Zeit vergnügt zu, wie es mein Wunsch ist. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

19. AN DIE MUTTER

Meine verehrungswürdigste Mutter!

Ich nehme mir die Freiheit, mit diesem Schreiben Ihnen die Anzeige meiner fortdauernden Erkenntlichkeit zu machen. Sind Sie von der Ergebenheit meiner Gefinnungen überzeugt. Die Fortdauer innerer Überzeugung, die zur Tugend beiträgt, ist keine geringe Beobachtung. Übrigens bin ich in meinen Verpflichtungen und Überzeugungen nicht veränderlich. Ich nenne mich mit Ergebenheit

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

20. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Frau Mutter!

Ich bitte Sie, daß Sie es nicht ungütig nehmen, daß ich Ihnen immer mit Briefen beschwerlich falle, die

fehr kurz find. Die Bezeugung von dem, wie man gefinnt fei, und wie man Antheil nehme an andern, die man verehrt, und wie das Leben den Menschen hingehe, diefe Art, fich mitzuthemen, hat eine Befchaffenheit, wo man fich auf diefe Art entfchuldigen muß. Ich beendige den Brief fchon wieder, und nenne mich

Ihren

gehorfamften Sohn

Hölderlin.

21. AN DIE MUTTER

Meine theuerfte Mutter!

Weil Hr. Zimmer gütig mir erlaubt, auch zu fchreiben, bin ich fo frei. Ich empfehle mich Ihrer Güte. Sie werden mich wohl nicht verlaffen. Ich hoffe Sie bald zu fehen. Ich bin von Herzen

Ihr

gehorfamer Sohn

Hölderlin.

22. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich nehme mir die Freiheit, einen Brief an Sie zu fchreiben, wie es faft eine Gewohnheit geworden ift. Es foll mich recht fehr freuen, wenn Sie gefund find. Ich mache mir eine Freude daraus, von den Gefinnungen zu fchreiben, von denen ich fonft gefchrieben habe. Ich empfehle mich Ihnen gehorfamft und nenne mich

Ihren

gehorfamen Sohn

Hölderlin.

23. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder. Das Wiederholen von dem, was man geschrieben hat, ist nicht immer eine unnöthige Beschaffenheit. Es ist in dem, wovon die Rede ist, gegründet, daß, wenn man sich zum Guten ermahnt, und sich etwas Ernstliches sagt, es nicht sehr übel genommen wird, wenn man eben daselbe sagt, und nicht immer etwas vorbringt, das nicht gewöhnlich ist. Ich will es bei diesem bewenden lassen. Ich empfehle mich Ihnen gehorfsamst, und nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

24. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihre gütige Erlaubniß zu benutzen, und das Brieffchreiben an Sie so ferne fortzusetzen. Wenn Sie sich wohl befinden, freuet es mich erstaunlich. Ich werde aber wieder schnell abrechen müssen. Ich muß es bei dem bewenden lassen, Ihnen von meinem Wohlbefinden Nachricht gegeben zu haben. Ich empfehle mich Ihrer Güte und Gewogenheit und nenne mich

Ihren

ergebenst gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

25. AN DIE MUTTER

Theuerſte Mutter!

Ich mache Ihnen meinen gehorſamſten Dank für das Überſchikte. Nehmen Sie es nicht ungütig, daß ich Ihnen immer noch, wie Sie mich überzeugt haben, auf dieſe Art läſtig bin. Iſt es irgend zu ſagen möglich, ſo möchte ich Ihnen bezeugen, wie ich wünſche, Ihnen Ihre viele Sorge um mich und Güte vergelten zu können. Ich wünſche Ihnen überdiß gute Geſundheit, theuerſte Mutter, und ruhiges Leben und nenne mich

Ihren

gehorſamſten Sohn

Hölderlin.

26. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigſte Mutter!

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen wiederhohltmals zu ſchreiben. Was ich Ihnen ſonſt geſagt habe, wiederhole ich mit den Gefinnungen, die Sie von mir wiſſen. Ich wünſche Ihnen alles Gute. Ich breche ſchon wieder ab, wie ich Sie um Verzeihung bitte.

Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt, und nenne mich

Ihren

gehorſamen Sohn

Hölderlin.

27. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigſte Frau Mutter!

Die vortreffliche Frau Zimmerin ermahnt mich, daß ich möchte es nicht vernachläſſigen, Ihnen mit

einem Schreiben aufmerksam zu seyn, und so die Fortdauer meiner Ergebenheit Ihnen zu bezeugen. Die Pflichten, die Menschen sich schuldig find, zeigen sich vorzüglich auch in einer solchen Ergebenheit eines Sohnes gegen seine Mutter. Die Verhältnisse der Menschen zu einander haben solche Regeln, und die Befolgung dieser Regeln und mehrere Übung in denselben macht, daß die Regeln so ferne weniger hart, und mehr dem Herzen angemessen scheinen. Nehmen Sie vorlieb mit diesem Zeichen meiner beständigen Ergebenheit. Ich nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

28. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich schreibe Ihnen, so gut ich im Stande bin, Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen nicht unangenehm ist. Ihr Wohlbefinden und die Beschaffenheit Ihres Gemüths ist mir unveränderlich angelegen. Wenn Sie mit diesem zufrieden seyn können, so thun Sie mir einen Gefallen, ich bin Ihnen bekannt, wie ich mit meinen Bitten bin und Ihnen beschwerlich falle. Ich bin

Ihr

gehorsamer Sohn

Hölderlin.

29. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich bin versichert, daß die Bemühung, Ihre Zufriedenheit zu verdienen, macht, daß die Gütigkeit,

mit der Sie immer gegen mich gefinnt gewesen find,
nicht aufhört. Ich muß schon schließen. Seyn Sie ver-
sichert, daß ich mit nicht endigender Ehrerbietigkeit
mich nenne

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

30. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich will Ihnen diesen Brief noch schreiben. Die
Nachrichten, die ich von Ihnen erhalte, freuen mich.

Ich kann Ihnen sagen, es giebt auch keine bessere
Nachrichten, als die, die mir sagen, daß Ihnen es gut
geht. Ich muß abbrechen. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

31. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich schreibe Ihnen diesen Brief zum Zeichen meiner
gewöhnlichen in solchen Verhältnissen sich benehmen-
den Bestimmtheit. Es soll mich sehr freuen, wenn ich
das mir immer sagen kann, was meine bezeugte und
Ihnen bekannte Art, den Menschen, die mich angehen,
verständlich zu seyn, Ihnen sich erinnerlich gemacht
hat. Ich bin

Ihr

gehorsamer Sohn

Hölderlin.

32. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich danke Ihnen für den erhaltenen Brief. Wie Sie mir geschrieben haben, kann ich mich versichern, daß es mit Ihrer Gesundheit gut geht, und daß Sie zufrieden und vergnügt leben. Haben Sie mir fagen gewollt, wie ich mich gegen Sie verhalten soll, so antwort' ich Ihnen, daß ich trachte, unveränderlich in gutem Vernehmen mit Ihnen zu bleiben.

Ich nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

33. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter

Ich mag es nicht veräußen, einen Brief an Sie zu schreiben. So erfreulich die Gegenwart, so ist doch das Zeichen der Seele, das nicht lebendige, eine Wohlthat für den Menschen. So wenig sich eine Vorzüglichkeit der Seele, wie Güte, oder herzliche Mittheilung, oder tugendhafte Ermahnung oft scheint vergelten zu lassen, so ist auch Äußerung der Empfänglichkeit doch etwas in das Leben und seine Erscheinung. Nicht nur die gleich starke Mittheilung, auch Äußerung und Empfindung ist eine Gestalt des Moralischen, ein Theil des Geistes und Erscheinungswelt. Wie Leib und Seele ist, so ist auch die Seele und ihre Äußerung. Nemlich der Mensch soll sich äußern aus Verdienst etwas Gutes thun, gute Handlungen ausüben, aber der Mensch soll

nicht nur auf die Wirklichkeit, er soll auch auf die Seele wirken. Die moralische Welt, die das Abstracte mit sich führt, scheint dieses zu erklären. Nehmen Sie mit diesen Äußerungen vorlieb und beglücken Sie ferner mit Ihrer Gewogenheit, verehrungswürdigste Mutter,

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

34. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder.

Haben Sie die Güte, diesen Brief, wie meine sonstigen Briefe, aufzunehmen und mich in gutem Gedächtniß zu behalten. Ich empfehle Ihnen mein Inneres aus Ergebenheit und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

35. AN DIE MUTTER

Geehrteste Frau Mutter!

Ich schreibe Ihnen, wie ich glaube, daß es Ihre Vorschrift, und meine Gemäßheit nach dieser ist. Haben Sie Neuigkeiten, so können Sie dieselben mir mittheilen. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

36. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich schreibe Ihnen dißmal einen Brief, so gut ich kann. Ihre Gefundheit soll mich immer sehr angelegentlich angehen. Es soll mich immer freuen, wenn Sie gesund sind und bleiben. Der Zusammenhang mit Ihnen wird mir immer theuer seyn. Gönnen Sie mir auch in Zukunft Ihre Gunst und Güte. Ich breche schon wieder ab. Ich empfehle mich Ihrer fortdauernden Liebe und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

37. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Immer muß ich Ihnen versichern, wie Ihre Güte und Ihre innere gute Beschaffenheit mich zum Dank auffordert und zur Bemühung, Ihnen in der Tugend nachzufolgen. Wer andere ermuntern kann zur Tugend und darinn weiter bringen, ist auch glücklich, weil er sieht, wie sein Beispiel Gutes befördert, und solches wirkt in andern Gemüthern. Die Glücklichkeit ist für sich selbst glücklich, sie ist es aber auch durch Betrachtung, sie ist es auch durch die Hoffnung, sich im Guten durch andere unterstützt zu finden. Nehmen Sie mit diesen wenigen Worten vorlieb. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

38. AN DIE MUTTER

Theuerfte Mutter!

Ich habe das Vergnügen gehabt, mehrere Briefe von Ihnen zu erhalten. Ihre Güte, etwas von Ihnen wissen zu laffen, überzeugt mich, daß man, fo gut man kann, dazu feyn muß, dieses Mittel, im verhältnißmäßigen Andenken zu bleiben, fchätzen muß. Ich habe Ihr Schreiben mit diefer Gefinnung beantworten wollen. Ich mache Ihnen für das Gefchikte meine gehorfamfte Dankfagung. Ich bin

Ihr

gehorfamfter Sohn

Hölderlin.

39. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigfte Frau Mutter!

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu wiederhohltem male einen Brief zu fchreiben. Die wenige Zeilen, mit denen ich meine Ehrfurcht zu fagen mich bestrebe, werden Ihnen, wie ich hoffe, nicht unangenehm feyn, da ich von Ihrer fortdauernden Güte verfichert bin. Haben Sie die Güte, mich in fortdauerndem gutem Andenken zu behalten. Ich nehme mir die Freiheit, den Brief zu beschließen. Ich empfehle mich Ihnen, und nenne mich

Ihren

gehorfamen Sohn

Hölderlin.

40. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich habe die Ehre, Ihnen fchon wieder fchreiben zu wollen. Die Briefe, die Sie mir gefchrieben haben,

haben mich immer sehr gefreut. Ich danke Ihnen für die Güte, die Sie mir darinn erwiesen. Ich muß schon wieder schließen. Ich versichere Ihnen meine Hochachtung und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

41. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich habe die Ehre, Ihnen eben wieder einen Brief zu schreiben. Ihr Wohlbefinden ist mir immer eine Freude, und daß Sie sich meiner in Güte erinnern mögen, ist mir ein Anlaß wahrer Dankfagung. Ihre Briefe sind mir ein Zeugniß von Güte und rechter Fortdauerheit in solchen Gemüthsbezeugungen gewesen, wie ich die meinigen Ihnen zu erkennen gebe. Ich empfehle mich Ihnen und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

42. AN DIE MUTTER

Beste Mutter!

Ich bestrebe mich, Ihnen so wenig, wie möglich, unangenehm zu werden, und schreibe deßwegen, so oft ich kann. Ich freue mich, wenn Sie gesund sind, und wenn ich mit Ihnen so mich empfinden kann, daß daraus meine Schuldigkeit gegen Sie und meine Überzeugtheit von Ihrem Werthe sichtbar ist. Ich wünsche,

daß Sie sich immer so unveränderlich erkennen, wie
Sie gut find, und nenne mich

Ihren
gehorsamen Sohn

Hölderlin.

43. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich beantworte Ihnen den Brief, den Sie neulich geschrieben haben. Nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, das ich Ihnen schreiben kann. Sie können versichert seyn, daß ich nicht aufhören werde, den Gefinnungen treu zu seyn, die ich zu Ihrer Ehre zu äußern versucht habe. Glauben Sie, die Dankbarkeit gegen das, was Sie mir im Leben Gutes erzeugt haben, ist nicht anders. Ich nenne mich

Ihren
gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

44. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich nehme mir schon wieder die Freiheit, Ihnen mit einem Schreiben beschwerlich zu fallen. Es freuet mich recht sehr, wenn es Ihnen immer wohl geht, und wenn Sie sich wohl befinden. Die Nachrichten, die ich von Ihnen erhalte, sind mir deßwegen angenehm und erfreulich. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamt, und nenne mich mit wahrer Hochachtung

Ihren
gehorsamen Sohn

Hölderlin.

45. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihren gütigen Brief.

Es ist mir eine zweifache Freude, Sie so nahe zu sehen und von Ihren Händen ein Zeichen erhalten zu haben.

Sie werden sich indeffen recht wohl befunden haben. Die Schwester befindet sich doch wohl? Meinen lieben Friz empfehle ich auf das beste. Die Henrike.

Ich hoffe, recht bald recht viele Freude um Sie zu finden, empfehle mich Ihnen und der Schwester, und habe die Ehre, mich zu nennen

Ihren

getreuen Sohn

Hölderlin.

Für die Beinkleider danke ich gehorfsamft.

46. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich bin vielleicht so frei, Ihnen meine Aufwartung zu machen und Sie zu besuchen. Sollte besonders mein Aufenthalt von längerer Dauer seyn, so wollte ich bitten, mich nicht gerade als Gast zu nehmen, sondern mit dem vorlieb zu nehmen, was die Art und Weise wäre, wo ich mich sonst aufhielte. Ich nenne mich mit wahrer Achtung

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

47. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich will Ihnen immer gerne schreiben, wie Sie wissen werden, wenn ich in den gewöhnlichen Empfindungen meiner Ihnen bekannten Gewordenheit mich so befinde, daß meine nothwendige Beschaffenheit, mich verständlich zu machen, so ist, wie sie seyn muß. Schreiben Sie mir immer recht vieles, das ich Ihnen mit schuldiger Höflichkeit beantworten muß. Ich bin

Ihr

gehorfamer Sohn

Hölderlin.

48. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdige Mutter!

Ich habe Ihnen schon lange nicht mehr geschrieben. Es hat mich gefreut, daß Sie in Ihrem letzten gütigen Schreiben mir von Ihrer Zufriedenheit, zu leben, die Sie eher Ursache hätten zu loben, schreiben wollten. Ich mache Ihnen meine Dankfagung für die gütige Nachricht, die Sie mir von Ihrem Wohlbefinden und von Ihrer Ruhe geben wollten, und nenne mich

Ihren

gehorfamsten Sohn

Hölderlin.

49. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Ich muß Sie bitten, daß Sie das, was ich Ihnen sagen mußte, auf sich nehmen, und sich darüber befragen.

Ich habe Ihnen einiges in der von Ihnen befohlenen Erklärbarkeit sagen müssen, das Sie mir zustellen wollten. Ich muß Ihnen sagen, daß es nicht möglich ist, die Empfindung über sich zu nehmen, die das, was Sie verstehen, erfordert. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

50. AN DIE MUTTER

Theuerste Mutter!

Wenn Sie es nicht ungütig nehmen, schreibe ich wieder an Sie einen Brief. Ich befließige mich, es an Bezeugung meiner Ihnen gebürigen Ergebenheit nicht fehlen zu lassen. Ich muß schon wieder abbrechen. Ich bin mit Bezeugung meiner gehörigen Empfindung

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

51. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Mein Brieffschreiben wird Ihnen nicht immer viel feyn können, da ich das, was ich sage, so sehr, wie möglich, mit wenigen Worten sagen muß, und da ich jetzt keine andere Art zu sagen habe. Ich nehme mir die Freiheit, Sie zu bitten, daß Sie sich meiner, wie gewöhnlich, mit Ihrer Gütigkeit annehmen, und die gute

Gefinnungen, die ich Ihnen schuldig bin, nicht in
Zweifel ziehn. Ich nenne mich

Ihren

gehorsamen Sohn

Hölderlin.

52. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Verzeihen Sie, wenn mein Ihnen ergebenes Gemüth
Worte sucht, um damit Gründlichkeit und Ergeben-
heit erweisen zu wollen. Ich glaube nicht, daß meine
Begriffe von Ihnen sehr irren in Rücksicht Ihrer
Tugendhaftigkeit und Güte. Ich möchte aber wissen,
wie das beschaffen wäre, daß ich mich befeißeln muß,
jener Güte, jener Tugendhaftigkeit würdig zu seyn.
Da mich die Vorsehung hat so weit kommen lassen,
so hoffe ich, daß [ich] mein Leben vielleicht ohne Ge-
fahren und gänzliche Zweifel fortsetze. Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

53. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Es kommt mir schon sehr lange vor, als hätte ich
Ihnen nicht mehr geschrieben.

Ich rechne in meiner Beruhigtheit auf Ihr Wohl-
befinden, und freue mich, daß Sie mich manchmal
mit so vieler Güte mit Nachrichten von Ihrem Wohl-
befinden erfreut haben. Meine liebe Schwester befindet

sich doch auch wohl? Sie darf von eben diesen Wünschen, die ich Ihnen geäußert, versichert seyn. Ich schließe den Brief schon wieder, und nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

54. AN DIE MUTTER

Liebste Mutter!

Ich muß Ihnen wahrscheinlich diese Tage als in Gnaden so ferne des Pabsts gar noch eine Visite machen. Daß diese Besuche nicht getrübt werden, berühr' ich schriftlich einen glaublicheren oder unglaublicheren Gegenstand, die so ferne wiederholt scheinenden Reden vom Vermögen.

Haben Sie doch die Güte, dieses zusammenzubringen.

Ihr

wahrhaft gehorsamer Sohn

Hölderlin.

55. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Mutter!

Das Zeichen Ihrer Gewogenheit und Güte hat mich zu wahrer Dankbarkeit, wie ich hoffe, veranlaßt. Ihre Wohlthätigkeit wird auch in keinem Theile wohl unbelohnt bleiben, wenn ich bedenke, daß jede Tugend gerne ins Ganze sich rechnet, und die Tugend überhaupt nicht immer der Harmonie entgegensteht. Ich werde mich, so lange mir Gott das Leben gönnet, immer mehr befließen, Ihre Güte und Hülfe nicht zu

sehr zu meinem Vortheile aufzurufen, und desto dankbarer zu werden dadurch, daß ich Ihre Billigung zu verdienen suche, und mit Empfindungen Ihnen nicht fehle.

Daß Sie, wie ich vermuthen darf, vergnügte Tage zugebracht haben, ist mir selbst eine Freude. Ich empfehle mich Ihnen und allen, die Ihnen angehörig, und bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

56. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder einen Brief. Ich habe Ihnen immer vieles Gute zu wünschen. Die Empfindungen, mit denen ich dieses wünsche, sollen diesem gemäß seyn. Das Gute und das Wohlbefinden sind wichtige Gegenstände, die man nicht gern entbehrt, wenn man auf das sieht, was den Menschen das Beste ist. Ich nehme mir die Freiheit, schon wieder abzubrechen. Ich nenne mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

57. AN DIE MUTTER

Verehrungswürdigste Frau Mutter!

Ich mache Ihnen meinen gehorsamsten Dank für das Überschikte, fahre fort mich Ihnen mitzutheilen, und Ihnen meines Herzens Ergebenheit zu bezeugen.

Ich bitte, daß Sie mich nie ganz vergessen, verehrungs-
würdigste Mutter, da Sie so gütig gegen mich sich
äußern, und immer in der Regel Ihres vortrefflichen
Lebens Güte haben gegen mich äußern wollen. Sie
werden mir durch die Achtung, die ich Ihnen schuldig
bin, unvergeßlich werden. Mit aufrichtigster Erklärung
meiner Ergebenheit und Verehrung nenne ich mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

58. AN DIE MUTTER

Ich bin so frei, mich auf Erlaubniß des gütigsten
Herrn Zimmers gehorsamst zu empfehlen, und nenne
mich

Ihren

gehorsamsten Sohn

Hölderlin.

59. AN DIE MUTTER

Ich habe ebenfalls die Ehre, mich gehorsamst zu
empfehlen, und bin

Ihr

gehorsamster Sohn

Hölderlin.

60. AN DIE MUTTER

Verzeihen Sie, liebste Mutter, wenn ich mich Ihnen
nicht für Sie sollte ganz verständlich machen können.

Ich wiederhole Ihnen mit Höflichkeit, was ich
zu sagen die Ehre haben konnte. Ich bitte den guten

Gott, daß er, wie ich als Gelehrter spreche, Ihnen helfe in allem und mir.

Nehmen Sie sich meiner an. Die Zeit ist buchstaben genau und allbarmherzig.

Indeffen

Ihr

gehorsamster Sohn

Friederich Hölderlin.

61. AN DIE MUTTER

Herr Zimmer erlaubt mir, eine Empfehlung von mir Ihnen zu sagen. Ich empfehle mich in Ihr gütiges Andenken. Können Sie, theuerste Mutter! mich bald wieder mit einem Brief erfreuen, so wird diß an ein dankbares Herz geschehen.

62. AN DIE SCHWESTER

Meine verehrungswürdige Schwester!

Ich danke Dir herzlich, daß Du auch, wie unfre gütige Mutter, so viel Antheil nehmen wolltest an mir, und mich mit einem so vortrefflichen Schreiben erfreuen. Du bist allein zu Hauße; Du hast nun mehr Gelegenheit, der Ruhe Deines Gemüths, die ein Vorzug von Dir ist, nachzuhängen, und die Zurückkunft unfre lieben verehrungswürdigen Mutter bringt Dich zu dem Angedenken von allem, was Dir lieb ist an ihr. Es sollte mich recht freuen, Dich auch einmal in Nürtingen wieder zu sehen; es freuet mich recht herzlich, daß Du in dem angenehmen Aufenthalte Dich befindest, und für Deine mir so theure Gesundheit sorgen kannst, und für die Heiterkeit Deines Gemüthes.

Willst Du die gütige Mühe, Briefe an mich zu adressiren,
noch künftig auf Dich nehmen, so will ich mich der
Dankbarkeit so ferne befließigen, und erkenntlich seyn.
Herrn Zimmers unterrichtender Umgang und auf-
munternde Güte gegen mich ist mir ein großer Vor-
theil. Ich empfehle mich in Deine schwesterliche Liebe
und nenne mich

Deinen

gehorsamst ergebenen Bruder

Hölderlin.

63. AN DIE SCHWESTER

Theuerste Schwester!

Ich bezeuge Dir mit dieser Zuschrift meine Er-
kenntlichkeit, daß Du Dich immer mit Briefen nach mir
erkundigen willst, und mir die Fortdauer Deiner Güte
und Deines schwesterlichen Wohlwollens behaupten.
Dein Wohlbefinden ist mir eine Veranlassung meiner
Theilnahme, und Deine Behauptungen von Gutem
bestrebe ich mich mit wahrem Danke anzuerkennen.
Ich muß schließen. Ich nenne mich mit wahrhaftiger
Ergebenheit

Deinen

gehorsamsten Bruder

Hölderlin.

64. AN DIE SCHWESTER

Theuerste Schwester!

Ich gebe mir, wenn ich schon kein Schreiben von
Dir erhalten habe, die Ehre, an Dich zu schreiben. Es

ist mir immer eine Freude, von Deinem Wohlbefinden mich erkundigt, und von meiner Ergebenheit die Bezeugungen gemacht zu haben. Ich habe die Ehre, Dir von meiner fortdauernden Ehrerbietung die Versicherung zu machen, und nenne mich

Deinen

ergebensten Bruder

Hölderlin.

65. AN DIE SCHWESTER

Theuerste Schwester!

Ich mache Dir meine ergebenste Danksagung, daß Du mir schon wieder schreiben wolltest, und mit den Versicherungen Deiner Güte mich zu der schuldigen wahren Ehrerbietung aufgefordert hast. Die Nachrichten, die Du mir von Deinem Wohlbefinden giebst, sind mir angenehm und erfreulich.

Habe die Güte, mich ferner mit Deinem Wohlwollen zu beehren, und sei versichert, daß ich mich mit wahrer Ehrfurcht nenne

Deinen

ergebensten Bruder

Hölderlin.

66. AN DEN BRUDER

Theuerster Bruder!

Du wirst es gut aufnehmen, daß ich Dir einen Brief schreibe. Ich bin überzeugt, daß Du es glaubst, daß es ein wahres Vergnügen für mich ist, wenn ich weiß, daß es Dir gut geht und Du gesund bist. Wenn ich Dir

nur sehr wenig schreibe, so nehme den Brief als ein
Zeichen der Aufmerksamkeit von mir an. Ich merke,
daß ich schließen muß. Ich empfehle mich Deinem
wohlwollenden Angedenken und nenne mich

Deinen

Dich schätzenden Bruder

Hölderlin.

Widmungen

Stammbuchblätter

AN CHR. FR. HILLER

Wie bald ifts ausgeronnen,
Diß karge Tröpfchen Zeit,
Dann mischt in unfre Wonnen
Sich nimmer Harm und Leid.

AN FRIEDRICH ÖFFINGER

Für wahre Freundschaft giebt es keine Trennung.

AN CHRISTIAN FRIEDRICH SPEIDEL

Es kommen Stunden, wo das erschütterte
Gepreßte Herz umfonst in der Hofnung Land
Sich flüchtet, wo umfonst die ernzen
Waffen die Weisheit entgegenstemmet.

AN DEN BRUDER

Leb' als Christ und duld' als Mann
Und blik' in's beffre Leben!

AN LEO VON SECKENDORF

Es wölbt zu reinerem Genuffe
Dem Dichter sich der Schönheit Heiligtum,
Er kostet oft, von ihrem Mutterkuffe
Geläutert und gestärkt, Elyfium;
Des Schaffens füße Luft, wie fie, zu fühlen,
Belaufcht fie kün der zartgewebte Sinn,
Und magifch tönt von unfern Saitenspielen
Die Melodie der ernften Meifterin.

AN WILHELM WAIBLINGER

Wenn Menschen fröhlich find, wie ift es eine Frage?
Die, ob fie auch gut fein, ob fie der Tugend leben;
Dann ift die Seele leicht, und feltner ift die Klage
Und Glauben ift denfelben zugegeben.

Bucheinträge

AN DIE MUTTER

Lassen Sie mich, liebste Mutter, das Wenige, das Sie hier von mir finden werden, Ihnen weihen. Es sind Jünglingsversuche. Sie würden, wenn auch diese Art von Gedichten unserm Zeitalter angemessener wäre, wenig Glück machen bei unsern Lesern und Leserinnen. Aber vielleicht einmal etwas Besseres! Dann werd' ich stolz und dankbar sagen: Diß dank' ich meiner Mutter, Ihrer Erziehung, Ihrer fortdauernden Mutterliebe, Ihrer Freundschaft zu mir!

AN DIOTIMA

Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so notwendig, wie das Tagslicht der Pflanze, und so wie das Tagslicht in der Pflanze sich wieder findet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten, irrdischen Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortreflichkeit in den mannigfaltigen Anstalten und Spielen des Künstlers.

AN DIOTIMA

Wem sonst als Dir!

AN CHRISTOPH SCHWAB

Als wie der Tag die Menschen hell umscheinet
Und mit dem Lichte, das den Höhn entspringet,
Die dämmernden Erscheinungen vereinet,
Ist Wissen, welches tief der Geiftigkeit gelinget.

Zweifelhaftes

Zur Poefie

HYMNE AUF CHRISTOPH, HERZOG ZU WÜRTEMBERG

.
.
Auf, Fürftenfohn! Erflehter! Verherrlichter, auf!
Zu bëglücken dein Volk, die Söhne von Tek!

Doch wie die Königin des Tages, ruhigſchnell,
Wenn die dräuende Wolke vor ihren Pfeilen ver-
ſchwand,
So flog er vorüber den ſchimmernden Prunk,
In die einfame Halle, zu beginnen da,
Was er ſchwur im goldenen Knabengelok.
Noch ſchütterten des Fürſten Diadem
Die Donnerworte des hadernden Drängers.
Noch riffen ungereift die Hofnung des Pflanzers
Die Miethlinge des Tyrannen vom Apfelbaum;
Doch Chriſtoph fann die Mitternächt' in der einfamen
Halle.

Wie nikte ſo linde der Zepter des Drängers!
Wie eilten die Miethlinge ſo leiſe davon!

Mit Lykurgus Griffel zeichnet' er izt
Dem ſchlichten Volke die lichtere Bahn.
Das Geſez bot lächelnd die Hand der grauen Sitte.
Der Saaten Fülle theilte fein Vaterſinn
Mit den Kindern darbender Folgezeit;

Jahrhunderten baut' er Vorratskammern.
Aus den Vätern des Volks berief er sie,
Die gerecht wie Tell ergrimmt über den Feind
Des Vaterlands: — Auf euch gestützt sei Suevias Recht!
Und eisern Gebiß, so sprach er, sei diß Band
Dem Enkel Christophs, welcher Menschenrecht ent-
weiht.

Und wehe! wehe, wenn sein Zahn es malmt.

Mit Bruderarmen umschlang er der Jugend Gespiel,
Denn Christophs Herz verwelkt' auf Thronen nicht!
Im Labyrinth der Entwürfe leuchtete Lieb' ihm vor,
Und auf des Kaiserthrones Stufe
Stand Maximilian.

Auf scharfer Wage wog er deutsche Freiheit.
An Manas Thronen war entscheidend Schwert —
Des Weisen Rede, Friede gebot sein Mund,
Wo des Haders Gift Diademe schwärzte.

Stürmet empor, höher empor! ihr gewaltigen
Geister des Sangs; überhohlet die Gestirne,
In dem Jubel von ihm, dem letzten
Heifesten Jubel von ihm!

DAS FEENLAND

Mit Rosen umweben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen;
Sie wandeln und walten
In tausend Gestalten
Bald häßlich, bald schön.

Da, wo sie gebieten,
Lacht alles, mit Blüten
Und Grün emallirt;
Ihr Schloß von Topafen
Ist herrlich mit Vasen
Von Demant geziert.

Von Zeilons Gedüfte
Sind ewig die Lüfte
Der Gärten durchweht,
Die Gänge, statt Sandes,
Nach Weise des Landes
Mit Perlen befät.

Seit Salomo nahte
Dem luftigen Staate
Kein Aëronaut.
Diß hat mir, nach Schriften
In Mumiengrüften,
Ein Silfe vertraut.

DER ARISTOKRAT

Mein Herz hat tausendmal geschwiegen,
Wo es ein bittres Laid erfuhr,
Wo es in langen, herben Zügen
Austrank die Hefe der Natur,
Wo es der Schmerz so heiß umwallte,
Der Zorn so mächtig es durchschoß,
Daß jede Klage drinn verhallte
Und schwere Nacht es nur durchfloß.

Der Schmerz will keine Töne haben,
Ihm ist die alte Heimath lieb,
Das Chaos, wo der Ton begraben,
In ehrner Todtenstille blieb,
Die Freude muß hinaus in's Leben,
Sie schüfe kün sich eine Welt,
Um ihre Laute drein zu weben,
Wenn sie den heiligen Festtag hält.

Laß einmal in der guten Stunde,
O Herz, den zornigen Taumel los,
O laß zum jubeltrunknen Munde
Die Freude aus dem dunkeln Schooß

.

ELEGIE

.
.
. . . . es hilft nichts
Daß einmal schöne Menschen waren.

.
Und einsam, einsam in die Harfe schlagen,
.
Der stummen Welt sein Laid zu klagen.
Der Strom der Tugend rann durch die Geschichte
In tausend Werken und Gedanken fort;
Doch dieser Strom, er ward zu nichte,
Er ward zum ekeln Sumpf, zum Wort.

.
.
.
Doch meine Seele schien dazu verdammt,
Daß jeder Fluch, der draußen zünden könnte,
Und wenigstens den Kriegertod erwärbe,
Noch eh' er sich von seiner Schwelle trennte,
Zu früh' im weichen Bett der Thränen sterbe.

So ist's dem Genius wohl in Todeschatten,
Wenn ihn der Lebenshauch der That umfliegt,
Er haßt allein den Schlummertag, den matten,
Wo er nicht unterliegt, noch siegt.
Graut's einem Kühnen vor des Meeres Schooß,
Wenn über ihm die Donnerwoogen steigen?

Nein! ihnen dünkt's ein zehnmal bitterer Loos,
Wenn um ihn her die Winde schweigen.

Doch wenn er einsam vor den Sternen steht,
Ein bleicher Geist, durch kalte Dämmerung geht,
Wenn seine Trauer in das Weite dringt
Und mit der Heimath sich, der Nacht, verschlingt,
So trägt vielleicht der zärtliche Gespieler
Des Harfenschlags, der fromme Wiederhall,
Die . . . überwallenden Gefühle

.

EPISTEL

Soll ich mein Urtheil über Einen sprechen,
So richt' ich gern in heilig stiller Nacht,
Ich stell' ihn vor den Othem der Gestirne
Und lausche, ob sein Bild sich schiken will
In diese große Sphärenharmonie.
So hab' ich's längst mit deinem Bild gethan,
Nun will ein andres rasch zu ihm sich drängen.
Da nimmt der Dichter seine Probe vor,
Läßt die Erinnerung euer beider Schatten
Hinzeichnen in das nächtliche Revier
Und, wenn der Weltgeist seinen Segen spricht,
Tönt Jenes Seele ihm, ein Echo, nach.

Da schwebst du wieder! Wie ein Stern der Nacht,
Entsteigt dein Bildniß der Vergangenheit,
Licht ist dein Daseyn, der bekannte Strahl
Wekt Hunderte entschlummerter Gedanken
Empor zur neuverklärten Gegenwart
Und seelenvolle Bilder wiegen sich,
Wie goldne Abendwolken, um dich her.
Weißt du es noch, wie wir zusammenfaßen,
Vom weichen Meer der Phantasie'en getragen,
Als in's Gedächtniß sich des Altertums
Die eignen frohen Jugendträume mischten
Und viel Geheimnisse von Lust und Schmerz
Sich in den reinen Tag der Freundschaft wagten?

Und wenn der Tag hinunter sank, ein Held,
Vom kalten Hauch tödtlicher Nacht bezwungen,

So waideten wir unfer Auge noch
Am lichten Götterblut des Sterbenden,
Bis uns der Mittler zwischen Nacht und Tag,
Der schöne Mond, in hoher Jugend glänzte,
Ein Gott, der unbekümmert um den Wechsel
Des Irrdischen die beiden liebend eint.

.
.

Wie eine Blume fanft im Aether stirbt,
Verhauchte meine untergehnde Liebe
In dieser heimatlichen, frohen Seele.

Wie goldne Sterne, die die Welt beherrschen,
Auftauchen aus dem stillen, dunkeln Meer,
Erhoben aus der Kindheit Tiefe sich
Des Jünglings erste leuchtende Gedanken

.
.

Er wirft sein Ruder fluchend in die Wellen,
Irrt willenlos im rohen Sturm umher
Und freut sich, bis das Meer auch ihn verschlinge.

.
.

[AUF EINEN BAUM]

.
.
. und die ewigen Bahnen
Lächelnd über uns hin zögen die Herrscher der Welt,
Sonne und Mond und Sterne, und auch die Blize der
Wolken
Spielten, des Augenblicks feurige Kinder, um uns,
Aber in unfrem Innern, ein Bild der Fürsten des
Himmels,
Wandelte neidlos der Gott unserer Liebe dahin,
Und er mischte den Duft, die reine, heilige Seele,
Die, von des Frühlings silberner Stunde genährt,
Oft überflörmte, hinaus in's glänzende Meer des Tages,
Und in das Abendroth und in die Woogen der Nacht.
Ach! wir lebten so frei im innig unendlichen Leben,
Unbekümmert und still, selber ein feeliger Traum,
Jezt uns selber genug und jezt in's Weite verfliegend,
Aber im Innersten doch immer lebendig und eins.
Glücklicher Baum! wie lange, wie lange könnt' ich
noch fingen
Und vergehen im Blick auf dein erbebendes Haupt.
Aber siehe! dort regt sich's, es wandeln in Schleiern
die Jungfrau'n,
Und wer weiß es, vielleicht wäre mein Mädchen
dabei;
Laß mich, laß mich, ich muß — lebwohl! es reißt
mich in's Leben,
Daß ich im kindischen Gang folge der lieblichen
Spur.

Aber du Guter, dich will, dich will ich nimmer ver-
geffen,

Ewig bist du und bleibst meiner Geliebtesten Bild.
Und käm einmal ein Tag, wo sie die meinige wäre,

O! dann ruh't' ich mit ihr unter dir, Freundlicher,
aus

Und du zürnetest nicht, du göffest Schatten und
Düfte

Und ein rauschendes Lied über die Glücklichen aus.

Zur Profa

[ENTWURF ZU EINER PREDIGT ÜBER RÖMER 12, 1–6]

[Analyse]

v. 1. Tode Opferthiere – lebendig geistiger Gottesdienst; vernünftig = geistig, im Gegensatz zum Judentum und dessen äußere Gebräuche.

Anerkennung der Verschiedenheit der Gaben; Standesunterschied; Unterschied der Geistesgaben, des Wissens: wenn ich mit Menschen- und Engelzungen . . .

Nach dem Maaß seines Glaubens verdient Jeder Anerkennung.

Die Erlösung ist das höchste Gut, von dem alle andern Sittenregeln abzuleiten sind.

v. 1. Wir sollen nicht aus knechtischer Furcht, sondern um der Erbarmung Gottes willen gehorchen.

Paulus ermahnt nicht durch strenge Befehle, sondern durch freundliche Ermahnungen; diß ist ein Beispiel für uns.

Wir sind dem Herrn geweiht; es darf ihm nur heiliges dargebracht werden, I. Theff. 5, 23; jeder Rückfall zur Unreinheit ist Entweihung.

Ein lebendiges Opfer, im neuen Leben erstarkt.

Wir müssen uns selbst entsagen.

Es giebt kein andres Veröhnungsoffer, als Christus. Gegensatz der göttlichen und menschlichen Vernunft.

Wie ist die Welt beschaffen?
Der Wille Gottes ist das Vollkommene.
v. 3. „durch die Gnade“, diß bezeichnet die aposto-
lische Berufung des Apostels.
Das rechte Maaß im Auf sich halten.
Vernünftiger Cultus – Bescheidenheit; Demuth des
Glaubigen.

[Disposition]

Einleitung

Streben nach Einheit mit Gott. Erkenntniß des
Gotteswillens, vorher Erkenntniß der Sünde, der
Schwäche der menschlichen Natur. Das Untergehen
in der Welt. Sich heraufreißen aus der Welt zu dem
geistigen Wesen, und ihm folgen, allein nicht für den
ersten Augenblick gewinnen, diß ist am vollkommen-
sten im Christentum, wohl hat man da und dort auch
darnach gestrebt, aber nicht mit folchem Erfolg.

Thema

Der vernünftige Gottesdienst des Christen.

1. Worauf beruht derselbe?

- a) der vorchristliche Gottesdienst – bestehend in
äußeren Opfern im Heidentum und Judentum;
Voraussetzung eines eifrigen, zornigen Gottes;
Gefinnung der Furcht.
- b) der christliche Gottesdienst – Barmherzigkeit
Gottes. Aufhebung der äußeren Opfer durch das
eine Opfer Christi – geistige Opfer der Christen,
eine der göttlichen Gnade entsprechende Ge-
finnung des Glaubens, der Liebe: Reinheit dieses

Opfers, III. Mof. 22, 20, ib. V, 15, 21. Kampf mit der finnlichen Natur des Menschen.

2. Wie spricht er ſich aus?

a) in der Erkenntniß des vollkommenen Gotteswillens und damit Erkenntniß der Sünde. Diefer Wille Gottes iſt durch die Erlöfung nicht aufgehoben; wir erkennen ihn in dem Beifpiele Chriſti, des Gerechten, in den Ermahnungen der Apoftel v. 3. (Der heilige Geiſt.)

b) in der Erfüllung deſſelben. Licht und Wärme. Heiligung nicht bloß des Geiſtes, ſondern auch des Leibes v. 1, I. Theſſ. 5, 23. Beſtändigkeit des [lebendigen] Opfers, *Auguſtin* 1, 23. Gefinnung der Demuth; Mißtrauen auf das eigene Verdienſt; das Verdienſt Chriſti, Ephes. 4, 7. Werth jeder Handlung nach dem Maaße des inneren Glaubens. Falscher Übermuth auf äußere Vorzüge: Reichthum, Geburt, Stand; auf innere: Verſtand, Gutmüthigkeit, Weiſheit, Wiſſenſchaft; ihre Werthloſigkeit ohne den Glauben, I. Cor. 12. Verſchiedenheit der Geiſtesgaben, ihre Vereinigung in dem Werke Chriſti. Ebenſo der rechte Gebrauch der äußeren Güter.

[Schluß]

Aufforderung zum richtigen Gebrauch aller dieſer Gaben, zur Heiligung des Leibes, zum geiſtigen, vernünftigen Gottesdienſt. Wohin führt dieſer Gottesdienſt? — Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung, das geiſtliche Prieſtertum.

ÜBER DIE HUMANITÄT HOMERS IN SEINER ILIADE

Wir kommen allmählich wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Rohheit nicht genug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesprächspunct zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wohl gar in Homer selbst Mangel an Bildung, an moralischem Geschmack zu finden und dieß unsterbliche Gedicht endlich nur als die „historische Tradition wilder Zeiten“ zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und verstellte. So viel Wahres dieser Gesprächspunct in manchem Betracht zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und sein Weniges gewiß nicht auf die nützlichste Weise. Dazu gehört keine Kunst, hie und da Übereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigeren Stufe der Cultur leben, zu finden, diese gefundene Ähnlichkeit zu übertreiben, und dabei das Auge vor allem sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Homer unstreitig auf die Composition seines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunstcomposition fragt man: wozu hat sie der Künstler componirt? was war dabei seine Idee? und wie setzte er die Theile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodien die rohe Stimme eines griechischen Bardens, der einem rohen Volk Märchen aus roheren Zeiten vorfingt, um diese mit ihren Un-

förmlichkeiten ja nicht untergehen zu lassen; warum wandte man Jahrtausende hindurch auf ihn so viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinsten Denker, waren unter den Griechen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter nicht abergläubig und blödsinnig, daß sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel Wesens machten, und einen unreinen Schlamm in so viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenschheit oder Halb-menschheit um so gefährlicher verhalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama: „wer spricht diß? wenn? wozu spricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter auf?“ wie? und bei der größten Composition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was befangt Homer? nicht den Trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten als solche; auch nicht Achilles Geschichte; sondern

Den Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfere Seelen der Helden zum Orkus hinabstieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

warlich, das heißt doch den Unmuth Achills, er möge gerecht oder ungerecht seyn, nicht unbedingt preisen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine verderbliche Plage der Götter, die um so bedauernswerdiger war, weil sie bloß aus einem unfeeligen Zwist entstand, den sein Held mit dem Könige Agamemnon hatte —

Und wer ist Schuld an diesem Zwiste? Homer eröffnet sein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leser oder Zuhörer im Zweifel lassen kann. Ein Vater, ein Priester Apolls, ein schonenswürdiger, unantastbarer Greis, kommt unter dem Schutze seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich, loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemt, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der König der Griechen dem flehenden Alten.

Alter! Daß ich dich nie bei den hohlen Schiffen erblicke!
Treff' ich ferner dich an; es sei, du weilest noch jezo,
Oder du kehrest ein andermal wieder: so möchte der Goldstab
Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr schützen. Die
Tochter

Geb' ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Webstuhl
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt diese Antwort allein; sie beleidigt den Gott in seinem Priester und ist wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen; Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die Versammlung zusammen, um die Ursache auszukunden, warum ein Gott auf sie alle jetzt also ergrimmt sei? Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden, als also? Der Hirte der Völker war durch seinen Trotz ihr

Verderben worden; sein königliches Herz machte sich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld sei, noch suchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gerade. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu sprechen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtigsten, dessen Gemüthsart ihm bekannt ist, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schutz; worauf denn der Übermuth des Königs zuerst auf den Seher, sogleich nach einer sehr billigen Rede des Achilles auf diesen herfällt. Und da Achill nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber vom stolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden; so entbrennet der Zwist, so folgt die Erbitterung, bei der (ich wage es zu sagen) Achill auch im wildesten Feuer gerecht bleibt. Pallas erscheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbesonnene Fürst, auch nachdem er Zeit zu besserer Überlegung gehabt hatte, sein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm sein Eigentum, seine geliebte Briseis raubet, beträgt sich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern wie Briseis dahingeht, sehn wir sie hingehn, und setzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen so herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Leben, ohne seine Schuld, diese öffentliche Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmuth treffen mußte. Mit Freu-

den sehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schuz nehmen.

Wenn nun, ganze Gefänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen; wer ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verlust ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter nicht mitstreiten. Unmuthig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er sie nicht zum Streit führe. Der übermüthige König allein ist, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahn seines Ruhms, zu zeigen, daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ist, wenn man es nicht sähe, mit welcher moralischen Zartheit Homer diß alles einleitet und beschreibet. Eben dieselbe Mutter des Beleidigten, die den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falschen Traum vom Himmel kommen zu lassen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Troz, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der alte Nestor

– Und sagte mit Weisheit:

Hätte den Traum von allen Achäern ein andrer erzählt,
Würden wir sagen: du lügst! und ihn unwillig verschmähen,
Aber ihn sah der König –

Und sogleich steht der König von seinem Siz auf, stützt sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter, hat

fogar eine herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an Ihn, an seinen Bruder Menelaus, und dessen Weib Helena zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Perſvaſion mißrath; der kluge Ulyſſes, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Fauſt, kann ſie kaum wieder zu ihren verlaſſenen Sizen bringen; wo denn Therſites aufsteht, und Er allein, auf die unſchiklichſte Art, der Sache Achills erwähnt.

So Mancherlei über dieſen häßlich-lächerlichen Therſit geſchrieben worden; ſo ſteht Jedermann das vor Augen, daß den Edelſten der Schlechthe, den Herrlichſten der Häßlichſte allein und aufs Niedrigſte vertheidigt. Jeder gönnet dieſem die Schläge des Ulyſſes; es iſt aber große Weiſheit des Homers, daß er ſie dem Therſites zukommen läßt, indeß alle Fürſten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu ſchwiegen. Allen bekommt dieß Schweigen, die ganze Iliade hindurch, ſehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede ſeyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menſchliches Geſchöpf, geſchweige gegen den König ſeiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geſchont, ſondern, wo er irgend konnte, königlich und feſtlich ausgeſchmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem Donnerbewaffneten Zevs gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Bruſt und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier ſich in der verſammelten Heerde
Ausnimmt; unter den Rindern der Erſt' und Größte von Anfehn.

Er läßt ihn den tapfersten Krieger, einem Diomedes fogar, Verweise geben; doch das Alles thut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Nestor mit dem Bekenntniß doch heraus:

– Ich denke noch heute, so wie ich schon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briseis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam entführtest,
Nicht nach unferm Ermessen; ich rieth es mit vielen und
starken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeifert,
Kränktest die Ehre des Helden, der selbst von Göttern geehrt
war,
Und noch haft du bei dir den Siegslohn, den du ihm raubtest.

Er schlägt zur Ausföhnung Geschenke und schmeichelnde Worte vor; Achilles schlägt sie aus und muß sie ausschlagen; ja wäre Agamemnon selbst in sein Zelt gekommen, er hätte einen bösen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieser Raum seine Wunder der Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber alle dahin ausgingen, daß, nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erstürmt ward und Hektor, ans Schiff des Protefilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!“ – Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geschenke, noch eines schlauen Ulyffes Reden; Achilles eigener Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklos Thränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jezt gab Achill dem Patroklos seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklos diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben ge-

kleidet daftand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Verfammlung; und wie klein ift gegen ihn Agamemnon, ob er fich gleich noch jezt, zur Entfchuldigung feines Fehlers, in einem Märchen von der Ate, dem Jupiter gleichftellt. Wie groß dagegen ift Achilles und wie zart! zart in den Klagen um feinen Freund, in den Klagen an feine Mutter; groß in der Verföhnung mit feinem Feinde, in der Anordnung des Begräbniffes feines Freundes,

Laßt Patroklos Gebein, des Menötiaden, uns fammlen,
Mit forgfältiger Wahl; es ift nicht fchwer zu erkennen.

Diefes legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Haufe des Pluto — —

Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmahl; aber ich wüncf' ihn
Nicht von ftolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, fo viele von euch mich
Überleben — —

Groß endlich in den Kampfspielen, in der Überwindung feiner felbft, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend fpricht er zu Priamus:

Greis, wie fchläfft du fo unbekümmert, kein Übel befürchtend,
Wenn dich allhier Agamemnon entdekt und die andern Achäer! —

Diß ift das leztemal, da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief fteht er unter Achill, in deffen Zelte feiner Feind ruhig fchläfft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohte Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich wie ein Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklos Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war? —

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheil des Ersten zu vergleichen; nach welchem Maasstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten asiatischen Königsitze, ein größerer Reichtum, eine weichere Lebensart herrschte, als in den meisten griechischen Staaten seyn konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande gemäß seyn. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegenätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Stral der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Gräuelthaten der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksaal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Thore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Diß weisagt ihm seine Mutter, seine weinenden Rosse,

der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklos Leben geknüpft; Ein Hügel soll sie decken, und eine goldne Urne beider Asche am Troischen Strande vereinen

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksaal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen, in die Composition Homers an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, ist unfählich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben, (*μωρον*) aus seiner Iliade; und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgend ein zerstörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüths, der Menschenkräfte, sofern es ans Zufällige, ans Unvorgesehene, ans Unendliche reicht. Was zumal die Götter über die Sterblichen, und über Achills Roffe sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist Seelezerfchneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena hast du nicht verschmähet, und beide in das schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen konnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Castor und Pollux; ihr Menelaus, samt Ulyß, sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns
ins Herz:

1. *Discite justitiam, miseri*¹⁾, *et non temnere divos*,
welches ich hier so übersezen möchte:

Lernt, ihr Fürsten, gerecht seyn und treffliche Männer verehren.

Diß lehrt uns mit seinem Übermuth der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolasie), den Neid, die Schaamlosigkeit und Beifallgebung, die Prahlfucht; doch gränzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (*μεγαλοψυχια*) und edlen Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitliebe. Er ist freigebig und auf eine anständige Art prächtig, höflich in seinem Zelt und bis zur Schaam bescheiden; dabei gebildeter als alle Griechen: denn er war Chirons Zögling und ergözte mitten im Unmuth sein schwerbeladnes Herz durch Töne. Der wärmste Freund seines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem Gottgeliebten Sohn einer Göttin und eines Helden zeigt uns Homer *μητιν*.

2. die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang

¹⁾ Virgil. Aen. VI, 620: moniti.

auf ihn, ohne daß er ihn fuchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuths für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achills eignem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schickfaal des Edelzürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punct des menschlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüth aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit für's gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlseyns, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte; er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Göttin selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungsart unter den Menschen, so unumgänglich sie ist im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer so vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meister sehen, der in die rohesten Dinge Weisheit und Menschlichkeit brachte.

VON DER HUMANITÄT HOMERS
IN ANSEHUNG DES KRIEGES UND
DER KRIEGFÜHRENDEN SEINER ILIADE

Selbst in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger befangt, dachte Homer über Krieg und Frieden menschlich. Nicht nur, daß er jenen so oft den Thränenreichen, Männerfressenden, verderblichen, harten, bösen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Übeln, durch Thatfachen zu schildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greise, der um seine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß sie die neun Jahre her größtentheils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, sie wiederzusehn —

daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu besteigen und

— zu fliehn zum werthen Geburtsland;

so hatte er kaum das Wort gesprochen, als die Versammlung es in freudigem Ernst befolgte:

— Der Staub stieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß sie die Schiff' erreichten und bald ins Wasser sie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die Kriegsfatte Schaar wieder in die Verfammlung, durch neue dringende Vorstellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch die Plage der Pest gefunden; eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu zeichnen.

– Die Völker aus Argos

Fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäischen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krankheiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere sind, und elender mekeln, als das Schwerdt des Feindes?

3. Als die Göttin endlich im Busen der Griechen die Streitluft wieder erweckt,

Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlachten sich sehnen,
und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt,

– als vormals

Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen Lande der Heimath,
will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist, um deren willen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden.

– Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer

Hoffend, das Ende zu sehn des Elendbringenden Krieges.

4. Da diß Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müssen, von wem läßt sie der

Dichter empören? Die Trojer von Mars, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, dich haß' ich am meisten von allen Bewohnern des
Himmels:

Denn du findest nur Luft an Zank und Kriegen und Schlachten.
Ähnlich bist du der Mutter am unerträglichen Starrfinn,
Der nie weicht und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern find

– Das Schrecken, die Furcht, die rastloswütende
Zwietracht,

Schwester des Menschenverderbenden Mars und seine
Gehülfin,

Die erst klein sich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt sich
Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde bewandelt;
Diese durchheilte die Heer' und sä'te zu beider Verderben
Streitgier unter sie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunstwerke? Gespenster finds, die Homer eben deßwegen schreckhaft einführet, weil durch Personen, die in bestimmten Umrissen erscheinen, die Wirkung nicht hervorbringen war, die er hervorbringen wollte. So scheint er zu andrer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das schrecklichergreifende Todesverhängniß zu personificiren; zu gleichem Endzwek, unsere Begriffe nemlich zu verwirren durch diese unumschriebene Wortlarven. Der Zorn ist ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt sich gleicher Gestalt zwischen Himmel und Erde. — Von allen Künstler-Ideen wegesehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts

entspringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umschrieben in ihrem Wesen kommt sie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durch-eilt Staaten, durch-eilt Heere, fäet Verderben und Streit-gier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehblichen Wolken verborgen. Selten wissen die Menschen, weßhalb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger hadern sie: denn von Schritt zu Schritt wächst die unerfättliche Eris.

5. Jezo trafen sie nah' auf Einem Raume zusammen, Schild und Lanzen begegneten sich und Kräfte der starken Eifengepanzerten Männer. Es stießen die bäuchigen Schilde Wechfelnd gegen einander, und ward ein schrecklich Getöse. Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger, Schlagender und Erschlagner; es strömte von Blute die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Theil nach mit diesem Gemezel beschäftigt: so wird das Menschengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todte läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, so viel er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr trauriges Schicksaal. Dieser wird nie mehr zu seinen geliebten Eltern, zu seinen Brüdern, seiner Gattin, seinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichtum, Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künstler, als einen geschickten, schönen, Gottbegabten Mann; seine Kunst ist dahin, seine Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Asche begraben. Jenen hat falsche Hoffnung, eine trügliche Weisfagung ins Feld gelokt; der Tod ergreift ihn, schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner.

Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie Inschriften zu den Grabmälern der Erschlagenen seyn könnten, wenn arme Kriegserschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hiebei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am meisten den Trojanern schenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Afiat, ein Jonier, ein Mensch, und ich möchte sagen ein Bedauerer des Trojanischen Schikfaals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmuth, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künfte, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergözte. Die armen Trojaner sind ihm eine Heerde Schaafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundsgenossen, die am Schikfaal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen. Uns den inneren Wohlstand Troja's zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt; so die Ältesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Rührender ist wohl kein Abschied geschildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es ist eine Überkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zu viel seyn sollen. Bei dem

Dichter spricht sie im Namen aller Trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaifeten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odysee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf sie bezog. Weder mit der Gräueltthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Anderer unwürdigem Morde hat seine Muse sich beflekt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Scenen aus andern sogenannten cyklischen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttin veröhnen und seine geliebte Vaterstadt entschuldigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fodert, bis am Skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Scene endet — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in Gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem Menschenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß jener also einige Tage ruhet, läßt er diesen sein Glück aufs höchste treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet, und dem Tode ein Opfer darsteht. So übertrieb Patroklus seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst Rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von

ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksaal aller Dreien, der edelsten Männer, ist in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten Priamus und alle seine Kinder geehret. Deiphobus ist vom Apoll begeistert, wie keiner im griechischen Heere; selbst Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbniß der Erschlagenen seinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag diß Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung Asiatischer, weicherer Völker, an die laut-weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schicksaal vorausfahen, sie hatten ein solches Verbot nöthiger als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und fern von den Ihrigen nur ihre Mitstreiter begruben. Um Patroklos Leiche weinen die Griechen, insonderheit die Myrmidonen, am heftigsten Achilles; auch Briseis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklos zum Schein, im Grund' um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit Homers sich in der Weisheit, mit der er über das Schikfaal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entstehen, durch Fehler und Leidenschaften der Götter und Menschen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigensinn eines unverföhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuscheste, stolzeste Göttin erröthet nicht, ihre Umarmung zum Nez des Betrugers zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmuk an offnem Tage aus der Gattin eine berükende Buhlerin zu werden, nur damit Einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem Schikfaalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Äußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwei Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Partei zum Ziel gelangen werde? Gieng es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der Rathgebenden Fürsten sich zu widersezen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheinet ihm keine (deren mehrere doch andern erscheinen) während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt Dünkel, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volkes gehorchet. Den ältesten Rathgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Ge-

stalt erschienen sei; andre Fürsten schweigen, oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhme. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet; und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, so oft ich von neuem deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse eines rohen Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Lafter, jede Thorheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in Homer

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommner zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Wiz, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde eben so wohl als Homer darauf gefallen seyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu seyn, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur

lesen, mögen sie mit Bedacht lesen, und hernach alle unfre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen.“ —

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagenen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnt, insonderheit wenn er ihn selbst redend einführt, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Lebens, über Reichtum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schikfaals, und die ihnen entgegengesetzten Thorheiten und Laster einstreuet; Welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

COMMUNISMUS DER GEISTER

Eugen und Lothar

Theobald und Oskar

Disposition

Sonnenuntergang. Kapelle. Weites, reiches Land. Fluß. Wälder. Die Freunde. Die Kapelle allein noch beleuchtet. Das Gespräch kommt auf das Mittelalter. Die Mönchsorden nach ihrer idealen Bedeutung. Ihr Einfluß auf die Religion und zugleich auf die Wissenschaft. Diese beiden Richtungen sind auseinander gegangen, die Orden gefallen, wären aber nicht ähnliche Institute zu wünschen? Wir gehen eben vom entgegengesetzten Princip aus, von der Allgemeinheit des Unglaubens, um ihre Nothwendigkeit für unsre Zeit zu beweisen. Dieser Unglaube hängt mit der wissenschaftlichen Kritik unsrer Zeiten zusammen, welche der positiven Spekulation vorausgeeilt ist, darüber läßt sich nicht mehr klagen, es handelt sich drum, zu helfen. Entweder muß die Wissenschaft das Christentum vernichten oder mit ihm eins seyn, da die Wahrheit nur eine seyn kann, es handelte sich also drum, die Wissenschaft nicht von äußerlichen Umständen abhängig werden zu lassen und im Vertrauen auf jene Einheit, die Jeder, der die Menschheit kennt und liebt, wünscht und ahnt, ihr eine großartige, würdige, selbständige Existenz zu schaffen. Seminare und Akademien unserer Zeit. Universitäten. Die Neue Akademie.

[Ausführungsversuch]

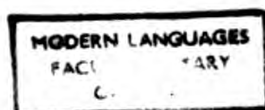
Ein schöner Abend neigte sich zu seinem Ende. Das scheidende Licht schien alle seine Kräfte noch

zusammenzuraffen und warf die letzten goldenen Strahlen über eine Kapelle, die auf der Spitze eines mit Wiesen und Wein bewachsenen Hügels in reizender Einfalt sich erhob. Das Thal am Fuße des Hügels war nicht mehr berührt vom Schimmer des Lichts und nur die rauschende Wooge gab Kunde vom nahen Nekar, der, je mehr die Melodie des Tags verhallte, um so lauter seine murmelnde Stimme erhob, die kommende Nacht zu grüßen. Die Heerden waren heimgezogen und nur selten schlich ein schüchternes Wild aus dem Walde hervor, sich unter freiem Himmel seine Nahrung zu holen. Das Gebirge war noch erleuchtet. Ein Geist der Ruhe und Wehmuth war über das Ganze ausgegossen.

„Lothar“, so begann der Eine von zwei Jünglingen, die von der Staffel der Kapelle aus längere Zeit diese Scene betrachtet hatten, und nun von ihrem Orte etwas gewichen waren, um dem letzten Strahl, der das Dach der Kirche traf, Lebewohl zu sagen, „Lothar! Erfäßt dich nicht auch ein geheimer Schmerz, wenn das Auge des Himmels aus der Natur genommen ist und so die weite Erde da liegt, wie ein Räthsel, dem das Wort der Lösung fehlt, siehe, nun ist das Licht dahingegangen und schon hüllen sich auch die stolzen Berge in's Dunkel, diese Bewegungslosigkeit ängstigt und die Erinnerung an die vergangne Schönheit wird zum Gift; es ist mir hundertmal ebenso gegangen, wenn ich aus dem freien Aether des Altertums zurückkehren mußte in die Nacht der Gegenwart, und ich fand keine Rettung, als in starrer Ergebung, die der Tod der Seele ist; es ist ein peiniges Gefühl um die Erinnerung ver-

schwundner Größe, man steht, wie ein Verbrecher, vor der Geschichte, und je tiefer man sie durchlebt hat, um so heftiger erschüttert Einen das Erwachen aus diesem Traum, man sieht eine Kluft zwischen hier und dort, und ich wenigstens muß so vieles, was doch schön und groß war, verloren geben, verloren auf immer. Sieh' diese Kapelle an; was war es für ein kolossaler, kraftvoller Geist, der sie erschuf, mit welcher Macht zwang er die weite Welt, den stillen Hügel krönte er mit dem friedlichen Heiligtum, in die Ebene des Thals stellte er sein Kloster und in's Gewühl der Stadt den majestätischen Dom und tausende von Menschen waren ihm unterthan und zogen im härenen Kleid arm und verlassen vom Zärtlichsten, was die Erde giebt, umher als seine Apostel und wirkten — doch ich brauche dir nicht zu erzählen, du kennst die Weltgeschichte; und wo ist es Alles? Du verstehst mich, ich frage nicht nach dem, was uns jenes Zeitalter überliefert hat, ich frage nicht nach dem toten Stoffe, sondern, wenn du so willst, nach der Form, in der es geschah, nach jener Energie und Consequenz, die sich in's Unendliche zu verlieren schien und dennoch auch in das Entfernteste die Übereinstimmung mit dem Mittelpunkt trug, die in jeder Variation den Klang der ursprünglichen Melodie festhielt; die Form in diesem Sinne ist ja das Einzige, was für uns in unsern Verhältnissen einen Vergleichungspunct darbieten kann, da der Stoff immer etwas Gegebenes ist; die Form aber ist das Element des menschlichen Geistes, in welchem die Freiheit als Gesetz wirkt und die Vernunft gegenwärtig wird; nun vergleiche aber jene Zeit

und unfere, wo willst du eine Gemeinschaft finden?
wo ist die Brücke, die so vieles Herrliche aus jenem
Lande zu uns trüge? wo ist jener fromme, gewaltige
Geist, der die Kirchen erbaut, die Orden gegründet hat,
Alles, wie aus Einem Guffe? der von einem Mittel-
puncte, welcher über die damalige Welt sich erhob,
Alles unter seine Intelligenz und Glaubenskraft nieder-
zwang?
.



[DISPOSITION ZU EINEM AUFSATZ]

Es konzentriert sich bei uns alles auf's Geiftige, wir
find arm geworden, um reich zu werden.

Alte Welt.

1) Monarchie. Griechenland, später Rom

Mittelalter.

2) Konstitutionelle Monarchie.

Neue Zeit.

3) Republik.

ad 2) verschiedene Nationen — Eine Kirche mit
Einem Pabft.

ad 3) allgemeines Priestertum, Vorspiel der Prote-
ftantismus.

[AUS WAIBLINGERS PHAËTON]

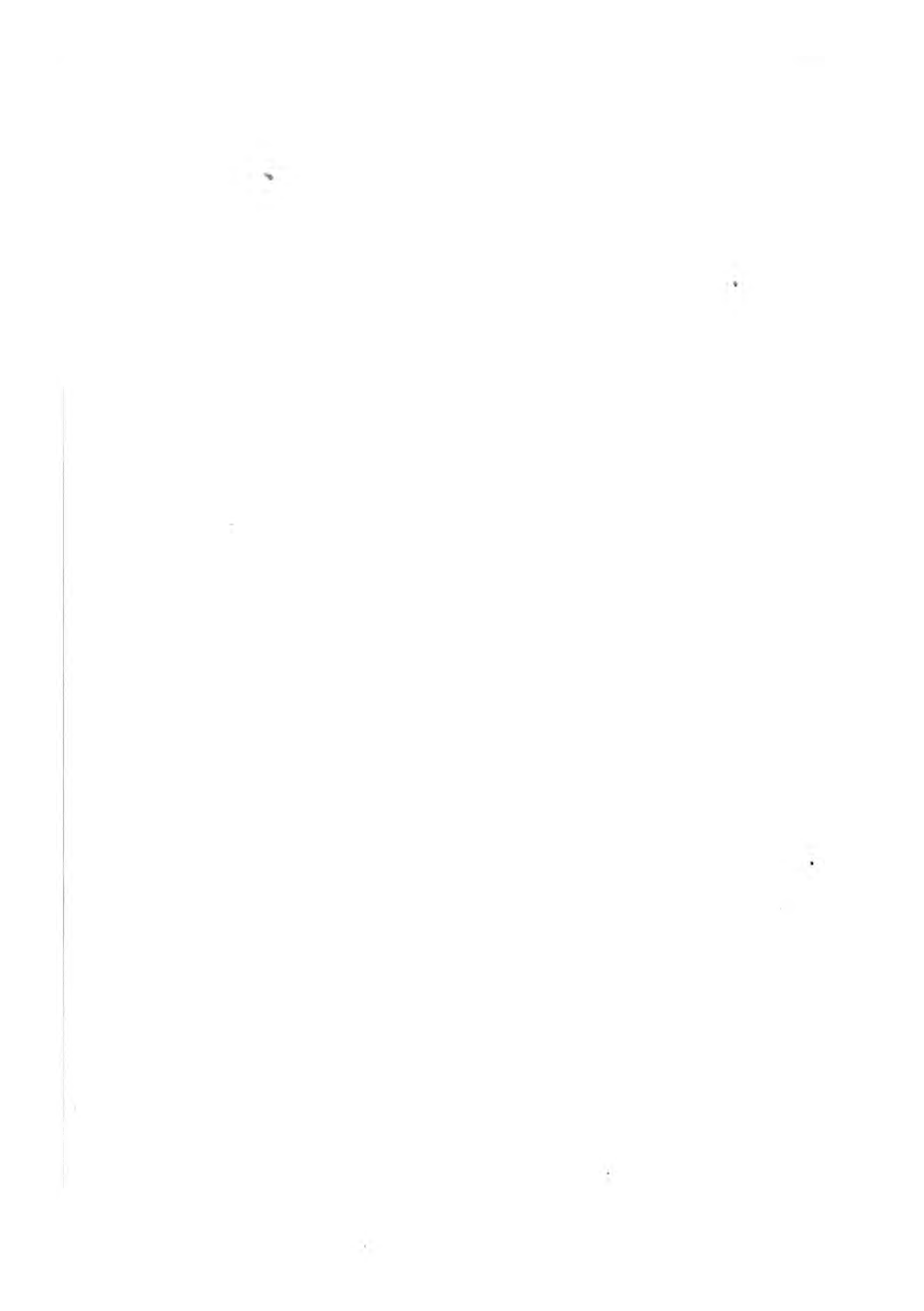
In lieblicher Bläue blühet mit dem metallenen Dache der Kirchthurm. Den umschwebet Geschrei der Schwalben, den umgiebt die rührendste Bläue. Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben stille krähet die Fahne. Wenn einer unter der Gloke dann herabgeht, jene Treppen, ein stilles Leben ist es, weil, wenn abgefondert so sehr die Gestalt ist, die Bildsamkeit herauskommt dann des Menschen. Die Fenster, daraus die Glocken tönen, sind wie Thore an Schönheit. Nemlich, weil noch der Natur nach sind die Thore, haben diese die Ähnlichkeit von Bäumen des Walds. Reinheit aber ist auch Schönheit. Innen aus Verschiedenem entsteht ein ernster Geist. So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben. Die Himmlischen aber, die immer gut sind, alles zumal, wie Reiche, haben diese, Tugend und Freude. Der Mensch darf das nachahmen. Darf, wenn lauter Mühe das Leben, ein Mensch anschauen und sagen: so will ich auch seyn? Ja. So lange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit. Ist unbekannt Gott? Ist er offenbar wie der Himmel? dieses glaub' ich eher. Des Menschen Maaß ist's. Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnt der Mensch auf dieser Erde. Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißt ein Bild der Gottheit.

Giebt es auf Erden ein Maaß? Es giebt keines. Nemlich es hemmen den Donnergang nie die Welten des Schöpfers. Auch eine Blume ist schön, weil sie blühet unter der Sonne. Es findet das Aug' oft im Leben Wesen, die viel schöner noch zu nennen wären als die Blumen. O! ich weiß das wohl! Denn zu bluten an Gestalt und Herz, und ganz nicht mehr zu seyn, gefällt das Gott? Die Seele aber, wie ich glaube, muß rein bleiben, sonst reicht an das Mächtige auf Fittigen der Adler mit lobendem Gefange und der Stimme so vieler Vögel. Es ist die Wesenheit, die Gestalt ist's. Du schönes Bächlein, du scheinest rührend, indem du rollest so klar, wie das Auge der Gottheit, durch die Milchstraße. Ich kenne dich wohl, aber Thränen quillen aus dem Auge. Ein heiteres Leben seh' ich in den Gestalten mich umblühen der Schöpfung, weil ich es nicht unbillig vergleiche den einsamen Tauben auf dem Kirchhof. Das Lachen aber scheint mich zu grämen der Menschen, nemlich ich hab' ein Herz. Möcht' ich ein Komet seyn? Ich glaube. Denn sie haben die Schnelligkeit der Vögel; sie blühen an Feuer, und sind wie Kinder an Reinheit. Größeres zu wünschen, kann nicht des Menschen Natur sich vermessen. Der Tugend Heiterkeit verdient auch gelobt zu werden vom ernstesten Geiste, der zwischen den drei Säulen wehet des Gartens. Eine schöne Jungfrau muß das Haupt umkränzen mit Myrthenblumen, weil sie einfach ist ihrem Wesen nach und ihrem Gefühl. Myrthen aber giebt es in Griechenland.

Wenn einer in den Spiegel siehet, ein Mann, und siehet darinn sein Bild, wie abgemahlt; es gleicht dem

Manne. Augen hat des Menschen Bild, hingegen Licht der Mond. Der König Oedipus hat ein Auge zuviel vielleicht. Diese Leiden dieses Mannes, sie scheinen unbeschreiblich, unaussprechlich, unausdrücklich. Wenn das Schauspiel ein solches darstellt, kommt's daher. Wie ist mir's aber, gedenk' ich deiner jetzt? Wie Bäche reißt das Ende von Etwas mich dahin, welches sich wie Asien ausdehnet. Natürlich dieses Leiden, das hat Oedipus. Natürlich ist's darum. Hat auch Hercules gelitten? Wohl. Die Dioscuren in ihrer Freundschaft haben die nicht Leiden auch getragen? Nämlich wie Hercules mit Gott zu streiten, das ist Leiden. Und die Unsterblichkeit im Neide dieses Lebens, diese zu theilen, ist ein Leiden auch. Doch das ist auch ein Leiden, wenn mit Sommerflecken ist bedeckt ein Mensch, mit manchen Flecken ganz überdeckt zu seyn! Das thut die schöne Sonne: nämlich die ziehet alles auf. Die Jünglinge führt die Bahn sie mit Reizen ihrer Strahlen wie mit Rosen. Die Leiden scheinen so, die Oedipus getragen, als wie ein armer Mann klagt, daß ihm etwas fehle. Sohn Laios, armer Fremdling in Griechenland! Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben.

Nachträge



Zu den Gedichten

KLAGEN

An Stella

Stella! ach! wir leiden viel! wann nur das Grab —
Komme! komme kühles Grab! nimm uns beide!
Siehe Stellas Tränen, komme
Kühles ruhiges Grab.

O ihr Menschen! o so gerne wollt' ich euch
Alle lieben, warm und treu! oh ihr Menschen,
Sehet, diese Stella haßt ihr!
Gott vergebe es euch!

Reißt sie nur hinweg von mir! Quäler! ihr!
Ich will schweigen — Gott — Gott wird reden!
Lebe wohl — ich sterbe bald — O
Stella! Stella vergiß mich.

Viele Wonnenaugenblicke gabst du mir —
Vater, Vater! bebt' ich oft auf zum Ewgen:
Sieh', ich liebe sie so rein, dein Auge,
Vater, sieh ja mein Herz.

Stella! weinen werd' ich bis ans Grab um dich,
Weinen, Stella, du um mich — weinen! aber
Am Gerichtstag will ichs fagen
Vorm versammelten Erdkreis:

Diese finds, die Stella quälten – aber nein!
Gott im Himmel! nein! vergieb diesen Quälern,
Laß mich sterben – oder tragen
Diese Leiden – mein Gott.

GUSTAV ADOLF

Kommt, ihr Kinder von Teut!
Ihr Kinder von Teut! zum Thale der Schlacht!
Entblößet die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Und schauet nieder mit heiligem Blick!
Denn hier – hier starb der Mann,
Deß Thaten die Lande sah'n,
Und ihren Felsen geboten,
Zu beugen die Scheitel den Thaten des Manns;
Und ihren Hügeln geboten,
Zu beugen ihr Haupt den Thaten des Manns;
Deß Thaten die Meere sah'n,
Und Woogen türmten,
Und Stürme beriefen,
Zu donnern ein Lob den Thaten des Manns;
Entblößet die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Denn hier – hier starb der Mann,
Deß Nahme, wenn einft
Des Ozeans Inseln sich küssen,
Und Kolumbens Welt Lufitanias Küften umarmt,
Von fernen Völkern gepriesen,
Von fremden Zungen genannt,
Am heiligen Denkmal, im Herzen der Edlen
Noch ewig, wie Gottes Gestirne, steht,
Entblößet die Häupter, ihr Kinder von Teut!
Und schauet nieder mit heiligem Blick!
Denn hier – starb – Gustav.

Es lärmt' im Thale der Schlacht,
Die Siege zu krönen, die blutige Schlacht,

Und Heldenknie fanken, und Felsenherzen erbebten
Vor Gustav Adolfs Schwerdt,
Und Blut der Räuber floß,
Und Blut der Witwenmörder,
Und Blut der Schänder der Freiheit floß,
Und hinan, im Blute der Räuber hinan
Stürzt', als ein Rachebliz des Rächers,
Mit seinen Treuen Gustav hinan.
Er gedachte seiner Thaten,
Da flammte sein Auge von Götterluft,
Seiner Thaten vor Gott,
Und Himmelsruhe verklärte sein Angesicht,
Und hinan, in seiner Himmelsruhe
Stürzt' an der Spize der Treuen Gustav hinan —
Doch wehe! unter den Treuen
Laufcht' ein Verräter;
Er dachte — der Verräter — den Höllengedanken,
Und — Gustav — fank.

Ha! Verräter! Verräter!
Daß in der Todesstunde dein Weib dich verdamme;
Und wehe! über dich rufen deine Söhne,
Und deine Enkel die That ins Ohr dir heulen,
Bis deine Blike erstarren im Grauen des Meuchel-
mords,
Und deine Seele flieht vor den Schrecken der Ewig-
keit!

.
.

Zum Hyperion

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 9

Vorrede

Von früher Jugend an lebt' ich lieber, als sonstwo, auf den Küsten von Jonien und Attika und den schönen Inseln des Archipelagus, und es gehörte unter meine liebsten Träume, einmal wirklich dahin zu wandern, zum heiligen Grabe der jugendlichen Menschheit.

Griechenland war meine erste Liebe und ich weiß nicht, ob ich sagen soll, es werde meine letzte seyn.

Dieser Liebe dank' ich nun auch die kleine Eigenthum und es war mein geworden, geraume Zeit, ehe ich wußte, daß andere sich auf ähnliche Art, wie es scheint, und glücklicher, als ich, bereichert hatten.

Ich hoffte, daß es mir doch vielleicht Einen Freund gewinnen könnte, und so beschloß ich, es mitzutheilen.

Ich wünschte um alles nicht, daß es originell wäre. Originalität ist uns ja Neuheit; und mir ist nichts lieber, als was so alt ist, wie die Welt.

Mir ist Originalität Innigkeit, Tiefe des Herzens und des Geistes. Aber davon scheint man jetzt gerade, wenigstens in der Kunst, sehr wenig wissen zu wollen; und wenn nicht andere siegen, so wird es neuester Geschmack werden, von der Natur zu sprechen, wie eine spröde Schöne von den Männern, und seinen Stoff zu behandeln, wie ein geschwornener Berichtsfatter; wo man dann am Ende recht gut weiß, daß ein Haase

über den Weg lief und kein anderes Thier, aber hiermit sich auch begnügen muß. Es wäre übrigens grober Misverstand, wenn man dächte, ich spreche hier von den treflichen Menschen, die uns das schöne Detail der Natur mit so unverkenbarer Liebe vergegenwärtigen. —

Um auf meine Briefe zurückzukommen, so bitt' ich, diesen ersten Theil für nichts weiter, als für nothwendige Prämisse anzusehn, und sich mit guter Hoffnung zu trösten, wenn man z. B. über den Mangel an äußerer Handlung gähnen und auch das Wenige, was von dieser Seite vielleicht befriedigen könnte, planlos, unnatürlich finden möchte. Was vereinzelt gefallen kann, kann nicht wohl als Ganzes gefallen und umgekehrt. —

Auch wird man manches Unverständliche, Halb wahre, Falsche in diesen Briefen finden. Man wird vielleicht sich ärgern an diesem Hyperion, an seinen Widersprüchen, seinen Verirrungen, an seiner Stärke, wie an seiner Schwachheit, an seinem Zorn, wie an seiner Liebe. Aber es muß ja Ärgerniß kommen. —

Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung.

Die feelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts, ist für uns verloren und wir mußten es verlieren, wenn wir es erstreben, erringen sollten. Wir reißen uns los vom friedlichen *έν και παν* der Welt, um es herzustellen, durch uns Selbst. Wir sind zerfallen mit der Natur, und was einst, wie man glauben kann, Eins war, widerstreitet sich jetzt, und Herrschaft und

Knechtschaft wechselt auf beiden Seiten. Oft ist uns, als wäre die Welt Alles und wir Nichts, oft aber auch, als wären wir Alles und die Welt nichts. Auch Hyperion theilte sich unter diese beiden Extreme.

Jenen ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt zu endigen, den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu Einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all' unferes Strebens, wir mögen uns darüber verstehen oder nicht.

Aber weder unser Wissen noch unser Handeln gelangt in irgend einer Periode des Daseyns dahin, wo aller Widerstreit aufhört, wo Alles Eins ist; die bestimmte Linie vereinigt sich mit der unbestimmten nur in unendlicher Annäherung.

Wir hätten auch keine Ahndung von jenem unendlichen Frieden, von jenem Seyn, im einzigen Sinne des Worts, wir strebten gar nicht, die Natur mit uns zu vereinigen, wir dächten und wir handelten nicht, es wäre überhaupt gar nichts, (für uns) wir dächten selbst nichts, (für uns) wenn nicht durch jene unendliche Vereinigung jenes Seyn, im einzigen Sinne des Worts, vorhanden wäre. Es ist vorhanden — als Schönheit; es wartet, um mit Hyperion zu reden, ein neues Reich auf uns, wo die Schönheit Königin ist. —

Ich glaube, wir werden am Ende alle sagen: heiliger Plato, vergieb! man hat schwer an dir gesündigt.

Der Herausgeber.

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 146

Hyperion an Diotima

Ich hatte noch immer nicht von dir mit Alabanda gesprochen. Mein Stolz verwehrte mirs. Ich weiß auf Erden keine mühsamere Verläugnung, nichts, was mich so demüthigen könnte, als die Geliebte zu beschreiben.

Und doch will es der andre, wenn man einmal ihm verräth, man liebe, und doch fordert er ein Bild, und steht so unerträglich frostig da, und fragt, und läßt man dann sich ihm zu lieb herab, zu reden — o wie tausendfach in jedem Worte wird der Liebende mißverstanden.

Ich möcht' es an den Himmel schreiben, als des Lebens erstes Gesetz: Das Heilige muß Geheimniß seyn, und wer es offenbaret, er tödtet es.

Aber mein Alabanda [und] ich find doch zu innig eins und du hattest mir auch das Herz zu hoch geschwellt, du Himmlische! mit deinem Briefe voll Seele und Liebe — ich mußte hin, ich muß' ihn endlich zeigen,
.

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 147—154

Ach! immer sichtbarer entfernst du dich aus allem Gegenwärtigen, die letzten Tage, da ich um dich war. Thue das nicht meiner Liebe! Es giebt ja noch des Wohlgefälligen so manches auf der Erde. Sorge wenigstens für deine Blumen, und die schönen Thiere,

die du sonst im Hauße nährtest. Seze dich zuweilen jezt, weils wärmer wird, auch wieder an den Brunnen, der unter dem Ahorn steht, oder unter die alten Kastanien bei der Kapelle; ich weiß, du hattest diese Plätze sonst sehr lieb, und verfäumst sie jezt wohl ziemlich. Wenn du wolltest auch die Woche einigemale ans Meer herausgehn. —

Ich weiß, du lächelst ein wenig darüber, aber du thust es dennoch.

Alabanda ist jezt manchmal in Gedanken über dich. „Nur begreifen“, sagt' er, „möcht' ich eine solche Natur, aber ich finde, daß ich zu viel vom Menschenverstande gehalten. Die Kinder führen alles zum Munde hinein, wir alles zum Verstande; und ich fange an, zu glauben, daß eines so naiv ist, als das andre. Du sagtest mir einmal, Hyperion! es sei Entwürdigung, von irgend einem Menschen zu sagen, man hab' ihn ganz begriffen, hab' ihn weg.

Und wenn das wahr ist,“ fährt er fort, „wenn mein Verstand kaum in die Vorhalle des Lebens gehört, wie mag er dann in den innern Tempel sich wagen? Wenn jeder Knabe für mich unergründlich ist, wie mag ich diese Diotima verstehn.“

Hyperion an Diotima

Der murrende Vulkan bricht los. In Coron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserm Bergvolk gegen den Pelopones hinauf. Ich kenne mich kaum noch, seit meine Seele einmal eine Arbeit gefunden. Ich hab' nun auch zum erstenmal in meinem Leben eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn ich. Indeß die Spiele des Morgenroths sie verkünden, geh' ich hinaus, wo mein Kriegsvolk im Schatten des Walds liegt, und grüße die tausend lebendigen Augen, die jezt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich aufthun. Ein erwachendes Heer! Die Gestalten alle, die wie Habichte aus dem Nest aus ihren Mänteln sich winden, das Gemurmel und Gelächter, das Knattern der Flamme, wo die Speise kocht, die ganze häusliche Geschäftigkeit und dabei die Feldmusik und das Wiehern der Rosse und die tausend Waffen, wie ein ehern Halmenfeld auf Einmal aus der Erde gewachsen! —

Dann ruf' ich den Theil, den ich zunächst befehlige, zusammen, und wie ich dann von dem, was künftig ist und jezt geschehn muß, ein Lebenswort zu ihnen spreche, und diese rauhen Stirnen breiten mälich sich, und das Jugendroth umfließt die Wangen, wenn ich sie, wie auf Woogen, vom Staunen zu der Freude und von der Freude zum Entschlusse führe, und die heilige Menschennatur aus ihnen mir sichtbarer und sichtbarer dämmert und glänzt, o Bellarmin! was gäb' ich hin, um diese Morgenröthe festzuhalten! Das kannst du übrigens mir glauben, daß so eine Augenlust, ein Blick auf menschlich Wachstum über alle Augenwaide geht, die Meer und Erd' und Himmel uns gewährt.

Drauf üb' ich sie in Waffen bis um Mittag. Alabanda hat seit unsern Studien in Smyrna viel über die Kriegskunst gedacht, hat besonders die Vertheilungen und die Bewegungen der Heersmacht, so weit sie nach der Form der Gegend, und nach den Kräften und den

Stellungen des Feinds sich richten, in wenige kräftige Regeln zusammengefaßt, und so ist meinem Verstande leicht geworden, diesen Stoff zu meistern.

Und es ist wirklich schön, Diotima, ist ernster nur und majestätischer, als der Tanz, wenn all' die furchtbaren Kräfte so zu Einer Kraft sich bilden, die, immerhin dieselbe, alle Formen annimmt, und in der Blizeschnelle, womit sie wirkt, doch immer still und richtig bleibt.

Des Nachmittags versammeln wir uns dann meist im Innern des Walds mit einigen fachverständigen braven Ruffen, die wir bei uns haben, und gehn zu Rathe über alle Fälle, die uns treffen können, und so wird mein Geist mit dem Kriege täglich vertrauter. O es ist wunderbar, Diotima! es kann sich mancher leichter darein finden, eine Heersmacht, als ein Zimmer anzuordnen. Ich spreche dir viel von meiner neuen Arbeit, aber so ist mit allem Neuen.

Des Abends reit' ich meist mit Alabanda am Meeresufer umher in die Eichenschatten hinein, oder hinaus in die reizenden Fernen der Berge, und wenn wir dann zurück find, und die freundliche Kühle, und das Mondlicht unser spärlich Mahl, und unfern Becher würzt, und unfere Feigen, wenn wir so, oft ohne ein Wort, uns gegenüberfizen und uns anlächeln über den ernstesten Dingen, die wir brüten, und Alabanda mir von dem und jenem spricht, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, und so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht, seitdem sein gerader Gang gehemmt, dann fällt mir oft mein Adamas ein, mit seinen Reifen, seiner eignen Sehnsucht in das innre

Afien hinein, auch mit feiner Andacht gegen Kinder, — das find lauter Palliative, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! uns! denn unfre Welt ift auch die deine.

Auch die deine, Diotima! denn fie ift die Kopie von dir.

Hyperion an Diotima

Navarin ift unfer, und wir liegen jezt vor Mififtra. Es geht gut, nur gehts uns allen zu langfam. Unfere Leute find, wie angezündeter Kienwald, feit es zum Gefecht gekommen ift. Und ich — Mädchen meiner Seele! feit ich die Fahne, die ich einer Albanifchen Horde mit eigenen Händen entriß, an einem Steine des alten Sparta aufhieng, und unter den erbeuteten Waffen unfere alte Schande und die leeren Tränen, die ich ihm fonft geweint, den Manen des Lykurg und des Leonidas abbat, feitdem bin ich ein anderer geworden.

O Lacedämons heiliger Schutt! rief ich, fo bift du endlich gerettet, und forthin berühren dich unreine Hände nicht mehr! Deine Schmach ift von dir genommen, Leiche von Sparta! Ha! meine Diotima! ein Zoll der alten Mauern, die ich izt erobre, ift mir mehr als hundert Städte unfers kindifchen Jahrhunderts.

Am Eurotas ftehet mein Zelt, und wenn ich oft um Mitternacht erwache, raufcht der alte Flußgott mir verständlicher vorüber, und freundlich nehm' ich die Blumen des Ufers, und streue fie ihm hin und fage: Nimm das Zeichen, du Vergeffner! bald folls werden, wie es einft war.

Hyperion an Diotima

Ich kann es nicht lassen, ich muß zuweilen vorwärts mit einigen Reitern, wir haben uns schon bis zu den Gegenden von Elis und Nemea durch die Sultansknechte durchgewunden. Alabanda schmäht dann freilich, wenn ich wieder da bin, und es ihm, in meiner Herzensfreude, verrathe, aber des Tags darauf thut er daselbe. Es ist auch kein so großes Waagstück, wenn man die Gegend kennt.

Es war auch überhaupt mein Wille nicht, so vorzurücken wie der Bauer im Schach. Mein Vorschlag war, die festen Plätze zu umgehen, wo sich nicht vermuthen lasse, daß sie auf der Stelle sich geben, und Schlag auf Schlag, nach allen Seiten hin, des Sultans Horden zu werfen, bis wir, mit jedem Schritte durch Landbewohner verstärkt, den Korinthischen Isthmus und ringsherum die Küsten des Pelopones besetzt, und die Türken auf ihre Schiffe, oder nach Mazedonien hinaus getrieben hätten; mit den festen Plätzen hätte sich dann bald entschieden, und wir hätten eine Stellung gewonnen, wo allem Kriege ein Ende gemacht; aber die Russen wollen sich auf unser Landvolk nicht verlassen und so hatten sie natürlich Recht, den sichern Weg uns anzurathen, und weil auch Alabanda sich auf ihre Seite neigte, gab ich nach.

Hätt' ich freilich damals gefürchtet, was ich jetzt befürchte, so wär ich schlechterdings auf meinem Plane bestanden. Es macht mich schlaflos, wenn ich mir es denke, daß vielleicht der lange Stillstand und der Mangel, der daraus entspringt, aus unsern Truppen eine Bande

machen könnte. Sie sind schon wütend genug, daß die Befatzung in Misistra sich so lange hält, und daß die Griechen da in der Stadt nichts thun, um uns hinein-zuhelfen.

Ich habe dißmal wohl dir Langeweile gemacht, du Liebe! Lebe wohl.

Hyperion an Notara

Ich schreibe dir, mein Notara. Ich kann Bestialität an Diotima nicht schreiben.

Es ist geschehn! Die Wolfsnatur hat einmal wieder sich gütlich gethan. Der Instinkt hat seine Spiele getrieben, und mit meinen Projekten ist's aus.

Ich sollte still sein; ich sollte mich schämen; warum hab' ich mich mit diesem zottigen Geschlechte befaßt; es geschieht mir recht; warum hab ich mich an die Bären gemacht, um sie, wie Menschen, tanzen zu lehren!

Nun, guter Wille! laß dich immerhin ins Irrhaus bringen, an die Thüre und Wände laß dich schlagen, liebe Weisheit, oder wo man sonst noch einen närrischen Zierrath braucht!

O ich möchte mich selbst mit Ruthen züchtigen, daß ich so dumm war!

Aber nein! Das war auch nicht vorauszufern! Man kann auf Mancherlei gefaßt feyn, kann all' die Feigheit und all' die stolze Bettelei, und das türkische Schmeicheln, und den Meineid, kann die ganze Pöbelhaftigkeit des jezigen Jahrhunderts so natürlich finden, wie Reegenwetter, aber das ist schwerlich irgend einem

Menschen eingefallen, solch einen Schandtag möglich zu denken, wie der gefrige war.

Nachdem wir sechs Tage vor Misistra gelegen, kapitulirte die Befazung endlich. Die Thore wurden geöffnet, und ich und Alabanda führten einen kleinen Theil des Heers in die Stadt.

Wir brauchten alle Vorsicht, ließen die Thore hinter uns sperren, zogen auf den öffentlichen Plaz mit unsern Leuten, und riefen dahin die Griechischen Einwohner zusammen. Sie faßten bald Zutrauen zu uns, die guten Kinder! sie summten um mich herum, wie Bienen um den Honig, da ich ihnen sagte, was aus ihnen werden könnte, und den Meisten flossen helle Thränen vom Gesichte, da von einer bessern Zeit die Rede war. Ich bat sie dann, die wenige Mannschaft, die wir ihnen brächten, freundlich aufzunehmen. Sie brauchten Exerzitiemeister, sezt' ich hinzu, und die Waffentübungen seien fürs Volk so nothwendig, wie die Geweihe den Hirschen. In demselben Augenblike brach aus den benachbarten Gassen ein Gelärme von Feuerröhren und schmetternden Thüren, und ein Geschrei von heulenden Weibern und Kindern, und Töne, wie von Wütenden, brüllten dazwischen, und wie ich mich umfah, stürzt' ein leichenblaffer Haufe um den andern gegen mich, und schrie um Hülfe; die Truppen wären zu den Thoren hereingebrochen, und plünderten, und machten alles nieder, was sich widersezte.

Ich schwieg, ich überdachte, was zu thun war. O Notara! ich hätte mir mögen das Herz ausreißen, und möcht' es noch.

Alabanda war schrecklich in seinem Grimme. „Komm,“ rief er mir mit seiner Wetterstimme, „komm, ich will sie treffen!“ — und es war, als leuchtete der Blitz die Leute, die wir bei uns hatten, an, so waren Alabandas Augen im Grimme vor ihnen aufgegangen. Ich benutzte den Augenblick; „schwört,“ rief ich, „daß ihr ruhig bleiben wollt und treu!“ „Wir schwören“, riefen sie; drauf rief ich die Besten unter ihnen heran. „Ihr sollt an meiner und an Alabandas Stelle sorgen,“ sagt ich ihnen, „daß auf diesem Plaze das nötige geschieht.“ Und einigen der Bürger befahl ich, in die Gassen zu laufen, und zu sehen, wie es gehe, und hierher unsern Leuten schnelle Nachricht einzubringen, andre nahm ich mit mir, um durch sie von hier aus Nachricht zu bekommen, andere nahm Alabanda mit sich, und so sprengten wir nach zwei verschiedenen Gegenden der Stadt hin, wo es am ärgsten tobte. Die Bestien bemerkten meine Ankunft nicht, so waren sie begriffen in der Arbeit.

Den ersten, der mir aufsties — er hielt einen rüstigen schönen Buben bei der Kehle mit der einen Hand, und mit der andern zückt' er ihm den Dolch aufs Herz — den faßt' ich bei den Haaren und schleudert' ihn rücklings auf den Boden. Mein zorniges Roß macht' einen Sprung zurück und auf ihn zu, und zerstampft' mit den Hufen das Thier.

„Haltet ein, ihr Hunde!“ rief ich, indeß ich mitten unter sie stürzte, „schlachtet mich erst, wenn ihr Muth habt, mich, mich reißt vom Roß, und mordet und befehlt mich, denn solange ich lebe, mach' ich so und so, ein Stück ums andere, euch nieder.“ Das war die rechte

Art, ich hatt' auch wirklich mit dem Schwerdt einige getroffen, und es wirkte. Sie standen da, wie eingewurzelt, und fahn mit stieren Augen mich an; und einige wollten sogar sich auf die Knie bemühen. „Hinaus!“ rief ich, „zum Thore sollt ihr erst hinaus, das Übrige wird folgen.“

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 159

Ich habe lange gewartet, lange nach einem Abschiedsworte gedürftet. Aber du schweigst. Auch das ist gut, ist freundlich, edle Diotima.

Ich schreibe am Vorabend einer Schlacht. Das mag mich entschuldigen, daß ich schreibe. Die Unterschiede des sterblichen Lebens sind weggefallen, und nur die großen, ewigen Beziehungen der Geister und der Kräfte bleiben.

Ich trete fast vertrauter vor dich als ich sonst gewohnt war.

Ich habe lange gewartet; ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehofft; aber du schweigst. Auch das ist wohl so sehr unfreundlich nicht, wie es scheinen könnte, auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr? Die tieferen Akkorde hören darum doch nicht auf? nicht wahr, Diotima! wenn auch die Blüthe der Liebe wegfällt, ihre Wurzel bleibt doch immer.

O es ist meine letzte Freude, aber sie [ist] groß, mein lezt[er Gedanke] ist es, [es] ist mein lezt[er Trost, eine unzerstörbare] Freude ist es, daß [wir un]zertrennlich

[find, wenn auch kein Laut von dir zu mir,] kein Schatte unferer holden Jugendtage mehr zurückkehrt.

Darum laß ich auch gerne meinem einsamen Herzen es zu, daß es noch Einmal zu dir spreche, darum gönn' ich ihm auch gerne sein leztes Spiel.

Ich blicke in die nächtliche See hinaus nach dir, ich breite die Arme aus nach den Gegenden, wo du frei lebst, was kann es dich stören? Es ist zum leztenmale, du wirst es verzeihn.

Glaube mir, man siehet diese Spiele der Sterblichkeit ganz eigen an, in Stimmungen, wie die meine ist; man siehet sie freier, ach! und dennoch sind sie dem Herzen theurer als je.

O Erde! [meine] Wiege! es ist [ein] großer Abschied. [Aller Schmerz ist in dem] Abschied, den [wir] von [dir nehmen.]

Ich saß den Mittag über auf dem Verdeke meines Schiffes. Ich wärmte mich am Sonnenlichte, ich sog die gütigen Stralen in mich, ich lag, wie ein Kind an den Brüsten der Mutter. Ich nahm noch alles mit, ich sah zum Meergrund hinab, ich streifte mit den Lüften über die wallende Fläche und [die] lieblichen Woogen, die wie Loken um die Erde sich kräufeln,

.

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 168

Diotima an Hyperion

Ich habe die beiden Briefe, die du nach der unglücklichen Begebenheit in Misistra schriebst, zugleich und

viel zu spät erhalten. Im ersten schriebst du mir nur kurz, du seiest gefonnen, zur Ruffischen Flotte zu gehn. Der zweite gieng zu tief aus deiner Seele, als daß ich daran zu mahnen brauchte. Du hast darauf gerechnet, hast mirs zugetraut, daß mich dieser Brief nicht belaidigen könne. Das hat mich mitten in meiner Betrübniß herzlich gefreut. Unglücklicher edler Geist! ich habe wohl dich gefaßt. O Gott! es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größeren Bedürfnisse ein Spott des Schiksaals sind, so natürlich, als wenn du die Speise verschmähtest, im Augenblike, der dich Durstes sterben ließe.

Ich wußt' es bald, ich konnte dir nicht alles seyn, du hattest früh die Langeweile dieser Zeit gefühlt; du littst, da ich dich kennen lernte, nicht so wohl durch irgend ein bestimmtes Unglück; auch nicht jenes große des Schiksaals, mit dem die alten Heroën sich maßen, nicht jene schauerlich große Macht, es war die Unmacht, die Gemeinheit der dich umgebenden, es war das Nichts, der fade Tod, die Leerheit deiner Zeitgenossen, was dir bei deinem ersten Blik' ins Leben begegnete, und das, das dich um deinen Frieden gebracht.

Das hat auf immer dich entzweit, das hat den Trieb nach Ganzem, und Unendlichem zu deiner Leidenschaft, das hat zu aller menschlichen Lebensfreude, zu aller menschlichen Beschäftigung unfähig, hat tief unheilbar elend dich gemacht auf immer.

Sieh! Es geht dir recht, wie einem, der daran war, an der Frost zu sterben, und nun von seinem Feuerherde nimmer läßt.

Hättest du nicht das Dürftige so in seiner ganzen Unbeschreiblichkeit gesehen, du würdest nicht auch da, wo andere es reizend finden, mit dieser wunderbaren Scheue vor ihm fliehn, du würdest nicht, wie ein Wilder, jede Klugheit, jedes Tagewerk, jedes Amt und jeden Stand verschmähn, du wärst der räthselhafte Furchtsame nicht, der, statt die Macht und Arbeit, wie die andern Furchtsamen, zu fürchten, den Schlaf nur fürchtet und die Unmacht, die ihm gegenüber steht — nicht wahr, Hyperion, ich weiß zu sprechen, ich weiß dich abzuhandeln? was blieb mir auch in meiner Einsamkeit sonst übrig? Was konnt' ich treiben, seit du fort bist, wenn ich nicht der mächtigen Trauer unterliegen wollte, die mir so leicht des Lebens ganze Kraft verzehrt? Was konnt' ich thun, als denken über dich? Ich hab' auch manchen lieben Tag so hingebrütet.

PARALIPOMENON ZU BD. II, S. 168f.

O einst, Hyperion, da ich noch dich nicht kannte, dacht' ich wenig.

So kamst du zu mir. Ein friedlich Mädchen war ich, sah, wie die Kinder und die Vögel der Luft, nur was mir paßte, das andere sah' ich nicht. An mich zu denken, hatt' ich keine Zeit. Ich lebt' in lauter süßen freudigen Geschäften; in ewiger müheloser inniger Liebe für alles Schöne der Welt. Hyperion! es war Unendlichkeit in meiner kleinen Sphäre.

Aber noch ist kein Schooskind der Natur es immerhin geblieben. Auch meine Stunde sollte schlagen. Böser Mensch! mit dir hats angefangen. Diese Trauer,

diese tiefe Demuth und dieser blühende dichterische Sinn, und dieser Heldenglaube, und diese Geistesgewalt, folch einen Menschen hatt' ich nie gekannt. Eine niegefühlte Neugier trieb mich an das wunderbare Wesen, und unaussprechlich zog die zarte Seele mich an, und kindisch leichtfinnig wagt' ich mich in deine gefährliche Zone. Du mußt ihn erheitern, dacht' ich thöricht, mußt den räthselhaften Schmerz in ihm besänftigen; ich wußte nicht warum? Ein Triumph über alle Triumphe lag für mich in dieser Hoffnung. Bald aber fah' ich tiefer. Ich fühl' es; ich hatte das Unmögliche gewollt, und fühl' es jezt noch besser.

Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt ich den Seelendurst dir stillen, für den kein Quell fließt, und kein Weinstok wächst, konnt ich die Freuden einer Welt in einer Schaafe dir reichen?

Ach! glücklich sind sie alle, die [dich] nicht verstehen. Wer dich verst[eht], der muß über allem werden, wie du, muß deine Größe theilen und deine Verzweiflung.

Die schöne Freuden der Liebe

.

ENTWÜRFE ZUR FORTSETZUNG

Ich kann dir das wohl sagen, ich freue mich immer noch der bessern Zeiten, deren ich mich erinnere, ich kenne die bessern Stunden noch, deren reinen und guten und vergnüglichen Geist ich miskannte, daß ich das Angesicht der Menschen falsch nahm, und unrichtige Worte aus dem Innern hohlte. Ich bin jezt in einer Gewohnheit, aus der ich mein Leben richtiger verstehe,

ich wundere mich nicht, daß ich aus der Einsamkeit heraus bin, und lieber in der Offenheit der Schöpfung und in einem thätigen, nicht sehr miskennbaren, und gewissenhafteren Leben lebe. Ich nehme überhaupt die Welt ganz anders. Ich erstaune, wie das mit mir gekommen. Wußt ich nicht, daß ich ein Leben hatte, das dem Vergnügen und der Schönheit des Lebens entgegen sah, wußt' ich nicht, daß dieser Himmel, das Unvergängliche der Natur, worinn ich zeitlich lebe, diese ruhigen, dämmernden Wolken, unter denen mein Schiff weilt, und diese Sonne, diese günstigen Lüfte, die mir von Höherem und ausichtvoller Zukunft zeugen, daß diese Heiligthümer alle, denen mein Herz geweiht ist, nicht nur Zeichen der Vergangenheit seien, sondern auch der Gegenwart, in der ich nicht nur gute, sondern größere Menschen, eine unverworrene Erkennbarkeit unserer Natur, mit ihren Obern und ihren glaubigen Menschen finde?

Ich sehe die Bahnen mit Vergnügen an, auf welchen wir uns befinden. Himmlische Gottheit! wie war es ehemals unter uns, da ich dir verschiedene nicht unbedeutende Schlachten, und häufige Siege abgewann. Ich gestehe es, ich wäre mehrerer Behauptungen, und meiner Freude am Bücherlesen wegen, die ich dir und deinem Geständniß rauherer Sitten nicht verberge, oft gerner, auf einsameren Gebirgen, die hinter uns liegen, in den angenehmen Gegenden von Thebe, Macedonien, und Attika, auf den Höhen und Abhängen in den grünen Thälern des Olympos, auf Thraziens Gebirgen, an Lemnos droben, unter schattigen Bäumen der entlegnen Ithaka, um Mythilene, um

Paros, ich wäre fogar lieber mit meinem Leben in den stillen Orten im Innern der Inseln, oder in heiligen Klöstern, oder mit Menschen, in Kirchen; so ruft mich ein Gott zur Ruhe, wegen ziemlicher Gottlosigkeit, die ich unter den Menschen finde, und so erzwungen, vielleicht von einer höheren Macht, schein fogar mir die jezige Thätigkeit, in der ich lebe, aber ich rede von mir. Wie soll ich die Freude dir deutlicher sagen? Red' ich von Menschen der Vergangenheit? red' ich von Menschen der Mitwelt? In himmlischen Lüften erscheint die Gnade der Gottheit. Mit feeligen Wohnungen pranget

.

Hyperion an Diotima

Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich zuweilen wünsche, dich wiederzusehen.

Ich weiß kaum, wie ich von dir weggekommen bin, nach unserem Aufenthalte auf der Insel, wo ich mit einer außerordentlichen Person dich bekannt gemacht habe, die um ihrer höheren Sitten und um ihrer guten Denkart willen den Menschen lieb ist. Ich hüte mich, von dir mich wegzumachen. Das Leben hätte vielleicht einiges Anziehende für mich.

Diotima an Hyperion

Ich kann dir nach und nach alles sagen, was eine Erklärung ist, zu den Zweifeln, und den ungestandenen Streiten, die wir haben.

Zu den Auffatz-Entwürfen

ZU JAKOBIS BRIEFEN ÜBER DIE LEHRE DES SPINOZA

I.

1. Lessing war ein Spinozist. pag. 2.

Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit waren nicht für ihn. Er konnte sie nicht genießen. *Εν και Παν!* Anders wußte er nichts. Sollte er sich nach jemand nennen, so wüßte er keinen andern als Spinoza. pag. 12. Kenne man ihn ganz, so sei einem nicht zu helfen. Man soll lieber ganz sein Freund werden. Es gebe keine andre Philosophie, als die des Spinoza. pag. 13. — Wenn der Determinist bündig sein will, muß er zum Fatalisten werden; dann giebt sich das übrige von selbst. — Der Geist des Spinoza mag wol kein anderer gewesen sein, als das Uralte: a nihilo nihil fit. Dieses im abstraktesten Sinne genommen fand Spinoza, daß durch ein jedes Entstehen in dem Endlichen, durch jeden Wechsel in demselben ein Etwas aus dem Nichts gesetzt werde. Er verwarf also jeden Übergang des Unendlichen zum Endlichen. Setzte dafür ein immanentes Ensoph. pag. 14. — Diesem gab er, in so fern es Ursache der Welt ist, weder Verstand, noch Willen. Denn der Wille und der Verstand findet one einen Gegenstand nicht statt. Und zufolge der transzendentalen Einheit und absoluten Unendlichkeit der ersten Ursache findet kein Gegen-

stand statt. Und einen Begriff vor seinem Gegenstand hervorzubringen, einen bestimmten Willen zu haben, ehe etwas da, auf das er sich beziehen könnte, sei ungereimt.

(Ist nun kein Verstand und kein Wille da, auf welchen sich die Wirkungen, als primitive bestimmte Ursache, beziehen könnten), so muß man eine unendliche Reihe von Wirkungen annehmen. Der Einwurf, daß eine unendliche Reihe von Wirkungen unmöglich, widerlege sich selbst, (in so fern nemlich die Unendlichkeit indeterminabilis, nicht series infinita ist) weil jede Reihe, die nicht aus nichts entspringen soll, schlechterdings, eine unendliche, indeterminabilis ist. Und dann sind es nicht bloße Wirkungen, weil die innwohnende Ursache immer und überall ist. Überdiß ist die Vorstellung von Folge und Dauer bloße Erscheinung; nur die Form, welcher wir uns bedienen, das Mannigfaltige in dem Unendlichen anzuschauen. pag. 16, 17.

2. Jakobi glaubt eine verständige persönliche Ursache der Welt. Er sieht die Einwürfe Spinoza[s] so klar, daß sie beinahe zur Eigentümlichkeit in ihm werden. Aber er hilft sich dadurch, daß er blos den Haupttheil der Spinozistischen positiven Lehre angreift. Er schließt aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus, und alles, was mit ihm verknüpft ist. „Wenn es lauter wirkende und keine Endursachen giebt, so hat das denkende Vermögen in der ganzen Natur blos das Zusehen. Sein einziges Geschäft ist, den Mechanismus der wirkenden Kräfte zu begleiten. Auch die Affekten wirken nicht, in so

fern sie Empfindungen und Gedanken mit sich führen. Und im Grunde bewegt uns ein Etwas, das von allen Äußerungen nichts weiß, und das, in so ferne, von Empfindung und Gedanke schlechterdings entblößt ist. Empfindung und Gedanke sind nur Begriffe von Ausdehnung, Bewegung, Graden von Geschwindigkeit u. s. w.“ a. Wendet aber Lessing ein, daß es zu [den] menschlichen Vorurteilen gehöre, den Gedanken als das erste und vornehmste zu betrachten, und aus ihm alles herleiten zu wollen, da doch alles mit samt den Vorstellungen von höheren Prinzipien abhänge. Es gebe eine höhere Kraft, die unendlich vortreflicher sei, als die oder jene Wirkung. Es könne auch eine Art des Genusses für dieselbe geben, die nicht nur alle Begriffe übersteige, sondern völlig außer dem Begriffe liege. Diß hebe aber ihre Möglichkeit nicht auf. — Dem Spinoza habe Einsicht zwar über alles gegolten, aber nur in so fern, als sie für den Menschen, das endliche bestimmte Wesen, das Mittel sei, womit er über seine Endlichkeit hinausreiche. Er sei ferne gewesen, unfre elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode zu halten, und den Gedanken oben zu setzen. b. Gesteht Jakobi, daß er sich von der extramundanen Gottheit keine genügende Vorstellung machen könne, daß die Prinzipia des Leibniz den Spinozistischen kein Ende machen. Die Monaden samt ihren *vinculis*, sagt er, lassen ihm Ausdehnung und Denken, überhaupt Realität, so unbegreiflich, als er sie schon gehabt habe. Er wisse da weder rechts noch links. Es sei ihm sogar, als käme ihm noch überdiß etwas aus der Tasche. —

Lessing zeigt ihm überdiß eine Stelle im Leibniz, die offenbar spinozistisch ist. Es heißt da von Gott, Er befinde sich in einer immerwährenden Expansion, und Kontraction. Dieses wäre die Schöpfung und das Bestehen der Welt. Und Jakobi findet, daß kein Lehrgebäude so fer, wie das von Leibniz, mit dem Spinozismus übereinkäme. 1) habe Mendelssohn öffentlich gezeigt, daß die *Harmonia praestabilita* im Spinoza stehe. 2) haben beide im Grunde dieselbe Lehre von der Freiheit, und nur ein Blendwerk unterscheide ihre Theorie.

Spinoza erläutere unser Gefühl von Freiheit durch das Beispiel eines Steins, welcher dächte und wüßte, daß er sich bestrebt, seine Bewegung, so viel er kann, fortzusetzen. Ep. LXII. Op. Posth. p. 584 et 585.

Leibniz erläutere daselbe mit dem Beispiele der Magnetnadel, welche Luft hätte, sich nach Norden zu bewegen, und in der Meinung stände, sie drehe sich unabhängig von einer andern Ursache, indem sie der unmerklichen Bewegung der magnetischen Materie nicht inne würde.

Die Endursachen erklärt Leibniz durch einen *Appetitum*, einen *Conatum immanentem* (*conscientia sui praeditum*). Eben so Spinoza, der, in diesem Sinne, sie vollkommen gelten lassen konnte; und bei welchem Vorstellung des Äußerlichen, und der Begierde das Wesen der Seele ausmachen.

Bei Leibniz, wie bei Spinoza, setzt eine jede Endursache eine wirkende voraus. Das Denken ist nicht die Quelle der Substanz; sondern die Substanz ist die Quelle des Denkens. pag. 17–26.

Jakobi zieht sich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skeptizismus notwendig macht. Er liebt den Spinoza, weil er ihn, mehr, als irgend ein anderer Philosoph, zu der vollkommenen Überzeugung geleitet hat, daß sich gewisse Dinge nicht entwickeln lassen: vor denen man darum die Augen nicht zu drücken muß, sondern sie nehmen, so wie man sie findet.

Das größte Verdienst des Forschers ist, Daseyn zu enthüllen, und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. pag. 29. 31.

[REFLEXION GELEGENTLICH DES EMPEDOKLES]

Die Weisen aber, die nur mit dem Geiste, nur allgemein unterscheiden, eilen schnell wieder ins reine Seyn zurück, und fallen in eine um so größere Indifferenz, weil sie hinlänglich unterschieden zu haben glauben, und die Nichtentgegensetzung, auf die sie zurückgekommen sind, für eine ewige nehmen. Sie haben ihre Natur mit dem untersten Grade der Wirklichkeit, mit dem Schatten der Wirklichkeit, der idealen Entgegensetzung und Unterscheidung getäuscht, und sie rächt sich dadurch

[ANKÜNDIGUNG DER ZEITSCHRIFT
„IDUNA“]

.....
als Naturproduct seine Ehre widerfahren. Gelehrte Kritiken und Biographien, so wie alle Spekulation, die nur in den Streit gehört, liegen außerhalb unseres Zwecks.

Bonhommerie, nicht kalte Frivolität, leichte klare Ordnung, Kürze des Ganzen – nicht affectirt muthwillige Sprünge und Sonderbarkeiten.

[BESPRECHUNG VON SIEGFRIED SCHMIDS
LUSTSPIEL „DIE HEROINE“]

.....
Karaktere und Situationen in diesem Schauspiel, sowie die ganze Fabel sind, was sie auch in diesem Fache der Poësie seyn müssen, treues, aber dichterisch gefaßtes und künstlerisch dargestelltes Abbild des sogenannten gewöhnlichen, das heißt desjenigen Lebens, welches in schwächeren und entfernteren Beziehungen mit dem Ganzen steht, und eben darum dichterisch begriffen unendlich bedeutend, an sich in hohem Grade unbedeutend seyn muß. Gerade dieser Kontrast ist es auch, womit der komische Dichter sich beschäftigt, von dem er uns eine ästhetisch wahre Ansicht giebt. Mit ahnendem Geiste und menschenfreundlichem Gemüthe begreift er so die gemeinen wie die ungemeynen Karaktere und Situationen seiner

Fabel; diese, wie sie zu wenig beschäftigt und fixirt durch ihr Object, überall geneigt sind mehr in die Dinge hineinzulegen als wirklich in ihnen ist; jene, wie sie zu sehr gefesselt ans Wirkliche derselben Sphäre sich mit Gewalt und List herauszuwinden, und deswegen die Verhältnisse einer so bedeutend unbedeutenden Sphäre zu stören streben, und wie es beiden daran fehlt, daß ihnen die enge Sphäre an sich nicht völlig genug thun kann, und sie doch zu sehr in ihr befangen, deswegen beiderseits Phantasten sind.

Daß der Dichter deutlicher oder dunkler diß begreift und daß er einseht, wie er bei einem so gearteten, wie er bei einem jeden Stoffe, den er wählen möchte, immer ein Fragment des Lebens, aus dem lebendigen Zusammenhang reißen und zur Behandlung wählen muß, diß eben ist es, was ihn zum Künstler macht, was nemlich den Grund enthält zum Vortrag seines Gedichts

So findet Recensent die Gespräche der Soldaten in den meisten Scenen manchmal zu ununterbrochen fortgesetzt, Gebrauch des Jambus auch in jenen unedlen Reden. Meisterhaft dürfen besonders genannt werden die zwischen entgegengesetzte Rollen gestellten vermittelnden ergänzenden Charaktere, wie die des Klapp, des Knaben im Walde zusammt der einfältigen Wirthin.

Karaktere passend für die Komödie gewählt: bornirte, eben darum schlau seyn wollende Menschen.

[VERSUCH ÜBER DAS TRAGISCHE]

Die Bedeutung der Tragödien ist am leichtesten aus dem Paradoxon zu begreifen. Denn alles Ursprüngliche, weil alles Vermögen gerecht und gleich geteilt ist, erscheint zwar nicht in ursprünglicher Stärke, sondern eigentlich in feiner Schwäche, so daß recht eigentlich das Lebenslicht und die Erscheinung der Schwäche jedes Ganzen angehört. Im Tragischen nun ist das Zeichen an sich selbst unbedeutend, wirkungslos, aber das Ursprüngliche ist gerade heraus. Eigentlich nemlich kann das Ursprüngliche nur in feiner Schwäche erscheinen, insofern aber das Zeichen an sich selbst als unbedeutend = 0 gesetzt wird, kann auch das Ursprüngliche, der verborgene Grund jeder Natur, sich darstellen. Stellt die Natur in ihrer schwächsten Gaabe sich eigentlich dar, so ist das Zeichen, wenn sie sich in ihrer stärksten Gaabe darstellt, = 0.

VON DER FABEL DER ALTEN

Ihre Prinzipien.

Gestalt derselben.

System.

Beziehung. Bewegbarkeit.

Verschiedene Formen, die diese, trotz der Nothwendigkeit ihrer Bildung, als Prinzipien leiden.

Sinn und Inhalt derselben.

Mythologischer Inhalt.

Heroischer [Inhalt].

Rein menschlicher [Inhalt].
Sinn solcher Fabeln überhaupt.
Höhere Moral.
Unendlichkeit der Weisheit.
Zusammenhang der Menschen und Geister.
Natur, in der Einwirkung Geschichte.

Zum Empedokles

PARALIPOMENON ZU BD. III, S. 101—109

[Panthea Delia]

[Panthea]

. nein! Mich wunderts nicht,
Daß er sich fort zu feinen Göttern fehnt.
Was gaben ihm die Sterblichen? hat ihm
Sein thöricht Volk genährt den hohen Sinn?
Ihr unbedeutend Leben, hat ihm diß
Das Herz verwöhnt?
Nimm ihn, du gabst ihm alles, gabst
Ihn uns, o nimm ihn nur hinweg, Natur!
Vergänglicher find deine Lieblinge,
Das weiß ich wohl, sie werden groß
Und sagen könnens andre nicht, wie sie's
Geworden, ach! und so entschwinden sie,
Die Glücklichen, auch wieder!

Delia

Nennest du

Ihn glücklich? — Dünkt es mir
Doch glücklicher, bei Menschen froh zu weilen.
Verzeih' es mir der Unbegreifliche.

Panthea

O Delia! Das ist nur unser Stolz,
Daß wir ihn nicht begreifen! Freilich wohl

Ein mächtig Zeugniß für der Menschen Thun
Und Treiben wärs gewesen, wenn der Stolze

.

Delia

Und ist die Welt doch hier so schön!

Panthea

Ja schön

Ist sie, und schöner izt denn je. Es darf
Nicht unbeschenkt von ihr ein Kühner gehn.
Sieht er noch auf zu dir, o himmlisch Licht?
Und siehest du ihn, den ich nun vielleicht
Nicht wiedersehe? Delia! so blicken
Sich Heldenbrüder inniger ins Aug'
Eh sie vom Mahl zur Schlummerstunde scheiden.
Und sehn sie nicht des Morgens sich aufs neu?
O Worte! Freilich schaudert mir, wie dir,
Das Herz, du gutes Kind! und gerne möcht'
Ichs ändern, doch ich schäme dessen mich.
Thut Er es doch! ist's so nicht heilig?

Delia

Panthea!

Wer ist der fremde Jüngling, der herab
Vom Berge kömmt?

Panthea

Paufanias! Ach müffen

Wir so uns wiederfinden, Vaterlofer?

Paufanias Panthea Delia

Paufanias

Ist Empedokles hier? o Panthea,
Du ehrest ihn, du kömmtst herauf,
Noch einmal ihn, den ernstest Wanderer,
Auf feinem dunkeln Pfad zu sehn?

Panthea

Wo ist er?

Paufanias

Ich weiß es nicht. Er sandte mich hinweg,
Und da ich wieder kam, sah ich ihn nicht.
Ich rief ihn im Gebürge, doch ich fand
Ihn nicht. Er kehrt gewiß. Versprach
Er freundlich doch, bis in die Nacht zu weilen.
O käm' er nur! Die liebste Stunde flieht
Geschwinder, denn die Pfeile sind, vorüber.
Noch Einmal soll ich freudig seyn mit ihm,
Und du auch wirfst es, Panthea! und sie,
Die edle Fremdlingin, die ihn nur Einmal,
Nur, wie ein herrlich Traumbild, sieht. Euch schreckt
Sein Ende, das vor aller Augen ist,
Doch keiner nennen mag; ich glaub es wohl,
Doch werdet ihrs vergessen, sehet ihr
In seiner Blüthe den Lebendigen.
Denn wunderbar vor diesem Manne schwindet,
Was traurig Sterblichen und furchtbar dünkt,
Und vor dem seelgen Aug' ist alles Licht.

Delia

Wie liebst du ihn! und dennoch batest du
Umsonst. Du hast ihn wohl genug gebeten,
Den Ernsten, daß er bleib, und länger noch
Bei Menschen wohne.

Pausanias

Konnt' ich viel?

Er greift in meine Seele, wenn er mir
Antwortet, was sein Will' ist. O das ist,
Daß er nur Freude giebt, wenn er versagt,
Und tiefer nur das Herz ihm wiederklingt,
Und einig ist mit ihm, je mehr auf seinem Siege
Der Unergründliche besteht. Es ist
Nicht eitel Überredung, glaub es mir,
Wenn er des Lebens sich bemächtigt.
Oft wenn er stille war in seiner Welt,
Der Stolzgenugfame, dann sah ich ihn
In dunkler Ahnung, voll und rege war
Die Seele mir, doch konnt ich sie nicht fühlen.
Mich ängstigte die Gegenwart des Reinen,
Des Unberührbaren. Doch wenn das Wort
Entscheidend ihm von seiner Lippe kam,
So wars, als tönt' ein Freudenhimmel wieder
In ihm und ohne Widerred'
Ergriff er mich, doch fühlt ich nur mich freier.
Ach! könnt' er irren, um so tiefer nur
Erkennt' ich ihn, den Unerforschlichwahren,
Und wenn er stirbt, so flammt aus seiner Asche
Mir heller nur der Genius empor.

Delia

Ha! große Seele! dich erhebt der Tod
Der Großen, mich zerreißt er nur. Was soll
Denn bleiben, fage mir, was soll noch leben?
Verfengt die Noth der Tugend Blüthe doch.
Eh wir es noch gedenken, hat der Sterbliche
Der Welt sich aufgethan, der kindlich fremde.
Und kaum erwarmt, und frohvertraut geworden,
Bald stößt ihn dann, den Kaumgeborenen,
Ein kaltes Schikfaal wieder[um] zurück,
Und ungestört in seiner Freude bleiben
Darf auch das Liebste nicht . . .
.
. auch um die Besten,
So treten auf der Todesgötter Seit
Auch sie und gehn dahin mit Luft und machen
Es uns zur Schmach, bei Sterblichen zu bleiben.
.
.
.

Delia

Sie sagten mir: es denken anders Götter
Denn Sterbliche. Was Ernst den Einen dünk',
Es dünke Scherz den andern. Götterernst
Sei Geist und Tugend, aber Spiel vor ihnen sei
Die lange Zeit der vielgeschäftgen Menschen.
Und mehr wie Götter, denn wie Sterbliche,
Scheint euer Freund zu denken.

Zu den Überfetzungen

ALEXANDERS REDE AN SEINE SOLDATEN BEI ISSUS

Erhaben glänzend fieht, und wie ein Gott,
Auf feine Schaaren Alexander hin,
Wo jeder Spieß dem weitzerftrouten Feind
Vereint durch gleichen Muth die Flucht empfiehlt.
Sein fcharfer Heldenblik belebt das Heer,
Das jede drohende Gefahr vergißt.
Sein rafches Pferd, das Siegesfreude fchnaubt,
Trägt ihn durch ihre Glieder; dan fpricht er:
Ihr Macedonier, ihr deren Muth
Athen einft, das an Tapferkeit euch gleich,
Unwiffend fchwacher Flucht, bezwang;
O tapfre Krieger, die ihr Philipps Thron
Beveftiget, um auch mir treu [zu] feyn!
Es hob fich euer Schwerdt, ihr wart nicht mehr
Mit dichten Mauren, voll von Todt, umringt.
Erft fiel Böotien; die ftärkfte Stadt
Daraus (ftark war der Mauren Wehr)
Auch fie fiel gänzlich unter euren Fuß. —
Und, Krieger, wie begierig waret ihr
Weit von dem Hellespont im Orient
Euch Siege zu bereiten; muthig flog
Die Zierde meines Reichs mir zu, untreu
Kein Schwerdt des Kriegs, und nicht Gefahr zu
fcheun.

Und nun, ihr tapfre Macedonier,

Hier ist der Sieg, hier eures Muths Triumph, —
Der Sieg, der schon aus euren Augen blickt,
Wird des Tyrannen hartes Slavenjoch,
Womit er all diß Volk despotisch plagt,
Zerreißen, und ihr Freunde, werdet seyn
Und jedes Nahme, wie einst Hercules.
Seht, wie ein jedes Volk euch Sieger nennt,
Wie es gehorsam euern Arm verehrt,
Der keine Fesseln braucht; ein jeder dient
Euch willig. — Kinder, glaubts, kein Thracien,
Kein steinigtes Illyrien wird's sein,
Nein! Bactra, und das schöne Indien,
Des Ganges Fluren sind der Sieger Siz:
Da ist der Lohn der Sieger Überfluß.
O! Helden! seht, wie euer schöner Sieg,
Wie er zu glänzen angefangen hat;
Seht euer Rücken, nie von Flucht beflekt,
Hat lauter Ruhmstrophäen hinter sich.
Und du, muthvolle Schaar von Griechenland,
Du wirfst zu deinen Füßen ausgestreckt
Die Schößlinge von Xerxes Übermuth
Und all die grausame Verwüster sehn.
Dein Vaterland, dein Wonsiz — war er dein?
Wem war die Quelle deines Wanderers,
Wem deine Saat? — war sie des Schweißes Lohn,
Den ihrer Mutter Bau dich kostete? —
Sie finds, durch ihre Menge fiel dein Volk;
Der Götter Hallen, welche du verehrt,
Und deren Heiligkeit nur sonst der Raub
Zum Schauer anderer antastete,
Die lagen da, verheert, von Blut bespritzt,

Und von der Afche deiner Stadt bedekt.
Ihr, Söhne Thraciens, ihr deren Hand
Nur tapfre Waffen eures Sieges kennt,
Seht, wie der Feind von Gold belastet ift,
Euch, Brüder, ziert es better, denen's nicht
Die Weichlichkeit als Slaven geben wird,
Euch mahnts an euern Muth, an euren Sieg.
Geht, raubt den Memmen ihre Laft, ihr Gold,
Bewohnt, ftatt eurer nakten Hügel Eis
Und alt bemooft Felfen, eures Feinds
Vergnügenvoller Fluren Fruchtbarkeit.

.

[Frei nach Curtius Rufus III c. 10]

RELIQUIE VON ALZÄUS

Schmüken will ich das Schwerdt! mit der Myrthe
Ranken!

Wie Harmodios einft, und Aristogiton,
Da fie den Tyrannen
Schlugen, da der Athener
Gleicher Rechte Genoffe ward.

Liebfter Harmodios, du ftarbest nicht!
Denn fie fagen, du feieft auf der Seel'gen Infeln,
Wo der Renner Achilles,
Wo mit ihm Diomedes
Tydeus treflicher Sproffe wohnt.

Schmüken will ich das Schwerdt! mit [der] Myrthe
Ranken!

Wie Harmodios einft, und Ariftogiton,
Da fie bei Athenes

Opferfest den Tyrannen,
Hipparch den Tyrannen ermordeten.

[Athenaeus XV p. 695 A f.]

[HYMNEN DES PINDAR]

[Erste Olympifche Hymne]

Das Erste ift wohl das Waffer; wie Gold
Leuchtet das lodernde
Feuer bei Nacht,
Die Gaabe des Pluto;
Doch kömft du, Siege zu fingen,
Liebes Herz!
So fuche kein ander
Blühender, leuchtender Gefirn,
Als die Sonne am Tage
Im einfamen Aether.

.

[v. 1—6]

Zweite Olympifche Hymne

Ihr Herrfcher auf Harfen, ihr Hymnen!
Welchen Gott, welchen Heroën,

Welchen Mann auch werden wir fingen?
Da Pifa Jupiters ist,
Die Olympias aber
Gestiftet Herakles hat,
Das Erstlingsopfer des Kriegs:
Theron aber der Tetraoria
Wegen der siegbringenden
Auszurufen ist mit der Stimme,
Der gerechte Fremdling,
Die Mauer Agrigents,
Und wohlbenamter Väter
Blüthe, der Stifter ist in der Stadt.

Erduldend die vieles mit Muth
Das Heilige hatten, das Haus
Des Flusses. Sikelias waren sie
Auge. Die Zeit geleitete
Die zuvorbestimmte, Reichtum
Und Wohlgefallen bringend,
Die gediegenen Tugenden.
Aber, o Kronischer Sohn Rheas,
Den Siz des Olympos verwaltend
Und der Preise Gipfel
Und den Ausgang des Alpheus,
Erfreut von Gefängen
Wohlmeinend des Felds noch des väterlichen
Für jene nehme Dich an

.
.

[v. 1—16]

[Erste Pythische Hymne]

.
.

Die aber nicht liebgehabt Zevs,
Denen ekelt an der Stimme
Der Göttinnen, auf dem Pierion blasend,
Auf der Erd, und durch das Meer, das ungemessne,

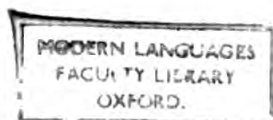
.
In Cilicia noch, in Grotten, manigfaltig
Genannten
Über Kuma, die
Sicilia

.
.
Schneeweiß der Ätna, das ganze Jahr,
Scharfglänzende Schnee .

[v. 13—20]

Auf des Aetna schwarzen Ästen
Und Häuptern
Und dem Feld tief
.
. das Antlitz
Dieser gütigfruchtbaren Erde, wo einheimisch
Der berühmte

.
.



.
.
.

. . . Den Schiffern aber
Die in die See gehn ist es
Die erste Freude, wenn die ausgerüstet zu
Der Schiffahrt, daß der Wind
Geht förderlicher. Billig nemlich,
Daß so auch des Rückwegs besser
Die Heimfahrt gelingt.

.
.
.

Lycifcher und in Delos
O König, Phöbos, . . .
Und die Quellen des Parnaffos
Und Kastalia liebst, möchtest du das
Zu Herzen nehmen, und die männerfändige
Gegend.

Von Himmlischen nemlich all Gewerb
Der sterblichen Tugenden
Und Weise find gezeuget, und mit Händen
Gewaltig und der Sprache kundig.

.
.

[v. 27-42]

[PINDARI FRAGMENTA]

Untreue der Weisheit

O Kind, dem an des pontischen Wilds Haut
Des felsenliebenden am meisten das Gemüth
Hängt, allen Städten gefelle dich,
Das gegenwärtige lobend
Gutwillig,
Und anderes denk in anderer Zeit.

[Athenaeus XII p. 513 C]

Fähigkeit der einsamen Schule für die Welt. Das Unschuldige des reinen Wissens als die Seele der Klugheit. Denn Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben, das Wissen die Kunst, bei positiven Irrtümern im Verstande sicher zu seyn. Ist intensiv der Verstand geübt, so erhält er seine Kraft auch im Zerstreuten; so fern er an der eigenen geschliffenen Schärfe das Fremde leicht erkennt, deswegen nicht leicht irre wird in ungewissen Situationen.

So tritt Jason, ein Zögling des Centauren, vor den Pelias:

ich glaube die Lehre
Chirons zu haben. Aus der Grotte nemlich komm' ich
Bei Charikli und Philyra, wo des
Centauren Mädchen mich ernähret,
Die heilgen; zwanzig Jahre aber hab'
Ich zugebracht und nicht ein Werk
Noch Wort, ein schmuziges, jenen
Gefagt, und bin gekommen nach Haus,
Die Herrschaft wiederzubringen meines Vaters.

[Pind. Pyth. IV 102–106]

Von der Wahrheit

Anfängerin großer Tugend, Königin Wahrheit,
Daß du nicht stoßest
Mein Denken an rauhe Lüge.

[Stob. Floril. XI 3]

Furcht vor der Wahrheit, aus Wohlgefallen an ihr. Nämlich das erste lebendige Auffassen derselben im lebendigen Sinne ist, wie alles reine Gefühl, Verwirrungen ausgesetzt; so daß man nicht irret, aus eigener Schuld, noch auch aus einer Störung, sondern des höheren Gegenstandes wegen, für den, verhältnißmäßig, der Sinn zu schwach ist.

Von der Ruhe

Das Öffentliche, hat das ein Bürger
In stiller Witterung gefaßt,
Soll er erforschen
Großmännlicher Ruhe heiliges Licht,
Und den Aufruhr von der Brust,
Von Grund aus wehren feinen Winden; denn
Armuth macht er
Und feind ist er Erziehern der Kinder.

[Stob. Floril. LVIII 9]

Ehe die Geseze, der gros männlichen Ruhe heiliges Licht, erforschet werden, muß einer, ein Gesezgeber oder ein Fürst, in reißenderem oder stetigerem

Schikfaal eines Vaterlandes und je nachdem die Receptivität des Volkes beschaffen ist, den Karakter jenes Schikfaals, das königlichere oder gefammtere in den Verhältnissen der Menschen, zu ungestörter Zeit, usurpatorischer, wie bei griechischen Naturföhnen, oder erfahrener, wie bei Menschen von Erziehung auffassen. Dann sind die Geseze die Mittel, jenes Schikfaal in seiner Ungestörtheit festzuhalten. Was für den Fürsten origineller Weise, das gilt, als Nachahmung, für den eigentlicheren Bürger.

Vom Delphin

Den in des wellenlosen Meeres Tiefe von Flöten
Bewegt hat liebenswürdig der Gefang.

[Plutarch. Quaest. conviv. VII 5, 2]

Der Gefang der Natur, in der Witterung der Mufen, wenn über Blüthen die Wolken, wie Floken, hängen, und über dem Schmelz von goldenen Blumen. Um diese Zeit giebt jedes Wesen seinen Ton an, seine Treue, die Art, wie eines in sich selbst zusammenhängt. Nur der Unterschied der Arten macht dann die Trennung in der Natur, daß also alles mehr Gefang und reine Stimme ist, als Accent des Bedürfnisses oder auf der anderen Seite Sprache.

Es ist das wellenlose Meer, wo der bewegliche Fisch die Pfeife der Tritonen, das Echo des Wachstums, in den waichen Pflanzen des Waffers fühlt.

Das Höchste

Das Gesetz,
Von allen der König, Sterblichen und
Unsterblichen; das führt eben
Darum gewaltig
Das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

[Platon. Gorgias p. 484 B]

Das Unmittelbare, streng genommen, ist für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen; der Gott muß verschiedene Welten unterscheiden, seiner Natur gemäß, weil himmlische Güte, ihret selber wegen, heilig seyn muß, unvermischt. Der Mensch, als Erkennendes, muß auch verschiedene Welten unterscheiden, weil Erkenntniß nur durch Entgegensetzung möglich ist. Deswegen ist das Unmittelbare, streng genommen, für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen.

Die strenge Mittelbarkeit ist aber das Gesetz.

Deswegen aber führt es gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

Die Zucht, so fern sie die Gestalt ist, worinn der Mensch sich und der Gott begegnet, der Kirche und des Staats Gesetz und anererbte Satzungen, (die Heiligkeit des Gottes, und für den Menschen die Möglichkeit einer Erkenntniß, einer Erklärung) diese führen gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand, sie halten strenger, als die Kunst, die lebendigen Verhältnisse fest, in denen, mit der Zeit, ein Volk sich begegnet hat und begegnet. „König“ bedeutet hier den Superlativ, der

nur das Zeichen ist für den höchsten Erkenntnißgrund,
nicht für die höchste Macht.

Das Alter

Wer recht und heilig
Das Leben zubringt,
Süß ihm das Herz ernährend,
Lang Leben machend,
Begleitet die Hoffnung, die
Am meisten Sterblichen
Die vielgewandte Meinung regieret.

[Platon. Respubl. I p. 330 E, 331 A]

Eines der schönsten Bilder des Lebens, wie schuldlose Sitte das lebendige Herz erhält, woraus die Hoffnung kommet; die der Einfalt dann auch eine Blüthe giebt, mit ihren mannigfaltigen Verfuchen, und den Sinn gewandt und so lang Leben machet, mit ihrer eilenden Weile.

Das Unendliche

Ob ich des Rechtes Mauer
Die hohe oder krummer Täufchung
Ersteig' und so, mich selbst
Umschreibend, hinaus
Mich lebe, darüber
Hab ich zweideutig ein
Gemüth, genau es zu sagen.

[Platon. Respubl. II p. 365 B]

Ein Scherz des Weisen, und das Räthsel sollte fast nicht gelöst werden. Das Schwanken und das Streiten zwischen Recht und Klugheit löst sich nemlich nur in durchgängiger Beziehung. „Ich habe zweideutig ein Gemüth, genau es zu sagen.“ Daß ich dann zwischen Recht und Klugheit den Zusammenhang auffinde, der nicht ihnen selber, sondern einem dritten zugeschrieben werden muß, wodurch sie unendlich (genau) zusammenhängen, darum hab' ich ein zweideutig Gemüth.

Zu den Briefen

16a. AN DIE GESCHWISTER

Liebste Geschwisterige!

Ihr werdet wohl eurer lieben Frau Grosamma und Mamma recht viel guts gewünscht haben – und aus redlichem dankbarem Herzen für so viele zärtliche Sorgen und Bemühungen, die sie im vorigen Jahr mit euch gehabt haben – nicht wahr, liebe Geschwisterige, da habt ihr auch an mich gedacht, und mir auch etwas gewünscht, dann ich weiß, daß ihr mich lieb habt, und das habt ihr mir ja auch bewiesen, da ihr mir neulich so viel geschickt habt.

Und jetzt will ich euch auch wünschen aus warmem, brüderlichem Herzen – Gehorsam und Liebe gegen den großen Gott – Gehorsam und Liebe gegen eure liebe Frau Grosamma und Mamma, Thätigkeit in allem, und, wenn ich bitten darf – auch Liebe gegen euren Bruder, so wie ihr ihn immer geliebt habt, und er euch liebt und immer lieben wird. Liebe Heinrike, lieber Carl – wenn ich jetzt auf etlich Augenblicke bei euch wäre, und euch küssen könnte – seid nur immer in Frieden beieinander, und wann ihr so vergnügt zusammen seid, so denkt auch an

Euren
euch liebenden Bruder
Hölderlin.

56 a. AN DEN BRUDER

Cotta schrieb aus Frankreich, wie ich von Stutgard aus erfuhr, den 14ten Julius, den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden und Orten mit hohen Thaten feiern. Ich bin begierig. Es hängt an einer Haarspize, ob Frankreich zu Grunde gehen soll, oder ein großer Staat werden.

Wirklich hab' ich 9 Bogen meiner Producte für unfer künftiges Journal vor mir liegen. Kommt es zu Stande, so werden mir die neuen Louisd'ors wohl thun. Leider werde er zur Bezahlung von Schulden und den Ausgaben beim Abschied beinahe 100 Thlr. brauchen. Er solle es der Mama beibringen. Seit einiger Zeit habe er gewiß öconomisch gelebt.

56 b. AN DEN BRUDER

Der Bruder solle das Mögliche tun, daß er in Frieden von seinen Philistern abziehen könne. Trotz der Krankheit seiner Börse lebe er Göttertage, die nur der Gedanke ans nahe Scheiden, die Sorge wegen seiner Schulden und seiner künftigen Lage verbitterten. Er solle das Mögliche tun, um die böse Summe zusammenzubringen. 30 fl. davon sollte er einige Wochen vor seinem Abschied haben.

56 c. AN DEN BRUDER

Daß Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volkschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen. Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun wahrscheinlich ein

Opfer seiner niedrigen Feinde. Nun genug vom Staatswesen.

Er solle der Mutter in seinem Namen tausendmal dafür danken, daß sie sein Bekenntnis mit solcher Nachsicht aufgenommen.

60 [Ergänzung]. AN DEN BRUDER

Matthifons Gedichte hab' ich weggeliehen. Hier etwas anders. Die Unterredung des Marquis Posa mit dem König darinn ist mein Leibstück. *Pag. 259.*

62 a. AN DEN BRUDER

Klagt über seine verdrießlichen Geschäfte. Glaube mir, es ist nicht so arg, an dem Frohnkarren der löblichen Schreiberei gespannt zu sein, als an der Galeere der Theologie zu seufzen.

Ich konnt' es wohl denken, daß Dir Hemsterhuis gefallen werde. Das nächstemal schik ich Dir den zweiten Theil.

Willst Du nicht auch den furchtbaren Lehrer der Despoten, Machiavell, lesen? Seine ganze Schrift beschäftigt sich mit dem Problem, wie ein Volk am leichtesten zu unterjochen sei. Ich traue Dir's zu, daß seine fürchterlichen Grundsätze Dich nicht verderben würden.

Schiller, Verfasser des Don Karlos, wird nächsten Winter in Heilbronn zubringen. Mein theurer Matthifon ist schon wieder im Lande. Er braucht eine Kur im Wildbad.

Glaubst Du, ich werde auf den Winter eine kleine Gesellschaft zusammenbekommen, die ich im Griechischen informiern könnte? Ich hätte große Lust dazu!

83 a. AN DIE MUTTER

J e n a , d. 17. N o v. 94.

Da bin ich nun, liebste Mutter, höre Lektionen, besuche Schiller, auch zuweilen einen öffentlichen Cirkel, und bin sonst zu Hause in mancherlei Arbeit vergraben. Die Hälfte des Tages, die ich meinem Kleinen opfern muß, geb' ich freilich hier um so ungerner weg, da ich durch manches zu eigener Thätigkeit bestimmt werde, was in Waltershausen mir nicht vorkommen konnte. Die Reise aus Franken hieher muß ich zu meinem Verdrusse mit dem Postwagen machen, und es wurde mir dadurch unmöglich gemacht, Friemar, das auf der Seite von Gotha liegt, aufzusuchen. Ich hörte aber von einem Pastor aus der Gegend, der mit mir fuhr, daß er zwar nicht in Friemar selbst, aber in einem benachbarten Dorfe Leute kenne, die sich Heyn's nannten. Ich mache die Rückreise ganz sicher zu Fuße, und werde schlechterdings sie nicht anders als über Friemar machen. Von meiner Reise weiß ich Ihnen nichts zu sagen, als daß Schmalkalden, eine heffische Stadt, nichts weniger als eine moderne Gestalt, übrigens eine außerordentliche Industrie hat; daß es ein königlicher Anblik ist, den man auf der Höhe des Thüringer Waldes genießt, wo man hinter sich einen großen Theil von Franken, mit feinen Bergen und Wäldern, vor sich die großen Ebenen von Sachsen hat, und in der dunkeln Ferne das Harzgebirge. Die glüklichen Menschen in den Thälern des Thüringer Walds, die mit unsern Schwarzwäldern ihren Wohlstand und ihre Geradheit und Gesundheit gemein haben, möchte man beneiden,

wenn man nicht denken könnte, daß man unter den Leiden des cultivirten Lebens auch mehr vielleicht fördert und nuzt. Hindurch durch die Nacht müßen wir einmal, und glücklich der, der auch mithilft, und arbeitet. Gotha ist ein hübscher Ort, aber ein luxuriöses Völkchen mag es da sein. Doch will ich niemand Unrecht thun, und gerne gestehen, daß mein Urtheil nur flüchtig und äußerst unzuverlässig ist. Erfurt ist enorm groß, aber menschenleer. Der Coadjutor von Dalberg ist die Seele dieses Orts; sonst möcht' er auch so ziemlich seelenlos sein; er ist merkwürdig durch die vielen schönen Gesichter, die man da sieht. Von Weimar sag' ich nichts, bis ich einmal drüben gewesen bin und hoffentlich mehr gesehen, mehr gehört und gewonnen habe, als bei der flüchtigen Durchreise. Hier wohne ich in einem Garten, in der Vorstadt, habe ein paar hübsche Zimmer, gute Kost (was man in Jena gute Kost nennt), und habe den Vortheil, daß mein Hausherr Buchhändler ist und ein großes Leseinstitut hat, wo ich immer das Neueste aus der ersten Hand auf einige Tage bekommen kann. Doch lassen meine Geschäfte mich diese Gelegenheit meist nur über Tisch und nach Tisch benutzen. Fichte's neue Philosophie beschäftigt mich izt ganz. Ich hör' ihn auch einzig und sonst keinen. Schiller behandelt mich sehr freundschaftlich. Auch Paulus nahm mich höflich auf. In seinem Hause war ich noch nicht; man thut besser, die Professoren, mit denen man nicht ganz gut bekannt ist, da aufzusuchen, wo sie einmal ihre Zeit der Gesellschaft bestimmt haben, d. h. in den öffentlichen Cirkeln, deren es hier genug giebt, und wo man auf einen ziemlich

guten Ton lebt, besonders männlicher Seits, denn so viel ich die Damen mit eigenen Augen und durch Hörensagen kennen lernte, haben sie etwas Zuvorkommendes, das nichts weniger als Grazie, und etwas Zurückstoßendes, das nichts weniger als Würde ist. Übrigens besuch ich diese Cirkel äußerst selten, weil ich muß und will. Mit Hasler komm' ich manchmal zusammen. Die Gegend von Jena ist treflich.

meine Adresse ist: an — — — im Voigtschen Garten.

108 a. AN DEN BRUDER

Frankfurt, d. . . März 96.

Mir geht's noch immer gut; ich bin gesund und habe keine Sorgen und das ist ja genug, nur wenigstens sein Tagewerk ungestört auszuüben.

Du willst, schreibst Du mir, mit Aesthetik Dich beschäftigen. Glaubst Du nicht, daß die Bestimmung der Begriffe ihrer Vereinigung vorausgehen müsse, und daß demnach die untergeordneten Theile der Wissenschaft, z. B. Rechtslehre (im reinen Sinn), Moralphilosophie pp. müssen studirt werden, ehe man an die *cacumina rerum* geht? Glaubst Du nicht, daß man, um die Bedürftigkeit der Wissenschaft kennen zu lernen, und so ein Höheres über ihr zu ahnden, müsse zuvor diese Bedürftigkeit eingesehen haben? Man kann freilich auch von oben hereinsteigen, man muß es insofern immer, als das reine Ideal alles Denkens und Thuns, die undarstellbare, unerreichbare Schönheit uns überall gegenwärtig sein muß, aber in seiner ganzen Vollständigkeit und Klarheit kann es doch nur dann

erkannt werden, wenn man durchs Labyrinth der Wissenschaft hindurchgedrungen, und nun erst, nachdem man seine Heimath recht vermißt hat, im stillen Lande der Schönheit angekommen ist.

Doch wolle er ihm damit nur Stoff zum Nachdenken geben. Um alle Autorität abzulehnen, gestehe er ihm offenherzig, daß er diesen Punkt wirklich noch nicht reiflich genug überdacht habe.

Hatte einen Besuch von einem Vetter Bräunlin gehabt, der nach Weßlar ging.

108b. AN COTTA

Frankfurt, d. 15. Mai 1796.

Ihre gütige Zuschrift hat mich bestimmt, den Hyperion noch einmal vorzunehmen, und das Ganze in Einen Band zusammenzudrängen; es war, indeß ich Ihnen das Manuscript geschickt habe, dieser Wunsch einigemal in mir entstanden; die Verzögerung des Druks und Ihre Äußerung über die Ausdehnung des Werks waren mir also keineswegs unangemessen; natürlich muß ich nun aber auch den Anfang, den Sie schon haben, abkürzen, um ein Verhältniß in die Theile zu bringen; ich muß Sie daher bitten, mir das Manuscript so bald möglich zu schicken, weil mein Concept mir zum Theil verloren gegangen ist. Ich schike es Ihnen nach einigen Wochen sicher zurück, und in ungefähr 2 Monathen auch das Übrige. Die Bogenzahl muß nun freilich nothwendig um ein Beträchtliches sich vergrößern. Ich habe aber ja mit Ihnen überhaupt nicht nach Bogen gerechnet, und kann mich bei meinen jezigen

Umständen auch so mit den ausgemachten 100 Gulden begnügen. Wollen Sie mir für die neue Mühe die Freude machen und das Buch überhaupt auf Schreibpapier und mit saubern lateinischen Lettern drucken lassen, so würd' ich Ihnen recht sehr danken. Ich habe die sichere Hoffnung, daß Ihnen die Sache nicht ganz liegen bleibt, wenn ich anders von den einzelnen Urtheilen, die mir über ein Fragment des Buchs, das noch in der Thalia eingerückt ist, zu Ohren gekommen ist, auf die Aufnahme des Publikums überhaupt schließen darf. Haben Sie die Güte, mir das, was ich Ihnen für die überschickten Theile des Plutarch schuldig bin, wie das vorigen Sommer empfangene Karolin vom Ganzen abzuziehen, und dieses unter der bekannten Adresse nach Nürtingen zu schicken. Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster Diener

M. Hölderlin.

109 [Ergänzung]. AN DEN BRUDER

Cotta hält mich unangenehmer Weise auf. Hoffentlich wird er das Geld geschickt haben oder bald schicken, wenn gleich jetzt erst mit dem Druk meines Buchs angefangen wird. —

121a. AN DEN BRUDER

Frankfurt, d. 4. Febr. 97.

Es bekümmert mich jetzt manchmal, wenn ich denke, daß ich der lieben Mutter und Dir die schönen Plane so verrüke. Aber das muß Dich ohne weiteres vermuthen lassen, daß mein Innerstes mich dringt, der

angebotnen Lage dißmal auszuweichen, weil ich alle die immertreue Anhänglichkeit an euch, ihr Lieben! zu bekämpfen habe, und nicht von dieser überwunden werde.

Ich mochte den Punkt, über den Du besonders mich zu beruhigen suchtest, in meinem letzten Briefe nicht berühren, weil ich vermuthen konnte, daß der Brief in fremde Hände vielleicht gehen müßte. Du siehest aber selber, lieber Bruder, wie das Dein und mein Herz drücken müßte, wenn wir uns in eine solche innige Verbindung mit einem Wesen wagten, das wir, ohne eine vakante Pfarrstelle oder dergleichen, im Leben vielleicht mit keinem Auge gesehen, oder auch bei gelegentlicher Ansicht wahrscheinlich doch wohl nicht als das Einzige betrachtet hätten, womit wir einen Bund aufs ganze Leben schließen möchten. Ein solch Verhältniß muß, nach meiner Meinung, nicht einmal veranlaßt sein durch eine andere Rücksicht. Es darf in beeden Theilen nicht der leise Wunsch sich regen, daß man sich gefallen möchte, weil es so gerade recht sich schikte. Da ferner schon die Erklärung gegeben ist, daß nur ein solcher, der das Mädchen heurathete, den Dienst bekommen sollte, so wär' es ungereimt, noch um die Erklärung zu bitten, daß einzig um der eigenen Tauglichkeit willen und sonst aus keiner andern Rücksicht einem die Stelle wäre zuerkannt worden. Und nur bei einer solchen Erklärung könnt' ich mich entschließen, einen solchen Dienst zu nehmen, wenn nicht andere Gründe mich bestimmten, überhaupt noch jetzt nicht einen solchen Dienst zu nehmen. Diese andern Gründe hab' ich in meinem letzten Briefe genannt.

Schickt ihm das Reisegeld für die Reise nach Frankfurt.

129 a. AN DEN BRUDER

Schickt die Briefe, worin die Kinder Carl'n noch für die Geschenke danken, die er ihnen geschickt. Solche Briefe waren schon liegen geblieben; heute schrieben sie neue hinzu.

Die schönen Herbsttage thun mir sehr wohl. Ich wohne noch mit meinem Zögling allein im Garten. Die Familie ist wegen der Messe in die Stadt gezogen. Die reine frische Luft und das schöne Licht, das dieser Jahreszeit eigen ist, und die ruhige Erde mit ihrem dunkleren Grün, auch mit ihrem sterbenden Grün, und mit den durchschimmernden Früchten ihrer Bäume, die Wolken, die Nebel, die reineren Sternennächte — all das ist meinem Herzen näher als irgend eine andre Lebensperiode der Natur. Es ist ein stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahreszeit. — Neuffer hat mich richtig besucht. Wir haben einige Tage recht vergnügt zusammen zugebracht. Seine Treuherzigkeit und heitre Laune sind Arznei für unser einen. — Ich weiß es zu schätzen, lieber Karl, daß Du so fleißig bist in Deinem bestimmten Geschäfte. Nicht sowohl, was wir treiben als wie wir etwas treiben, nicht der Stoff und die Lage, sondern die Behandlung des Stoffs und der Lage bestimmt den Werth der Menschenkraft. Es giebt in jeder menschlichen Thätigkeit eine Vollendung, auch unter den Akten. Freilich will der Fisch ins Wasser und der Vogel in die Luft, und so hat unter den Menschen auch einer ein ander Element als der andre. Nur muß man nicht denken, das Homogenste sei immer auch das angemessenste. Der idealische Kopf thut am besten, das Empirische, das Irrdische, das Beschränkte

sich zum Elemente zu machen. Setzt er es durch, so ist er, und auch nur er, der vollkommene Mensch.

164 a. AN STEINKOPF

Homburg vor der Höhe,
d. 18. Jun. 1799.

Legt nun weitläufiger die Idee des Unternehmens auseinander. Darin sagt er unter anderm:

Die echte Popularität beruhe weniger in der Alltäglichkeit des Stoffes, als im Leben und der Faßlichkeit des Vortrags.

Als Hauptzweck gibt er an, die streitenden Elemente des Idealischen, Ursprünglich-natürlichen, rein Lebendigen einer- und des Wirklichen, Gebildeten, Wissenschaftlichen, Künstlichen andererseits zu versöhnen. Ich weiß wohl, man hat dasselbe neuerdings versucht, und wohl Sensation, aber keine gründliche Wirkung hervorgebracht, aber nach meiner gründlichsten und genauesten Einsicht hat es an einem Hauptpunkte, nemlich an gehöriger Unpartheilichkeit, entweder aus Leidenschaft oder aus Unkunde, gefehlt, man hat wieder übertrieben, hat wieder zu einem Extrem gegriffen, ist unverständlich dadurch und den andern Übertriebenen anstößig geworden. Diese letzte Erfahrung hat aber auch eine reinere Überzeugung hervorgebracht, und ich glaube auf meinem jezigen Gesichtspunkte nicht allein zu stehen.

Also Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten (im weitesten Sinne des Worts) mit der Natur — diß wird der allgemeinste Charakter, der Geist des Journals sein.

Die Poesie soll nicht bloß leidenschaftliche, schwärmerische, launische Explosion, nicht erzwungenes, kaltes Kunststück sein, sondern zugleich aus dem Leben und dem ordnenden Verstande, aus Empfindung und Überzeugung hervorgehen.

Aufsätze über Poesie überhaupt, über Sprache, Deklamation, Dichtarten, über Chemie, Empfindung, Phantasie u. s. w., über bestimmte Gedichte und ihre Verfasser (indem sie den Mann, sein Leben, seine eigene Natur und die Natur, die ihn umgab, zu ahnden geben, lassen sie dem Gedichte als Naturproduct seine Ehre widerfahren).

Er schlägt den Titel *Jduna* vor, weil, soviel er sich erinnere, ein Journal schon den Namen geführt habe. Überläßt das aber dem Verleger.

Vom Erfolge meiner Bemühungen um eine Anzahl von Mitarbeitern, die dem Journal zur Empfehlung dienen können, wie Sie es wünschen, werd' ich Ihnen Nachricht geben, sobald er mir durchgängig bekannt ist, und dann zugleich die Ankündigung, die sich darnach richten muß, Ihnen zur Einsicht überschicken. Ich kann Sie indeß versichern, daß ich so vielfältig und so zweckmäßig, als ich weiß und kann, mich adressiren werde, und daß kein guter Wille und keine Verlegenheit mich verdrießen soll, in die es uns setzt, wenn wir uns an Männer von Bedeutung wenden und einer unbefriedigenden Antwort aussetzen.

Ich werde indessen alle Zeit und alle Kraft dahin verwenden, besonders auch um dem Trauerspiele die gehörige Feile und Gefälligkeit zu geben; der es, um der Eigenheit seines Stoffes willen, weniger als andere, entbehren kann.

Er will in jedes Monatsheft 3 Bogen liefern à 1 Carolin.

Das macht 36 Carolin, und da er wenigstens 50 Carolin jährlich braucht, so fordert er den Rest als Redaktionsgehalt.

Neuffern werde er mit Anfang nächsten Monats die Emilie und einige Gedichte von sich und einem jungen Dichter, dessen Produkte nicht ohne Anlage und Glück seien, überschießen.

171 a. AN EINEN UNGENANNTEN

Ich weiß nicht, Verehrungswürdigster! ob Sie sich meines Namens so weit erinnern, daß es Ihnen nicht auffallend ist, einen Brief und überdiß eine Bitte von mir zu lesen.

Ihre Verdienste und Ihr Ruhm wären für die Sache, in der ich mich an Sie wende, so förderlich, und die Erinnerung einiger unvergeßlicher Stunden, die mir vor Jahren einmal Ihre gütige Gegenwart gewährte, giebt mir auch so viel Zuversicht, daß ich nicht ganz ohne Hoffnung günstiger Antwort meinen Wunsch Ihnen äußere. Ich habe im Sinne, (in Gesellschaft einiger Schriftsteller) ein humanistisches Journal herauszugeben, das vorerst in seinem eigentlichsten Charakter poëtisch wäre, sowohl ausübend, als belehrend, und dieses Letztere würde es sein, indem es über das gemeinschaftliche Ideal der Künste, über das Eigenthümliche der poëtischen Compositionen und des poëtischen Vortrags allgemeinere Abhandlungen enthielte, sich dann aber auch auf verschiedene Meisterwerke der Alten und Neuern richtete und zu zeigen suchte, wie jedes dieser Werke ein idealisches, systematisches, charakteristisches Ganze ist, das aus lebendiger Seele des Dichters und der lebendigen Welt um ihn hervor-

gieng und durch seine Kunst zu einer eigenen Organisation, zu einer Natur in der Natur sich bildete.

Dann würden sich die räsonnierenden Aufsätze aber auch ausdehnen über Kunst und Bildungstrieb, und der Charakter der Zeitschrift im allgemeinen der der Humanität sein.

Ich wollte Ihnen nur einigermaßen den Geist und Charakter der Zeitschrift bezeichnen, in der Hoffnung, daß diese wenigstens in ihrer Tendenz nicht gegen Sie sündigen werde.

Wie viel mir daran gelegen ist, dabei durch Ihren Beitritt geehrt zu werden, und wie viel die Sache und das Publikum dadurch gewönne, mag Ihnen meine Unbescheidenheit selbst beweisen. Ich würde auch ohne dieses die Bitte sicher nicht wagen, weil mir eine abschlägige Antwort von Ihnen, oder gänzlichliches Stillschweigen, zu viel bedeutet, als daß es mich ruhig lassen könnte. Ich werde alles thun, um durch möglichste Reife meiner eigenen Beiträge und durch die gütige Theilnahme verdienstvoller Schriftsteller, mit denen ich mich schmeichle, dem Journal den Werth zu geben, dessen es bedarf,

171 b. AN STEINKOPF

Homburg vor der Höhe,
d. 23. Aug. 99.

Ich zögerte nur deswegen mit dem versprochenen Briefe so lange, weil ich von Tage zu Tage hoffte, Ihnen eine vollständige Anzahl von Mitarbeitern nennen zu können. Mit Gewißheit kann ich Ihnen nun folgende sagen:

Conz.

Jung (Verfasser einer Übersezung des Offians).

Sophie Mereau.

Heinse (Verfasser des Ardinghello).

Prof. Neeb (Verfasser mehrerer interessanter philosophischer Schriften).

Prof. Schelling.

Prof. Schlegel.

Von Ebel und Humbold in Paris hoffe ich baldige Antwort. So glaube ich auch, daß Lafontaine nicht fehlen wird. Von Matthison werden Sie schon Antwort haben, da er sich, wie ich höre, in Stutgard aufhält. An Schillers Theilnahme zweifle ich. Übrigens würde sehr viel auf den Karakter und Gehalt der ersten Hefte ankommen, um vielleicht ihn und Andere noch zur Theilnahme zu bestimmen.

Er wünscht deshalb ganz prononciert den philosophisch-poetischen Charakter des Journals zu bekennen.

Haben Sie nun die Güte, mich so schnell, wie nur immer möglich ist, Ihren Entschluß wissen zu lassen, damit ich die Mitarbeiter nicht lange in Ungewißheit lassen muß, und meinem Lebens- und Geschäftsplan seine Richtung geben kann. Die Ankündigung schicke ich Ihnen, wenn Sie die Sache, so wie sie steht, vortheilhaft finden sollten, unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes.

Da Sie besonders das gütige Zutrauen gegen mich geäußert haben, meine Producte mit der Zeit vielleicht eigens herausgeben zu können, so werden Sie auch von diesen lieber einen anderen, als blos ephemeren Werth verlangen.

Möchten Sie vielleicht auch Herrn Haug zu einigen Beiträgen auffordern? oder soll ich es thun, wenn es Ihnen gut dünkt? Empfehlen Sie mich ihm, auch Herrn Matthison, wenn Sie ihn sprechen sollten.

Ich lege Ihnen hier ein Manuskript von einem jungen Dichter bei, der sich, wie Sie finden werden, in Schillers Almanach ausgezeichnet hat, und auch von Schiller selbst, wie ich weiß, sehr vortheilhaft beurtheilt worden ist. Wollen Sie es vielleicht verlegen?

175a. AN JUNG

Ist in sehr gedrückter Lage: sein Journalverleger sei wegen des Krieges und anderer Ursachen willen wieder unschlüssig worden. Ich erwarte nur noch einen Brief von Schiller, der entscheiden wird, ob es nach Sachsen zu oder nach Haus geht. Ich mag nicht sagen, wie ungern ich diese Gegenden verlasse etc.

184 [Ergänzung]. AN DIE MUTTER

Homburg, 29. Jan. 1800.

Ich habe jetzt ungefähr 400 fl. in vierteljährigen Portionen von meinem Buchhändler sicher einzunehmen. Ueberdies hat er ihm in Stuttgart ausgewirkt, daß er dort, ohne zu irgend einer theologischen Funktion genötigt zu werden, sich aufhalten kann, so bald es ihm zuträglich erscheine. . . . Wenn ich also mein Journal einige Jahre fortsetze, wie ich es in jedem Falle, um meiner Reputation willen, versuchen würde, und wenn ich in Stutgard oder hier durch Privatvorlesungen noch

einiges verdiene, so kann ich auf ein Einkommen rechnen, das beinahe zureichen wird.

189 [Ergänzung]. AN DIE MUTTER

Ist sehr beschäftigt, um vor seinem Besuche in Reutlingen noch mit einigem fertig zu werden. — Freut sich, daß die Mutter neulich in Nürtingen von keinem militärischen Besuche erschreckt worden. Er hofft, es soll auch vollends so ziemlich leicht für seine Landsleute vorbeigehen. Man spricht stark von einem baldigen gründlichen Frieden. — Sonntag Nacht will er bei der Mutter übernachten. Landauer wird mit ihm kommen.

189a. AN DEN HERZOG

Stuttgart, d. . . . September 1800.

Stipendiarius M. Hölderlin bittet untertänigst, sich einige Zeit, als Erzieher, hier aufhalten zu dürfen. Nachdem er mit des Herzogs Erlaubnis seit 1794 als Erzieher im Ausland gewesen, wegen fortdauernder Kränklichkeit ins Vaterland zurückgekehrt. Er sei so weit hergestellt und wolle sich bei seinem Freund Landauer, als Erzieher seiner Kinder, aufhalten.

194a. AN DIE SCHWESTER

Schreibt, daß er mit einer Familie in der Schweiz über eine Hofmeisterstelle in Verbindung stehe. Es müßten gute und gebildete Menschen sein, von dem Sohn des Hauses zu schließen, dessen Bekanntschaft er vor einigen Tagen gemacht habe. Die Lage des Orts kennt er schon ungefähr. Sie ist ganz nach seinem Wunsch. 30 Louis bekommt er Salarium. In einigen Wochen wird die Sache ausgemacht sein.

196 a. AN DIE MUTTER

Er hat seinen Plan geändert, kommt nach Nürtingen, reißt aber nach Stuttgart zurück und von da nach einigen Tagen mit seinen Sachen auf dem Postwagen weiter. — Er legt den Brief von Hauptwil ein, den er eben heute erhalten.

200 a. AN DIE SEINIGEN

Konstanz. Mittwoch Abends.

Es ist wenig über eine Woche, daß er von ihnen Abschied genommen. — Bis Tübingen wurde er von seinen Freunden geleitet. Von da hat er den Weg meist zu Fuße gemacht — über Ebingen und das Hochsträß nach Sigmaringen — ein kürzerer Weg als über Schaffhausen. Von da fuhr er, in 12 St., mit einem Gefährt an den See, von wo er sich überschiffen ließ und dann in 2 St. nach Konstanz ging. — Morgen wird er in Hauptwil ankommen (5 St. von Konstanz).

218 a. AN DIE PRINZESSIN AUGUSTE

Fängt an: Durchlauchtige Prinzessin. Ich schicke Ihnen den ersten Band der Übersezung der Sophocleischen Tragödien. Er spricht darin von der Größe der Alten, aber auch von dem unbegreiflich Göttlicheren unserer heiligen Religion in seiner Originalität, und dem Werth des Vergleichens der antiken und unserer Zustände.

Anhang
Briefe an den Dichter

I. VON MAGENAU

Lieber Freund!

Sie verlangen von mir ein Urtheil über Ihre mir sehr angenehm zugekommenen Phantafien, und das will ich Ihnen geradehin geben, mit der Bedingung, daß Sie es als bloß freundschaftliche Winke ansehen wollen, die weder Verbesserungen noch Urtheile feyn sollen. Ich habe in der Seele die Beobachtung gemacht, daß Ihnen die minder gewöhnliche Wörter hie und da ein bißgen zu Undeutlichkeiten Anlaß gegeben haben, z. B. Regen—gestäubt, ja wenn nicht erquikend dabei stünde. Und jagt der Strom ist niedrig, lieber tobt — stürzt. Der Gedanke von a biß b ist schön und gut, aber lesen Sie einmal mit unparteiischer Seele, als wärs eines andern Werk, die Stelle, ob sie nicht ganz Profa ist. 1.) hundert jaar ist ein ser geringes Alter einer Eiche. 2.) wipfelt ihr Leben, Leben? Sie schreiben der Eiche Denkkraft zu, und sezen sie doch so unendlich weit herunter unter die Seele? In feinem Grimm, — paken, — Splitter ausfäen, scheint mir zu gemein zu folcher Hymne, die Orione, Uranus und Syrius hätte ich ganz weggewünscht, sie tragen zur Schönheit des Gedichtes nichts bei. Im ganzen aber ist das Gedicht von trefflicher Anlage, nur will ich Sie, lieber Mann! bitten, verwerfen Sie den gefunden kernhaften Ausdruck nicht um des neuern schallendern, und erlauben Sie sich beinahe keine Lizenz.

Ich kan mir wol vorstellen, wie es Ihnen kan gegangen feyn. Sie dichteten und deklamirten zugleich, und da fanden Sie manchen Ausdruck a la

Schubart schön, weil er lauter schallte. Es ging mir ehemals beinahe auch so, biß mir Conz einmal spöttisch sagte, woher es wohl käme, daß er allemahl einen Hang fühle, meine Stüke, die er läße, zu deklamiren! Und hüten Sie sich ja nach zu kopiren, man vergißt den Werth des besten Gedichtes, wenn man sich auch nur im kleinen ungetreu zeigt, z. B. Allmacht! Allmacht des Schaffenden ist nach Klopftok, Sohn der Nacht ist aus Offian. Man glaubt es kaum, wie knabenmäßig die Herrn aus Berlin solche Sächlein belachen, indeß sind wir einmal von ihrer Kritik nicht frei, und müssen also dem Strom folgen.¹⁾ Ich habe in meinen Gedichten auch einige, die so hoch einher-treten, ich habe sie beschnitten und gefeilt, manches dabei gefühlt, aber ich konnte sie nicht ganz verwerffen, ich hatte doch noch zu vil Vater Liebe. Dann bemerkte ich auch, daß Sie von vorne herein besser aufgelegt waren, als dem Ende zu. Die Hero ist artig, nur hie und da des Reims wegen der schönere Gedanke unterdrückt. — Steht — Thränen von der Wange weht, ist wider den Sprachgebrauch, und vermutlich hat das steht das weht veranlaßt, und so fand ich noch einige. Warum haben Sie nicht die Elegische Versart gewählt, die zu sanftem Ausdrucke gemacht zu seyn scheint. Ich hatte das nemliche und noch einige andre Heroiden des Ovids auch übersezt, fandte sie als Probe meiner Kunst nach Memmingen an Städelin, den philosophischen Hutmacher, und erhielt sie nimmer zurück. Das Lied des Schweden ist von den 2 letzten das bessere. Nur hats einige profaische Klechse, z. B. Aber ich will

¹⁾ es also frühzeitig ablegen.

nimmer leben, es erweckt statt der Bewunderung einen Ärger über den Kerl, Schlafenden, der Soldat spricht nicht so, er will liegen unterm Haufen, sein Schwert unterm Haupt. Brüllen — spielen, unrein! Mond und Tod! Hätten Sie ihn lieber an sein Schwert appelliren lassen, wie er aufgefahren wäre mit einem wütenden Huh! So wie der aufs höchste gereizte Kater ins Holz knirscht, eben so hätte der Schwede (denn gefangen wird er doch wol gewesen seyn) nach seinem ferne liegenden Schwert greifen können.

Nehmen Sie mit diser kleinen unparteiſchen Critik vorlieb, und rechnen Sie es Ihnen zu, wenn ich ein bisgen zu freimütig war. Ganz zu Ihrem eignen Gebrauche folgt eine kleine *Piece*, die natürlich mit Verbesserungen in meine kleine Sammlung auch kommen dürfte. Nur muß ich sie mir wider ausbitten. Behalten Sie den Longin noch meinetwegen ein 4teljar. Es freut mich recht, daß er Ihnen gefällt. Offian steht Ihnen auch zu Dinſten, wenn Sie ihn nicht selbst besizen. Wegen der Stube will ich Ihnen über 8 Tagen rapportiren. Ich freue mich, wenn Sie hiher kommen, ganz mit Ihnen bekannt zu werden, — nur freuen Sie [sich] nicht zu sehr, und bilden Sie sich kein Elifium im Traum, ich versichre Sie, daß ich vieles gäbe, wenn ich in schönen Wissenschaften das noch beisammen hätte, was ich in Maulbronn hatte. Genug, *experire et vide*.

Ich schließe mit dem auch auf Ihre Seele anwendbaren Saze Eberhards in seiner Abhandlung vom Melodram p. 12:

„Es ist vergebens den Mangel an poetischem Rhythmus, d. h. die innre Kraft des Gedichts, durch Kühnheit

der Bilder und der Übergänge ersezen zu wollen, je stärker die innere Poësie ist, desto mehr wird der Mangel der äußern gefühlt.“

Adieu, lieber Hölderlin.

Tüb. d. 10. Jul. 88.

Ihr tr. Fr. *Magenau*.

Meinen Gruß an Mohr und Bilfinger.

2. VON LUISE NAST

O lieber Friz! Da siz ich, und habe fast alle Deine Briefe vor mir, das ist mein einziges Vergnügen, und da ist mirs so über alles wohl; bin so glücklich wann ich allein seyn kan, es ist schon wirglich 12 Uhr, und doch konnte ich mich nicht satt lesen, o es ist meine liebste Lektüre. Hast recht er machte mir viele Sorge Dein lieber Brief, ganze Nächte konnte ich nicht schlafen, und doch ist er mir so lieb daß ich um aller Welt schaze ihn nicht gebe, o Dich haben, welche Seeligkeit, und Friz noch so lange biß Ostern noch so lange Dich nicht sehen, so lang von dem getrennt sein der mein alles ist. Doch der Gedanke daß Du mein bist mein bleibst, nicht wahr lieber Friz? Auch Jahre lang Trennung macht Dich nicht kalter gegen mich, O nein Du bleibst der 1. Friz der Du warst bei Deinem letzten Besuch, ich weiß sie alle noch die liebe Worte tief sind sie in meinem Herzen auch Du wirst sie noch zurikrufen können die seligen Freuden auch bin ich manchmal so glücklich mir sie vor traumen zu können, o und lezhin einen herlichen Traum den ich um alles nicht gebe, Du standst oben wo man ins

Closter geht, wirft es wohl noch wissen ach vergangene Zeiten wo ich Dich so oft sah, strecktest Deine Arme sehrend nach mir aus, Gott im Himmel welcher anblick, Deine schwarze Kutte alles wieder wie vorher, ach und es war ein Traum sie sind entflohen die glückliche Zeiten, stummer Schmerz tritt an ihre Stelle, und warum dieß alles diese Klagen? mein Friz ist ja noch mein er ist mir noch so treu wie hier, o er ist noch mein, auch mich soll nichts von Dir trennen kein Unglück kein Schickal, nur Dich und eine Hütte so schlecht sie ist, — sie ist mir ein Königreich, o mit Dir sind auch dornigte Wege mit Rosen bestreut. O Gott lieber Vater an Deiner Hand werden sie doch auch vorüber gehen die Jahre der Trennung, sie flieht ja sonst schnell Deine Zeit, aber der Liebe werden es ewigkeiten sein, nich lange mehr wird wieder ein Paar aus meiner Freundschaft das Band der ewigen Treue knupfen, das liebe Mädchen ist wirglicly hier meine Heinerike, sie scheint recht vergnügt, wir haben schon viel von Dir lieber geschwazt, wir erinnren uns oft an die glückliche Zeiten in L — und tausendmal dankte ich ihr vor ihre Liebe, das gute Mädchen wan sie nur recht glücklich wird, sie hat es nur an uns verdient, lieber Friz schreib nur recht viel, ich freue mich schon wieder auf negsten Bottentag, o es waren lange Feuertage keinen Brief konnte ich nicht von meinem Friz bekommen, leb wohl schlaf wohl es ist schon recht spath ewig
Deine Louise.

Von meinen Schwestern recht viele Grüße.

3. VON LUISE NAST

d. 19. Jan. 89.

Lieber guter — — —

O der süßen Worte Deines 1. Briefs Ach nur noch eilf Wochen und dann dann Friz all die Seeligkeit in Deinen Armen, o könntest Du fühlen wie mein Herz bei diesem Gedanken stärker schlägt, bald wieder in den Armen meines Friz meines — — o der Wonne die sich nicht beschreiben läßt da keine Worte sind, sie zu sagen, o Gott lieber Vater wie machst Du uns so glücklich, was für Tage müssen es seyn lieber teurer Friz wo wir ganz für einander leben, wann uns kein Schicksal keine Zeit auch der Tod selbst uns nicht trennen kan auch dort in jenen Himmlischen Gegenden ewige Fortsetzung unserer liebe ist, Gott! wie bin ich so glücklich, 1. Friz geliebter mein — — — jedes Plätzgen das ich von meinem Fenster aus sehen kan, mahnt mich an tausend tausend selige Augenblicke in jenen Glücklichen Zeiten, nur Du Du wohnst in meiner Brust von Sterblichen jeden Augenblick für Dich sie aufopfern würde ich, o für Dich liebs guts Herz, welche süße Aufopferung, und diß sehnen jezt, könntest Du — ach könntest Du jezt eilen an diß klopfende Herz, und ich das Deinige fühlen — der Gedanke der mir Tränen heiße Tränen auspreßt, liebes Herz und Deinen Schattenriß wie fest drük ich ihn an mein Herz, nein! so warst Du noch nie getroffen, jeder Zug wird mir wieder so lebhaft, Gott und diß himmlische Lächlen, aber nein ich muß schweigen, sonst möchst Du meinen ich hab es Dir abgelernt, und doch empfind' ich so viel dabei, bist eben doch ein recht lieber

Schmeichler wann ich gleich nur es zu gut weiß
daß Du nicht recht haßt. Heinerike machte mir schon
viele Plane, hier in ihrem Hauß wärs herlich, einen
Herz guten Mann hat sie der bald auf unserer Seite
ist, doch in eilf Wochen läßt sich noch vieles denken,
und dann Dich wieder haben Dich in meine Arme
schließen als wollt ich Dich ewig nimmer lassen, welche
Seligkeit lebe wohl — — meiner Seele es ist schon
späthe Nacht, ich kan so lang nicht an Dich schreiben,
außer es ist alles im Bett sonst bin ich nicht ruhig,
viele Grüße von meiner Rike, für Deinen Wunsch
läßt sie Dir danken er wird bald guten erfolg haben,
schlaf gut liebes Herz

ewig Dein treues —

Louise.

Von Heinerike und meinen Schwestern recht viele
Grüße, auch von meiner Freundin Commerelle¹⁾ wirst
Du Dich ihr noch erinnern, wie sie bei uns war in der
Laube bei dem schönen See, heilig ist mir diese Laube,
sie soll auf den Sommer der Ort meines Gebetts sein,
man wird so gerührt bei so schönen gegenständen der
Natur jeder Grashalm zeigt mir den weisen gütigen
Schöpfer.

4. VON LUISE NAST

Montags Nachts

Dißmal liebe Seele bekommst Du meinen Brief
nicht durch B., denn meine Mene liegt im Bett und
ist krank, und da bekommt auch der gute B. keinen

¹⁾ sie schrieb mirs.

Brief von ihr, und ich schreibe wann auch mein Brief noch so allein reißen muß. O liebes Herz ist ja meine größte Freude, ist ja mein alles wann ich an Dich schreibe und noch größere wann ich einen Brief von Dir bekomme, o lieber, alles alles sind sie mir; ach! Gott noch nie fühlt ich die Trennung so, ach denk ich oft fleh ich oft nur einen Augenblick nur einen einzigen Dich sehen Dich in meine Arme schliesen, welche wonne Gott was würde aus mir werden wann ich nur denke ob es den eine möglichkeit geben könnte daß Du mich verlassen könntest, nein nein das kanst Du nicht das wirst Du nicht, o Du bist ja mein — ganz mein o ganz mein, wie wohl wird mirs da, verzei lieber lieber Friz verzei, so hab ich oft Grillen, o und die plagen mich, o sie plagen mich so, ich hab oft rechte traurige Stunden aber der Gedank daß Du mein bist macht mich wieder ganz heiter. O Gott weiß es ich liebe meine l. Eltern gewiß recht und meine Geschwister alles alles würde ich für sie thun aber o es ist keine Sünde nein es ist keine Sünde wann ich Dich mehr wann ich Dich über alles liebe, o Du der Du mir alles bist, vor dem keine Geheimnisse in meinem Herzen sind. Hast recht liebe Seele, oft Sorgen und Tränen gibt es, aber sie sind klein gering gegen die Freuden, und der Mühe werth wann sie auch noch so groß wären und wann es Gottes wille ist und wir glücklich werden. Wie michs freute daß Deine liebe gute Mutter o darf ich sagen meine Mutter, so gut von unserer Lage sprach, wirst Dirs denken können liebes Herz, wie mirs war o meine Hand zittert mir vor Freuden in dem ich schreibe meine Mutter, es ist so

was feliges darin das nicht alle Menschen fühlen die Muttermeines einzigen Freunds auf dieser Welt, Gott! meines M – Mutter zu heißen.

Da füz ich liebe Seele, es ist so still so schauerlich, o und es ist mir so wohl wan ich so ganz allein, von Menschen entfernt bin, nirgents ist mir wöhler als wann ich Abends auf den Kirchhof ganz allein spazieren gehe, und mich seze auf die Gräber der abgeschiedenen und denke auch Du hast vielleicht manche Träne geweint, o Friez lieber da ist mirs so wohl, da ist mirs lieber unter den Todten als lebendig, sie nehmen doch meine Tränen auf, diese Gräber, Menschen wurden lachen über mich. Und wenn der liebe Mond bald hell bald düster herabblinkt, und ich denke jezt blickt vielleicht mein Friz mein einziger wahrer treuer Freund unter den Lebendigen, vielleicht heben wir vereinicht unsere Augen nach Dir schönes Licht empor, und preisen diese Almacht des großen Schöpfers. Meine Mine tauert mich sie ist wirglich krank vor lauter Kommer, sie wird so mißtrauisch gegen B., er schreibt ihr meistens so kleine Brief oft nur ein paar Worte, und manchmal kalt und gezwungen, erklär mir doch lieber Friz wann Du kanst, behalt es für Dich lieber. Wann Du Deinem B. schreibst so schreib ihm doch recht viele Grüße, von ihr, ihre Krankheit hat gar nichts zu beteuten, mach ihn ruhig, schlaf ruhig und wohl liebe Seele, denk es ist schon zwey vorbei, ich weiß gar nicht wie mir die Zeit so schnell herum geht, es ist so unruhig bei uns und da warte ich allemal biß alles still, damit ich ungestört an Dich lieber Friz denken kan, o Tage der Tren-

nung ihr werdet zu lange Jahre, lebe wohl ewig
Dein ja ganz

Deine

Louise.

5. VON NEUFFER

.
die unnachahmliche Harmonie seiner Hexameter
läsest, warlich entzückt würdest Du werden. Wenn ich
nur die *Messias* da hätte, so würde ich Dir einige
Stellen ausheben; aber so muß ich Dich auf die Zeit
vertrösten, wo Du selbst bei Schubart Gelegenheit
haben wirst, sie zu lesen.

Ich habe bald auch die Rede auf Dich gebracht:
Es werde in der Vakanz ein sehr guter Freund von
mir, der mit vollem Enthusiasmus für Dichtkunst ein-
genommen sei, hieher kommen, und werde seinem
Wunsch, den Herrn *Professor*, den er in seinen Schriften
so sehr verehere, persönlich verehern zu können, ein
Genüge thun. Das waren meine Worte. Deinen Namen
weiß er, und er hat Verlangen Dich zu sehen. Meine
Schilderung, die ich ihm ferner von Dir machte, war
aufrichtig und wahr. Du seiest besonders fürs Ernst-
hafte, Erhabene und etwas Schwärmerische einge-
nommen. Fürs Tändelnde habst Du eine gewisse Anti-
pathie und dem Epigram seiest Du Todfeind. Griechische
Literatur sei Dein Steckenpferd. Der Jüngling verspricht
viel, war seine Gegenrede, er soll zu mir kommen, so-
bald er hier ist. Und nun wären Stäudlin und Schubart
auf Dich vorbereitet, und Du wärst bei beiden kein
unerwarteter Besuch.

Stäudlin ist wirklich wegen Processen verreit, er wird aber dieser Tage hier ankommen. Weil ich ihn nicht antraf, so habe ich meine alte Bekandtschaft mit seinen Schwestern wieder fortgesetzt, bei denen ich wieder das Amt eines *lectoris ornati* werde übernehmen müssen.

Auch meine Bekandte *in sp.* Haselmeier *et compagnie* traf ich bei einem scharffinnigen Spiel bei einander an.

Kurzgefaßte Neuigkeiten

Vor Ostern bers Jahr werden meine Gedichte im Druk erscheinen.

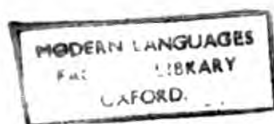
In den Wiener Zeitungen und den sterreichischen *Awisen* ist mein *Eugen*, eine *Kriegsvision*, häufig nachgedruckt worden.

Sonntags, d. 22. Merz — 89.

Hier, mein lieber Bruder! schik ich Dir eins meiner ersten Produkte, das ich unter anderen wieder aufgefunden habe. Es fällt noch in die Periode meiner schwärmerischen Liebe, wie Du ein Dikeres aus dem Inhalt ersehen wirst. Daß Du den Träumer nicht belachst, das weiß ich, sonst würdest Du es nimmer zu Gesicht bekommen.

Es folgt das aus 15 vierzeiligen gereimten Strophen bestehende Gedicht, betitelt: Um Mitternacht. d. 12. Jul. 1785.

Oft noch muß ich meiner alten Träumereien lachen, besonders wenn ich darzurechne, daß mir alles so ernst war, alles so aus vollem Herzen geflossen ist. Aber es waren dennoch selige Zeiten für mich, ich lebte und webte ganz in meiner Phantasie, und vielleicht kommen so se Tage mir nimmer. O eine leise Ahndung



sagt mir, ich sei glücklich gewesen; denn wie ein schwarzes Gewitter zieht die Zukunft vor meinen Augen herauf, und dazu das Bewußtsein, daß ich größtentheils selbst Schuld daran sei, die martert mich, daß ich es oft fast nicht mehr ausstehe! Laß mich izt abbrechen, ich will im Freien meinem gepreßten Herzen Luft machen.

Dienstags, d. 24. Merz

Hier bekommst Du noch etwas von meinen Ausarbeitungen, daß Du auch lang zu lesen hast. Wie gerne, mein Lieber! hätt' ich Dirs aber selber gebracht, oder vorgelesen!

Schließlich will ich Dir noch sagen, daß ich Dir das nächstemal auch einen poetischen Brief senden werde, denn ich sehe den Deinen als eine Aufforderung an.

Neuffer.

6. VON IMMANUEL NAST

Leonberg d. 17. April 1789.

Ich weiß nicht, ob ich mit Dir zanken, oder ob ich Dich bitten solle, daß Du mit mir zanken sollest. Denn fast ist's unverzeihlich, daß wir den ganzen winter waren, wie die Murmelthiere; doch ich verzeihe Dir und Du — nicht wahr — mir auch?

Hier folgt Dein Stammbuch, das mir L. übergab als sie im vergangenen Herbst von hier abreiße. — Eine kleine Malerei wirst Du drinn finden. Es ist die erste die ich in diesem Jahre gemacht habe und die ich Dir bestimmte — weil ich mich erinnerte Dir einmal ein ähnliches Gemälde versprochen zu haben. ob

Du bei diesem gewinnst oder verlierst überlasse ich Deiner Empfindung zur Entscheidung.

Auch folgen 2 *Silhouetten* mit zum b'fehen oder, wenn Du sie den *Originalen* recht treu findest — zum Gebrauch und Beförderung, wiewohl W. zu gros sein wird, um es in eine *Tabattiere* wie Du im Sinn hatteft, als ich's leztemal bei Euch in Maulbrunn ware, zu verfezen.

Meine Gefchichte möchte ich Dir freilich lieber mündlich erzählen als durch diese arme Feder. Weil ich aber in meiner Schreibstube allein bin und deswegen nicht so leicht Hofnung haben kann, mehrere Tage mich entfernen zu können, so schreib ich Dir was ich kan.

Welche Stinkereien Christian der Freffer bei seinem Vater in Stuttgart wegen Dein und Luifens Aufenthalt allhier beinahe angerichtet hätte, wenn ich die Sache nicht Tags drauf als ich Dich nach Vaihingen begleitete in Stuttgart erfahren hätte und durch einen Brief an meinen Onkel, worin ich die Sache so erzälte wie ich sie erzählen mußte, zu wegen brachte daß er in einem Schreiben an mich mir die Versicherung gab, nicht nach M. zu schreiben, alldies wirst Du von L. ausführlich wissen.

Vieles hätte ich Dir von den Angelegenheiten meines Herzens zu sagen doch dis sei Dir einweilen genug, daß B. und ich wie getrennt find; zwar genieß ich noch ihre Freundschaft die mir manche bittere Stunde dieses Lebens verfüßt — aber Liebe wo Ewig mein und Ewig Dein das Lofungswort ist, mußten wir zu vertreiben suchen so sauer es uns geworden ist.

Daß ich nicht recht getan habe, hoffe ich nicht von Dir zu hören, wenn Du über meine Lage, in der ich beinahe keine Ausichten zu irgend einer Verforgung vor mir sehe und sonstige Umstände nur ein wenig nachdenkest. Du wirst leicht einsehen, daß ich meiner Vernunft dieses Opfer bringen mußte.

O lieber Bruder! — Es war ein langer harter Streit der manche Träne manchen Seufzer kostete — Aber es beruhigt mich nun auch der Gedanke, daß ich mich für die Zukunft als eine Hinderniß aus dem Weg geräumt habe, mich, der ich meine Freundin vielleicht aus Liebe zu mir die Hand zweier — vielleicht rechtschaffener Männer ausschlagen machte.

Burk sagte mir vor 1 pr Tagen, Du leidest als noch an Deinem Fuß — und habest vor der Vakanz nach Haus müssen. — Nur Schade vor dis schöne Wetter daß wir es nicht zu unfreer vorgenommen Reise brauchen können!

Elsner läßt kein Wort von sich hören — 's thut mir fast weh. Es scheint als haben mich alle meine Freunde die ich in Maulbrunn fand, in ihrem Tübingen gar vergessen —!

Vor ungefehr 6—8 Wochen war ich in Maulbrunn halb 1 Uhr kam ich im Kloster an, und wie ich hörte daß Linde und Karl Bleibeln nach Illingen begleitet haben, ließ ich nur mein Pferd füttern nahm einige Magenstärkung zu mir und ritt dann in einem Trott dem Pflughof zu — da traf ich's *in bona caritate* beisammen an und Karl und Bleibel glaubten ein Gespenst zu sehen als ich zur Thüre hinein trat und sie grüßte. In Maulbrunn war ich so zimlich vergnügt.

Bleibeln habe ich vor 14 Tagen die Gegend von Illingen geschickt womit ich ihm mehr Freude machte als meine Eigenliebe vermutet hatte. Leb wohl lieber — kalter? Bruder, empfehl mich Deiner würdigen Fr. Mutter und Jgfr. Schwster und glaube, daß noch mit jener alten warmen Freundschaft an Dir hängt

Dein

Immanuel.

Deinem Brief seh ich mit Verlangen entgegen!

Ei! da fällt mir ein daß Du versprochen hast Deine Gedichte mir zu communiciren!

7. VON MAGENAU

Mon cher!

Lieber Alter, ich mus ein Briefchen an Dich schreiben, um nur *par occasion* zu erfahren, wies mit Dir steht. Der Himmel segne Dich.

Amen!

Ich und Meister *Genius* haben indeß 1000 mal uns Deiner erinnert, und denke, jüngst kam *Neuffer* der alte poëtische Konforte zu mir, und sagte, er habe das Fieber, sein Puls gehe nicht mehr, die Folge war, daß er 7 mal stärker gieng, als vorher. Lieber Holz! wenn Du nicht bald kommst, so hast Du Dir Dich einer erbärmlichen poëtischen Epistel von mir zu versehen. Was macht Dein Fuß, doch

Der Himmel leite Deinen Gang!

Lieber Alter, und bring Dich bald gefund wieder
hieder. Lebe wol.

Datum zu einer guten Stunde,
allzeit fonder Wank

Dein

alter
fideler Rudolph
Magenau.

d. = Dez. 1789

Vive la Mariage!
J. Neuffer

8. VON NEUFFER

Stuttgardt d. 24. Octob. 90.

Lieber Bruder!

Ich hoffe und wünsche, mein Brief foll Dich in gutem Vernehmen, guter Laune, guter Gefundheit u. f. w. antreffen, ich für meinen Part lebe hier in einer thätigen Unthätigkeit, wobei mir, wie Du wohl wissen wirst, immer gut zu Mut ist. Mein Vater hat Dich zu Weber auf die Stube gemeldet, nach welchem Du Dich also zu richten hast. Stäudlin, der Dich grüßen läßt, läßt Dich nun ernstlich fragen, ob Du den Helvetius wollest oder nicht, weil er sonst wirklich Gelegenheit habe, ihn zu verkaufen.

Nun noch eine Nachricht, die ich auf meinen Wanderungen erlauert habe, daß Du nemlich bei L. St. in gar gutem Register stehst, daß sie sich mannigmal bei mir nach Dir erkundigt, Dich mitunter einen artigen bescheidenen Menschen heißt, und Dich, neben

ihren Schwestern grüßen läßt, welche fogar zuweilen von der Nannette wegen Deiner feiert wird: es muß also schon einige geheime Debatten gegeben haben, die alle zu Deinem Vortheil fprechen.

Deine Strümpfe folgen mit.

Dein
Neuffer.

N.S. Magft Du nicht fo gut fein, und ein wenig nachfragen, ob Du nichts von meiner Pfeife in Erfahrung ziehen könnteft.

9. VON MAGENAU

Marg Gröningen d. 6. März 1792.

Beftter Hölderlin!

Dank für Deinen lang gefangenen, den Du izt endlich freigelaffen haft, und freundlichen Handschlag für Dein liebevolles Andenken an Deine Freunde, die Dich nie vergeffen werden, fo lange fich die Sonne in ihren Sfären wälzt. Herzlich freut es mich, daß Dein Libes Gram endlich dahin ift, möchte ers doch ewig bleiben. Mir gehts wol, Bruder, wol, wie dem Fifch im gefunden Quellwasser, heute [vor] 8 Tagen lag ich in Ihren Armen, fonnte mich im Strale Ihrer blauen Augen, der wärmenden Frühlings Sonne, und war zwei feelige Stunden — feelig! —

Oft frug ich mein Herz, als ich auf fchnaubendem Hengft der Revier wieder enteilte, wird das fo ewig wahren? O Welch ein Leben, in welchem Ocean von bunten Empfindungen und Gefühlen plätscherte mein

Seelchen! Sie liebt mich, das ist alles, was ich Dir sagen kan, mehr weiß ich selbst kaum, will auch sonst nichts wissen! Ich hab ihr den Nahmen Margot geschöpft, weil ich den Nahmen in Thümmels Reißen so lib gewonnen hatte. Nonna! hast Du Dich gewundert, o ich war schon seit 2 Monden drauf vorbereitet, der Parometer wieß auf — eißkalt! Den letzten Stoß gab Margots Hieherkunft. Neuffer sah unter seinen Augen die erste Keime der Liebe, er kennt sie, hat ihr den ersten Kuß aufgedrückt. Nachher weilte sie noch 9 Wochen bei uns, wir sprachen uns täglich, Nonna merkte diß, ihre Plane lagen tiefer, als ich geglaubt hätte, sie forschte, lobte, pries — Margot floh die schlaue Nebenbulerin, und ward mein! Diß ist das Protokoll unfrer Liebe, und ihrer Entstehung. Auf Ostern soll Dir weiter [Kunde] werden. Briefe haben Ohren. Nur diß noch, dort, wo Conrads kaiferlicher Stolz vergebens die Liebe um den Triumph zu bringen suchte, wo höchste Treue auf schwer belasteten Schultern ihr Liebstes ins Lager trug, dort wohnt Margot, in stiller fridlicher Clauße, wie ein Tal Rösge, das desto mehr entzükt, je weniger es im einsamen Tale gesucht worden wäre.

Ich hätte Dir gern etwas beigelegt, aber ich komme so ungerne ans Mundiren, ich habe ein Stückchen gedichtet, das *Caverac* heißt, Du kennst das Ideal dörflerlicher Traulichkeit aus Thümmel, der izt mein Gebetbuch ist. Nur eine Strofe indeß —

Es folgen zwei 6zeilige Strophen in gereimten Jamben.

Daß Du uns eine Hymne widmen willst, ist bider gedacht, was kan ich aus meinem Kohlgarten dafür

geben? kannst Du borgen? ihr fliegt hoch hin über das Tal, wo ich bei Hirten tändle. Ich will Dir mein *Caverac* dafür geben, wenn anders Dein ernstest *Genius* den winzigen Troglodyten nicht weggeschleudert? O warum hast Du mir nicht geschriben, daß Du nach Stuttgart kommen wollest, ich wäre auf Flügeln der Libe zu Dir geeilt, wir, ich Du und Neuffer, den die Hofluft feist macht, hätten eine Akademie der edlen Wissenschaften in irgend einem Weinhaüße gebildet, Stäudlin hätte vielleicht den *Scepter* des Präfidiums dabei übernommen. Aber so seid ihr — so nahe und doch so fern. N. will Satyriker werden, *bravo*, er braucht nur ein Boks Gesicht nach alter Sitte zu machen, so kan er selbst für einen Satyr gelten! Ich habe herzlich auflachen müssen, da er mirs sagte. Wenn er Satyren schreibt, so schreibe ich über irgend ein Capitel der Trigonometrie, oder über die Ecklipfen.

Schreib mir doch bald auch wieder ein Brifchen, wens noch so klein ist, ich möchte nur von euch auch immer etwas wissen. Wenn Du nur dem Brande Trojas entgangen wärest, das ist mein warmer Wunsch. Im Hinter Grunde der Zeit liegen Wunderdinge, und am Ende *parturiunt* pp. — —

Mir bangt für euch Menschen Kinder, der Dummkopf ist eben auch hier wieder am besten dran. *Impavidum feriunt ruinae*. Aber der liben Vernunft fallen Machtsprüche schwer auf. Ich bin wie ein Schiffer so froh, der den Sturm weg hat, und sein Rökchen am Stral der Sonne troknen kan, doch bin ich nicht gleichgültig, wenn mans nur lauter sagen dürfte, daß alles nichts taugt, aber sie glaubtens nicht.

Schreib mir doch bald wieder. Grüße all unfre
Freunde! Du aber leb wol, und liebe brüderlich

Deinen

warmen Bruder

Magenau.

10. VON MAGENAU

Liebster!

Taufend Dank für Deinen, nach so langer Weile endlich mir zugeschickten Brief, und Seegen des Himmels und aller 9 Mußen über Dir. So bist Du denn wol, das freut mich, mögen die Götter diese gute Laune Dir erhalten und kein Laid sie Dir stören. Mir ist baß, wie ein Gott, so frei und zufrieden kost ich den Freudenbecher und feines minniglichen Weines. Ich möchte, mit Göthe zu reden, zum Maienkäfer werden, um alle die 1000 Reizze und Wonnen dieses schönen Maien aufzusaugen. Sieh, hier auf diesem Pfade gieng ich mit Margot, da noch Schnee ihn dekte, und Eiß. Unter diesem Baum sagte sie mir Worte der Liebe, diese Laube belauschte unfre Gespräche, Bruder, so schön flog noch kein Mai vor mir hin, alles alles ist mir izt teuer geworden durch Sie. Du nennst mich geheimnisvoll, o das will ich nicht seyn, warlich gegen Dir nicht, bist Du nicht Hölderlin? solt ich Dir mißtrauen? Schande! wenn ich das täte. Aber in dem tiffen Winkel des Herzens laß mein Wort begraben werden. Auch der leiseste Hauch kan auf fremden Lippen das zarte Pflänzchen Liebe vergiften.

Margot so nenn ich Sie, andre nennen Sie Caroline Olnhausen aus Weinsberg! Ein Zufall führte Sie vorigen

Winter hieher, ich kannte Sie 5 Wochen, und liebte Sie nicht. Güte Ihres Herzens, Verschämtheit, heller lichter Geist, Stille ihres Wesens machten mich ihr zugetan, in der 5ten Woche gestand ich ihr alles — glauben Sie, sagte Sie, nun mich ganz zu kennen, Sie können sich täuschen pp. und drauf den ersten Kuß ewiger Liebe! Friz! seitdem ist mir mein Herz abtrünnig geworden, und seufzt in den Rosenfesseln ihrer Liebe. Zu Anfange dieses Sommers war ich bei Ihr in Ihrem Hauße. Ich kan Dirs nicht beschreiben, ich kans nicht äußern, was all mein Wesen wie ein Demant Band zusammenschnürt. Ich will alles anwenden, Sie mir treu zu erhalten. Damals hatt ich auf dem Heilbronner Warthurm eine felige Stunde, ich walzte in Ihren Armen, aber leider ohne Takt und Ordnung. Wie hätt ich darauf achten sollen. Sie weinte, als ich weg gieng, Ihre Schwester, ein l. Weibchen belauschte uns, da sie an meinem Halße hieng. So gehen Sie denn, sagte Margot, nehmen Sie diß Herz mit, Sie sind der größte Frevler, wenn Sie es morden können. Ich rieß mich los, länger konnt ich die Scene nicht dulden. Sieh! Lieber! so stehts. Freue Dich, daß mirs so wol ist, wenn ich nur eine Krone zu verschenken hätte, ich spendete sie diesem Engel zum Danke.

Du willst Romanist werden. Thalia leite Dich sicher zwischen den Abgründen hin, die dem unerfahren Waller da drohen, laß auch mich ein Wörtlein reden, voran, daß ich Deinen Entschluß billige. Von mir soll nächste Messe ein Werklein erscheinen, das heißt¹⁾

¹⁾ aber auch diß muß Geheimniß unter mir und dir bleiben.

Wolf von Blankenhorn und Kunigunde von Sachsenheim. Eine altschwäbische Geschichte.

Auch ich habe gerungen, und den Dämon in 16 Bogen gezwungen. Die Geschichte hat Wahrheit, aber auch Dichtung. Es ist fertig, und soll streng gefeilt werden. Jener Gnome von Sachsenheim spint sein Röllchen auch drinn, und löst die Verwicklung am Ende.

Schon längst harr ich auf Neuffer, dem möcht ich sie gerne vorlesen, und er ist mir als kritischer Freund am nächsten. Das ist schlimm, daß mir diese felen, viel Gutes bleibt da unaufgedeckt. Die Ode an Galliens Freiheit wollt ich Dir gerne schicken, aber sie taugt nach Neuffers Meinung an ser vielen Stellen gar nichts. Ich will sie also zuvor umändern. Indessen ein par Stellen draus:

Es folgen fünf 6zeilige gereimte Strophen aus der Ode.

Auch ein paar Katullische Liedlein hab ich inndeß gefungen, die aber alle Bezug auf *Margot* haben. Eines zur Abkühlung auf die vorstehende Ode:

Es folgt ein Liebeslied in gereimten Trochäen.

Doch genug! Deine Geduld wird satt haben. Lebe wol, laß mich auch mal von Dir etwas hören, und liebe mich mit gleicher Liebe, wie ich Dich liebe. Gott befohlen, I. Bruder!

Magenau

Grön. d. 3. Jun. 1792.

II. VON NEUFFER

Stuttgart, d. 20. Jul. 1793.

Hat Dir Dein Genius nicht einen freundlichen Morgengruß zugeflüstert? Mein Lieber! Fühltest Du

nicht ein leises Säußeln um Dein Ohr? Lebhaft dacht' ich diesen Morgen Dein und unfrer Freundschaft, die uns vereint dem schönen Ziel unfrer Jugendlichen Träume entgegentragen foll. Nun follten die Keime endlich reifen, und die Schaale abspringen. Noch viele Blumen blühen auf der Flur der Grazien, noch manche goldne Frucht ist in Uranias himmlischen Gärten verschlossen; eine reiche Beute für den Suchenden.

So lang die labyrinthischen Gänge des Herzens noch nicht enthüllt sind, so lang es noch unzählige neue Situationen gibt, in welche der Mensch gegen den Menschen gesetzt werden kann, so lange die Philosophie und Moral noch verschleyerte Gottheiten nährt, so lang die Natur nicht in allen ihren Formen verfinnlicht worden ist, so lange muß der Dichter noch reiches Feld zu Entdekungen haben, wenn *Imagination*, Herz und Beobachtungsgabe ihm nicht versagen. Ich verstehe die einfältige Klage nicht, man könne in unsern Zeiten nichts neues mehr sagen. Homer und Ofsian hätten vielleicht den nehmlichen Ton anstimmen können. Es gibt noch unentdeckte Gegenden in dem Gebiete der Dichtkunst; aber verborgene Wege leiten zu ihnen, wo der Muth und die Kühnheit feine, dämmernde Strahlen hinwerfen. Laß uns auf unverfuchten Bahnen sie entdecken. Die Schwinge der Begeisterung trägt früher über Klippen zum Zweck, als ängstliche Verlegenheit. Sollten wir uns durch Versuche abshröken lassen? oder gar durch ein hämisches Urtheil der Afterkritik? Die Nachwelt foll unfre Richterinnen seyn, und wenn ich das nicht in prophetischer Gewißheit mir selbst weisagen kann, so reiß' ich jede

Saite von meiner Leyer und vergrabe sie unter den Schutt der Zeit. Die höhere Ode und der Hymnus, zwey in unfern Tagen, und vielleicht in allen Zeitaltern am meisten vernachlässigte Musen! In ihre Arme wollen wir uns werfen, von ihren Küssen befeelt uns aufraffen. Welche Ausichten! Dein Hymnus an die Kühnheit mag Dir zum *Motto* dienen! Mir gehe die Hofnung voran. Ihre lodernde Fackel wird mir die Nacht erhellen, und die Klippen mich vermeiden lassen, an denen schon so mancher scheiterte. Ich hab' ihr einen Hymnus gefungen, der mich wieder mit meinen poetischen Ahndungen ausgeföhnt hat. Durch Meisterwerke wollen wir unfre Neider und Feinde beschämen. Nur noch ein Jahr sollten wir beyeinander wohnen, wie ehemals. Jezt könnten wirs besser benutzen. Kein elendes Geschwätz sollte uns trennen. Ich freue mich sehr, Dich bald hier zu umarmen, denn ich bin gewiß, Du hältst Dein Versprechen, und kommst auf den Herbst zu mir. Diese Tage sollen ganz der höheren Freude gewidmet seyn.

Ein kleines Gedichtchen schik ich Dir mit: meine übrige Arbeiten kannst Du persönlich einsehen.

Zum Beschluß noch eine gedoppelte Bitte. Wenn Du Deinen *Hesiodus* eine Zeitlang entbehren kannst, so schik ihn mir. Er soll nicht verdorben werden. Theile mir Deinen Hymnus an die Kühnheit mit. Ich bins gewiß, daß Du es thun wirst, weil ich in dießem Fall auch nicht vergebens Dich bitten ließe. Ich will ihn einigen Freunden und Freundinnen lesen lassen, die ein großes Verlangen darnach tragen: Besonders ist Eine, die ich nicht nenne, darum begierig,

weil Dich *Matthison* deßwegen umarmte, ob er gleich zu seiner Empfehlung keiner solchen Folie bedarf. Ich will ihn dann in Stäudlins Registratur zu seinem weiteren Gebrauche niederlegen.

Lebe wohl, mein Freund! und laß mich bald der Erfüllung meiner Bitten entgegensehen.

Neuffer.

12. VON NEUFFER

Stuttg. d. 20. Aug. 1793.

Willst Du Dein Versprechen wieder zurücknehmen, Bruder? Mich auf den Herbst nicht besuchen? Nicht Deinen Freunden Deine Gegenwart schenken? Stäudlin sagte mir, Du werdest vor dem Winter nicht hier seyn. Ich kann das unmöglich glauben, es muß ein Irrthum zum Grund liegen, und ich möchte mich auch nicht um die schöne Hofnung betrügen, Dich jetzt, da Du wieder ganz mein Freund bist, wie bey dem Beginne unserer Freundschaft, bald wieder recht brüderlich an mein Herz zu drücken. Ich träumte mich schon ganz in jene herrliche Herbsttage hinein, der Freundschaft und der Dichtkunst geweiht. Du wirst meine Träume nicht zerstören, das sagt mir mein Herz.

Laß Dir sagen, wie ich mirs vorstellte. Ich glaubte, Du nimmest einen großen Theil Deiner Arbeiten mit hieher. In den ruhigen Morgenstunden läsest Du mir vor; ich eröffnete Dir dagegen meine Kleinigkeiten, wir prüften sie einander, freuten uns herzlich der Zunahme unsrer Kräfte, tadelten und lobten uns, und reichten uns brüderlich die Hand, zur Ermunterung auf rauhere und gewagtere Pfade. Müßte das nicht

ein seelger Genuß fein? Den übrigen Tag vertheilten wir zu anderen Vergnügungen. Wir giengen in Gesellschaft auf ein Dorf, genöffen dort die Herrlichkeit der Natur, lagerten uns beym mäßigen Kelchglas, und fängen ein Lied der Freude. Sieh, so träumte ich schon, als mir Stäudlins Nachricht diß alles zu vernichten drohte. Wenn es ja bei Dir unwiderruflich beschloffen ist, nach Blaubeuren zu gehen, so wirfst Du doch wenigstens einige Tage erübrigen können für Deinen alten Freund. Deine Lieben werden Dich wohl gern bey sich haben, aber vergiß dabey nicht, daß es auch hier Leute gibt, die Dich lieben. Ich habe viel mit Dir zu reden, das ich einem Brief nicht anvertrauen kann. Man sagt sich in einer Viertelstunde mehr, als man sich in einem Tag schriebe. Ich hoffe, Du sollst immer mehr mit mir zufrieden seyn; denn ich bin es selbst täglich mehr. Ein Herz, von der reinsten Liebe beseelt, nimmt an allem größeren Antheil. Ich kenne mich oft kaum selbst mehr, wenn ich mich mit früheren Zeiten vergleiche. Alle Geschäfte, was ich denk und thu, geht mir besser von statten, und ich fasse täglich mehr Hofnungen zu mir, da ich ehemals mit jedem Tage eine neue Hofnung verlor. Eine neue Welt entwicket sich in mir, die ich ehemals kaum ahndete. Ich möchte doch auch wissen, wie Du mit Elisen ständest. Es verlangt mich herzlich, das zu erfahren. Ich möchte gern alle meine Freunde so glücklich wissen, als ich selbst bin.

Wie es mit Stäudlins Journal gehen wird, weiß ich noch nicht. Er macht gar keine Anstalten dazu, und ich denke, es wäre endlich doch einmal Zeit. Ich hab'

ihn schon oft ermahnt. Ermahne Du ihn auch. Wenn nichts daraus wird, so sehe ich mich genöthigt, meine Arbeiten ins Ausland zu schicken.

Ich sehe dem Voßischen und Bürgerischen Almanach mit Verlangen entgegen, weil ich auch Arbeit darin habe. Nun werd' ich zum erstenmal rezensirt werden. Gott sey mir Sünder gnädig! Mir bangt für meine Produkte, weil sie nun in meinen Augen selbst (und man ist doch sonst ein wenig parteiisch für seine Kinder) allen Wehrt verlohren haben. Überhaupt geht es mir wirklich immer so. Anfänglich scheint mir die Neuheit einen schimmernden Nimbus darüber zu verbreiten, aber bald verschwindet dieser Zauber. Mit meinem Hymnus an die Hofnung gieng es mir so: es wird mir mit anderen Produkten in Zukunft auch noch so gehen. Auf der einen Seite demüthigt mich das, auf der andern ist es mir ein Sporn, künftig mehr zu leisten.

Lebe wohl und antworte bald wieder

Deinem

Neuffer.

13. VON STÄUDLIN

Stuttg., 4. Sept. 1793.

Zuerst preisend über ein vollendetes Gedicht. Wahrhaft lyrisch sei die Stelle: An der . . . stehn, Wildharend in der furchtbaren Rüstung, Jahrtausende. — An Ihrem Roman hat mich die schöne Sprache und das Lebendige der Darstellung hoch angezogen. Über den Plan erhalten Sie mein Urtheil, wenn ich mehr als dieses Bruchstück erhalten habe. Sie werden mich äußerst

verbinden, wenn Sie mir den Anfang in möglichster Bälde senden. — Unterlassen Sie doch nicht, . . . versteckte Stellen über den Geist der Zeit in dieses Werk einzuschalten!!! — Er soll ihm versprechen, nicht nach Blaubeuren zu gehen, ohne ihn noch besucht zu haben. Neuffer und Stäudlin kämen ihm halbwegs entgegen.

14. VON CHARLOTTE VON KALB

Sie erzeigen der Menschheit einen Dienst durch die Bildung eines ächten denkenden Menschen — Sie erzeigen der Menschheit einen Dienst, und mir ist es vorbehalten, Ihnen die Dankbarkeit zu äußern, die sie Ihnen schuldig ist.

15. VON NEUFFER

Stuttg., 3. Jun. 1794.

Auf Deinen Roman bin ich sehr begierig. — Dein Gedicht an Gotthold hat meinen ungetheilten Beifall. Für das kleine Gedichtchen an mich danke ich Dir herzlich. Erfüll' einmal Dein Versprechen und weihe mir ein größeres. Selma wird für das Ihrige selbst danken. Der Vater seiner Köse ist gestorben; davon werde er aber nun schon Nachricht haben. — Du selbst, mein Lieber, warst ja nie fruchtbarer an Gefängen, als in jenen Stunden des philosophischen Priesterthumes. — Ob er für Gonz's Museum für griechische und römische Literatur Arbeiten liefern wolle?

16. VON NEUFFER

Stuttg., 16. Aug. 94.

Stäudlin hat Deine Hymne an die Kühnheit längst in die *Urania* geschickt. Ich weiß aber nicht, ob sie

schon gedruckt ist. — Meldet ihm, daß sein geliebtes Kösschen dem Grabe entgegengehe, das vorher so blühende Mädchen. Mit Stäudlin ist er gespannt.

17. VON SCHILLER

Sie sagten mir neulich von einer kleinen Arbeit, die Sie fertig hätten, und mir zeigen wollten. Da ich dieser Tage das letzte Stück der Thalia schließe, und für einige Blätter noch Raum darin übrig ist, so ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, diesen Raum zu besetzen. Aber es müßte zwischen Morgen und Übermorgen sein, weil das Stück diese Woche zu Ende geht.

Sch.

18. VON NEUFFER

Stuttg., 26. Jan. 95.

Ich habe Deinen Hyperion in der Thalia gelesen. Lieber Hölderlin! es war mir, als wenn ich Dich vor mir hätte. Ich fand Dich ganz in Deinem Werke, Deinen Empfindungen und Deinen Maximen.

19. VON NEUFFER

Stuttg., 5. Febr. 95.

Ich war vor einigen Tagen bei Const. Rath Griefinger. Er sagte mir, man hätte Schiller zum Prof. *ordinarius* der schönen Litteratur nach Tübingen vorgeschlagen, unter günstigen Bedingungen. Abel in Tübingen hätte deshalb ihm geschrieben. Wenn er den Ruf annehme und seiner Gesundheit wegen lesen könne, so sei die Sache im Reinen. Hat, in Auftrag

H., dessen Mutter von den Veränderungen seiner Lage unterrichtet und die Zusage erhalten, daß sie H., soweit sie vermöge, unterstützen würde.

20. VON DEM BRUDER

Nürtingen, den 6. Febr. 1795.

Dein Umgang mit dem großen Schiller ist beneidenswerth. Spricht auch von Schillers Vokation nach Tübingen.

21. VON HEGEL

Tschugg bei Erlach, 1796.

Liebster Hölderlin!

So wird mir doch einmal die Freude, wieder etwas von Dir zu vernehmen; aus jeder Zeile Deines Briefes spricht Deine unwandelbare Freundschaft zu mir, ich kann Dir nicht sagen, wie viel Freude es mir gemacht hat, und noch mehr die Hoffnung, Dich bald selbst zu sehen und zu umarmen.

Ohne länger bei dieser angenehmen Vorstellung zu verweilen, laß mich gerade von der Hauptsache sprechen. Dein Wunsch allein, mich in der Lage zu sehen, von der Du mir schreibst, bürgt mir dafür, daß dieses Verhältniß nicht anders als vortheilhaft für mich seyn kann; ich folge also ohne Bedenken Deinem Rufe und entfage andern Ausichten, die sich mir darboten. Mit Vergnügen trete ich in die vortreffliche Familie ein, in der ich hoffen kann, daß der Antheil, den ich an der Bildung meiner zukünftigen Zöglinge nehmen werde, von glücklichem Erfolge seyn wird; den Kopf

derselben mit Worten und Begriffen zu füllen, gelingt zwar gewöhnlich, aber auf das Wesentlichere der Charakterbildung wird ein Hofmeister nur wenig Einfluß haben können, wenn der Geist der Eltern nicht mit seinen Bemühungen harmonirt. — In Ansehung der ökonomischen und anderer Verhältnisse im Hause ist es zwar oft der Klugheit gemäß, sich im Voraus genau darüber zu erklären; ich glaube aber hier dieser Vorsicht entbehren zu können und überlasse es Dir, mein Interesse zu besorgen, da Du auch am besten wissen wirst, was in Frankfurt in dieser Rücksicht gewöhnlich ist und in welchem Verhältnisse die Bedürfnisse des Lebens und das Geld gegen einander stehen.

Was die Reise betrifft, so sehe ich voraus, daß die Kosten derselben nicht über zehn Karolins kommen werden, und wünschte, daß Du mit Herrn Gogel vorläufig davon sprächest und, wie Du es dann für schicklich findest, ihn ersuchtest, mir durch Dich einen Wechsel zu überschicken, oder mir, wenn ich nach Frankfurt komme, die Kosten zu vergüten.

So leid es mir thut, nicht sogleich mich auf den Weg machen zu können, so ist es mir doch unmöglich, eher als gegen das Ende des Jahrs das Haus, in dem ich mich wirklich befinde, zu verlassen; — und vor der Mitte des Jenners in Frankfurt einzutreffen. Da Du nun einmal angefangen hast, Dich für mich in dieser Sache zu interessiren, so muß ich Dir es schon noch zumuthen, das Wesentliche meines Briefes Herrn Gogel mitzutheilen und ihn dabei meiner Hochachtung zu versichern; er wird zwar selbst einsehen, daß ein Theil dessen, was Du ihm von mir magst gesagt

haben, um ihm das Zutrauen einzuflößen, dessen er mich würdigt, mehr auf Rechnung Deiner Freundschaft für mich zu setzen seyn werde, oder daß sich ein Freund nicht immer nach dem andern sicher beurtheilen lasse.

Verfichre ihn indeß, daß ich mir alle Mühe geben werde, um Deine Empfehlung zu verdienen. Wie viel Antheil an meiner geschwinden Entschließung die Sehnsucht nach Dir habe, wie mir das Bild unsers Wiedersehens, der frohen Zukunft, mit Dir zu seyn, diese Zwischenzeit vor Augen schweben wird — davon nichts. Lebe wohl. Dein

Hegel.

22. VON SCHILLER

Jena, den 24. November 1796.

Ich habe Sie keineswegs vergessen, lieber Freund, wie Sie denken: blos Zerstreungen und Geschäfte, neben meiner gewöhnlichen Brieffcheu, haben die Antwort auf Ihre freundschaftlichen Briefe so lange verzögert.

Ihre neuesten Gedichte kamen für den Almanach um mehrere Wochen zu spät, sonst würde ich von dem einen oder dem andern gewiß Gebrauch gemacht haben. Dafür, hoffe ich, sollen Sie an dem künftigen desto größern Antheil haben. Da es mir heute an Muße fehlt, diese letzt überfandten Stücke durchzugehen, so behalte ich sie vor der Hand noch da, um meine Bemerkungen beizuschreiben.

Große Freude machte mir's, wenn ich in den nächsten Almanach einige reife und bleibende Früchte

Ihres Talents aufstellen könnte. Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn bildend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn in den schönsten Momenten des Daseyns ruhig der Vollendung zureifen. Fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr seyn, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren, oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren.

Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt. Dieses thut Ihrem Gedicht an Diotima nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge in ein einfaches Ganzes verbunden würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben. Doch wie kann ich alles das specificiren, was ich wünschte? Sie haben Mosen und die Propheten; halten Sie sich an die schönsten Muster und bilden sich daraus die Regeln selbst, die ohne das nur Worte seyn würden.

Verzeihen Sie mir diese Aufforderungen, diese Warnungen. Theilnehmende Freundschaft hat beide eingegeben.

Leben Sie recht wohl und lassen mich fleißig von sich hören.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

23. VON NEUFFER

Stuttg., 18. April 97.

Will mit Landauer zum Herbst zur Messe nach Frankfurt. Grüß mir Hegel, und wenn Dein Bruder noch bei Dir ist, auch ihn. Dankt für das schöne Gedicht, das er ihm geschickt habe, und das ganz die Spuren der erhörten Liebe trage. — Am Langschen Almanach sei er auch Mitarbeiter. Er tat es aus Freundschaft für den Herausgeber. Wenn er Dir zu Gesicht gekommen ist, so wirst Du in dem letzten auch einige Gedichte von Dir finden, die Du mir einmal schicktest, sie abdrucken zu lassen. Er bat mich sehr, Dich zu erfuchen, ihn mit Beiträgen zu beehren. Wenn Du etwas der Art hast, das Du ihm übergeben willst, so reich ihm ein Scherflein. Er wird es mit vielem Dank erkennen. Darf ich nicht etwa das Lied einrücken lassen, das Du mir in Deinem letzten Brief geschickt hast?

24. VON SCHMID

Mannheim, den 19. Okt. 97.

Seit jener Geistesrevolution, von der er ihm erzählte, daß sie ihm das Eine, was ihn noch befriedigen konnte, sehen ließ und ihn erst eigentlich mit sich selbst bekannt machte, habe sich in ihm das Bedürfnis der Liebe zu einem menschlichen Gegenstande mit verstärkter Kraft geregt. Aber er fand keine Geliebte, die er so, wie er wünschte, hätte lieben können; keinen Freund

nach seinem Herzen. Zwei Stunden bringe ich mit Ihnen in Frankfurt hin, und die besondere Wirkung davon haben Sie vielleicht während unserer Unterredung selbst beobachtet. Noch in diesem Augenblicke habe er Empfindungen von so sonderbarer Art, daß er die Feder eine Zeitlang beiseite legte und den angefangenen Brief wieder aufgeben wollte, weil er ohnehin dithyrambisch genug lauten mag.

Unfre Bekanntschaft ist zu neu und zu kurz, um darauf eine solide Freundschaft gründen zu können. (Lachen Sie nicht!) Ich hoffe, wir werden uns näher kennen lernen und recht gute Freunde werden. Wenn ich erst in Basel und etwas ruhiger bin, so sprechen wir über den litterarischen oder, wenn Sie wollen, Kunst-Theil unsrer Frankfurter Unterredung etwas weitläufiger. Morgen reise ich hier ab. Gehet nach Basel.Adr.: bei . . . Iselin in Basel.

25. VON DEM BRUDER

Gröningen, den 1. Jänner 1798.

Den letzten Brief empfing er über Enzweihingen, wo er einige Zeit liegen geblieben sein müsse. Er freue sich aus diesem zu sehen, daß H. wieder zufriedener sei, als nach den Äußerungen in einem Briefe an die Mutter zu schließen war. Dieser hatte die Mutter sehr erschreckt. H. scheint darin über einen gewissen konventionellen Zwang, dem er auch in seinem sonst so vorzüglichen Verhältnis ausgesetzt sei, klagend sich geäußert zu haben.

Ich habe schon manchmal Deinen Charakter mit dem Rousseau's verglichen, und ich glaube, Du wirst in dem Wesentlichen selbst die Ähnlichkeit zugestehen

müssen, die der Deinige mit dem unseres Lieblings hat. Gerade auch die Liebe zur stillen großen Natur, zur lautersten Wahrheit und zur wahren Freiheit, die jenen großen Mann befeelte, ist auch das Eigenthümliche Deines Charakters, aber auch jene Reizbarkeit, die natürliche Folge eines für Empfindung geschaffnen Herzens, die jenem guten Mann so manche Stunde feines Lebens vergelte, ist Dein, und leider auch Dir wird sie noch manchen trüben Augenblick bereiten, und nur der Umgang mit guten biedern Menschen und der Genuß der Freuden der Natur und Kunst kann die Summe derselben verkleinern. — —

Wie geht es denn mit deinem Drama, das Du zu schaffen anfingst?

Läßt sich Sinclair empfehlen.

26. VON SCHMID

Basel, den 23. Sept. 98.

Zwei liebe Briefe, Trefflicher! bis auf den Unmuth, der heraus sein sollte. Richtig, Geliebter, es ist alle natürlich, die Barbarei und ihre Wirkung auf uns; aber ich hätte Dir doch noch etwas hinzuzusetzen, wozu mich die Einsicht dazu gebracht hat, schon vor geraumer Zeit, und das mich wie ein Gott läßt munter sein und genießen
. . . tiefgedacht und scharf unterschieden über lyrische und epische Poësie; es kommt nun nur auf die richtige Anwendung an, um dies oder jenes zu verdammen. Aber Freund, mag auch von den neuesten Produkten manches nicht nach solchen Prinzipien bestehn, (ich spreche im Allgemeinen, ohne

27. VON HENRI GONTARD

27. September 1798.

Lieber Holder!

Ich halte es fast nicht aus, daß Du fort bist. Ich war heute bei Herrn Hegel, dieser sagte, Du hättest es schon lange im Sinn gehabt; als ich wieder zurück ging, begegnete mir Herr Hänisch, welcher den Tag Deiner Abreise zu uns kam, und ein Buch suchte; er fand es, ich war gerade bei der Mutter, er fragte die Jette, wo Du wärest, die Jette sagte, Du wärest fort gegangen, er wollte eben auch zu Herrn Hegel gehn, und nach Dir fragen, er begleitete mich, und fragte, warum Du fort gegangen wärest, und sagte, es schmerzte ihn recht sehr. Der Vater fragte bei Tische, wo Du wärst, ich sagte, Du wärst fort gegangen, und Du ließt Dich ihm noch empfehlen. Die Mutter ist gesund, und läßt Dich noch vielmals grüßen, und Du möchtest doch recht oft an uns denken. Sie hat mein Bett in die Balkontube stellen lassen und will alles, was Du uns gelernt hast, wieder mit uns durchgehn. Komm' bald wieder bei uns, mein Holder; bei wem sollen wir denn sonst lernen. Hier schick ich Dir noch Tabak und der Herr Hegel schickt Dir hier das 6te Stück von Poffelt's Annalen.

Lebe wohl, lieber Holder,

ich bin

Frankfurt am Main.

Dein Henri.

28. VON DIOTIMA

Ich muß Dir schreiben Lieber! Mein Herz hält das Schweigen gegen Dich länger nicht aus, nur noch einmal laß meine Empfindung sprechen vor Dir, dann will ich, wenn Du es besser findest, gerne, gerne, still seyn.

Wie ist nun, seit Du fort bist, um und in mir alles so öde und leer, es ist als hätte mein Leben alle Bedeutung verloren, nur im Schmerz fühl ich es noch. — —

Wie lieb ich nun diesen Schmerz; wenn er mich verlassen, und es wieder dumpf in mir wird, wie such ich ihn mit Sehnsucht wieder, nur meine Tränen über unser Schicksal können mich noch freun. — — Sie fließen auch reichlich, wenn ich Abends, schon um neun Uhr, den Tag zu verkürzen, mit den Kindern zur Ruhe mich lege, wenn alles still ist und niemand mich sehen kann. Wie! dachte ich dann oft, soll künftig diese geliebte reine Liebe wie Rauch verfliegen und sich auflösen, nirgends eine bleibende Spur zurück lassen? — Da kam der Wunsch in mich, noch durch geschriebene Worte, für Dich, ihr ein Monument zu errichten, das unauslöschlich die Zeit doch unverändert schonet. Wie mögte ich mit glühenden Farben, bis auf ihre kleinsten Schattierungen, sie mahlen und sie ergründen, die edle Liebe des Herzens, könnte ich nur Einsamkeit und Ruhe finden! so, beständig gestöhrt, zerriffen, kann ich nur Stückweise sie fühlen, suche sie beständig, und doch ist sie ganz in mir! —

Im offenen, freyen Feld ist es mir noch am besten, und ich sehne mich beständig hinaus, wo ich den lieben

Feldberg sehe, der Dich Böser wie eine Wand sanft aufhält, daß Du mir nicht weiter entfliehst! — Komm ich aber wieder nach Hause, ist es nicht mehr wie sonst, sonst wurde es mir so wohl, wieder in Deine Nähe zu kommen, jetzt ist's als gieng ich in einen großen Kasten mich da einsperren zu lassen. Kamen sonst meine Kinder, von Dir, zu mir herunter, wie stärkte es mein oft traurend Wesen, wenn eine sanfte Röhte, ein tieferer Ernst, eine Trähne im Aug, mir noch den Einfluß von Dir verriecht, jetzt haben sie nicht mehr diese Bedeutung für mich und ich muß oft meine Gefühle für sie zurechte weisen. — —

So weit hatte ich schon in den 1 ten 8 Tagen Deiner Entfernung geschrieben, und mein Herz kämpfte mit meiner Vernunft, ob ich wirklich diese Zeilen Dir schicken sollte, oder nicht. Mein Herz siegte, in dem Fall, daß alle andern Beziehungen mit Dir mir abgeschnitten würden, Gelegenheit zu suchen Dir wenigstens Rechenschaft davon zu geben. Denn den Gedanken, so nah wie wir noch zu leben, und nach solcher Innigkeit gar nichts von einander zu hören, und wissen zu wollen, konnte ich nicht fassen; es wäre mir unmöglich, diese Enthaltfamkeit mit Zartheit des Gemüths zu reimen, und ich glaube fast, Du müßtest das von mir erwarten, und hättest, wenn ich schwiege, Ursache mich des Gegentheils zu beschuldigen. Du konntest nicht zuerst schreiben, das fühlte ich wohl, weil ich immer dagegen war. Diese Gedanken bestimmten mich, verdenke es mir nicht, daß ich Dir schrieb, und daß ich Dir klage; wären diese Klagen nicht zugleich Beweise meiner Gefühle, gewiß, Du würdest sie nicht hören.

Jetzt bekam *Henry* Deinen Brief, welcher mich sehr aufrichtete, ich hatte immer nur Deine neue Freyheit und Unabhängigkeit vor Augen, Dein häuslich Leben, Deine stillen Zimmer und Deine grünen Bäume am Fenster. Deinen Brief, diesen lieben Trost, behielt ich aber kaum eine Viertelstunde, indem *H...* ihn mir sehr gewissenhaft zurück foderte, um ihn zu zeigen, und so bekam ich ihn nicht wieder. Ich weis nicht was *H...* bey dieser Gelegenheit alles verbothen wurde, ich fand ihn aber nachher sehr verändert, und er scheute sich Deinen Nahmen zu nennen. Du kamest nach F... und ich sah Dich nicht einmal von weitem, das war mir sehr hart! ich hatte immer auf den Sonnabend gerechnet, doch mußte ich eine Ahndung von Dir haben, denn ich öffnete, am Abend wie Du vorbey giengest, ungefähr um halb 9 Uhr das Fenster und dachte, wenn ich Dich doch im Schein der großen Laterne erblickte. Einige Zeit nachher, als ich *Henry* zum *H...* schicken wollte, antwortete er, es sey ihm nicht mehr erlaubt, ich sagte ihm sehr ernsthaft, daß er ein undankbares Herz hätte, wenn er gegen dieses Verboth gar keine Einwendungen gemacht, und wenn es ihm nicht sehr leid wäre, es half aber nichts, er sagte, er müsse doch gehorsam seyn.

Jetzt wo denn alle Wege der Mittheilung uns abgeschnitten sind, und ich dadurch sehr empöhr't bin, hoffe ich auf den Mann, den Du aus dem Gasthoffs uns schicktest.

Du kannst mir, wenn Du es gut findest, und *Sinclair* einmal hier her kömmt, ihn bitten, wenn es angeht, und Du Dich nicht gegen ihn in ein falsches Licht

setzest, mich zu besuchen, und mir durch ihn den *Hyperion* schicken, wenn Du ihn schon bekommen, es ist mir nicht möglich, ihn für ein paar Geldstücke zu kaufen. Ich werde dann wieder Nachricht von Dir bekommen, wie sehr wird es mich freuen, wenn es Dir gut gehet! —.

Man begegnet mir, wie ich vorher sah, sehr höflich, biethet mir alle Tage neue Geschenke, Gefälligkeiten und Lustparthien an; allein, von dem, der das Herz meines Herzens nicht schonte, muß die kleinste Gefälligkeit anzunehmen mir wie Gift seyn, so lange die Empfindlichkeit dieses Herzens dauret. Denn wer könnte wohl auf den Sturtz seines Freundes sich so genannte gute Tage machen wollen, noch Selbstgefühl und Zartheit behaupten? Aus diesem Gefühl lebe ich also gerne einfacher wie sonst, schränke aus Neigung meine Bedürfnisse ein. Dieser Stolz und dieß Gefühl sind mir lieber als alle Güther der Erde. Gott! meine Liebe! bewahre mich darinn. Ich bin fast immer allein mit den Kindern. Suche ihnen so nützlich zu werden, wie ich kann.

Schon oft habe ich es bereut, daß ich Dir beym Abschied den Rath gab, auf der Stelle Dich zu entfernen; noch habe ich nicht begriffen, aus welchem Gefühl ich so dringend Dich bitten mußte, ich glaube aber, es war die Furcht, vor der ganzen Empfindung unserer Liebe, die zu laut in mir wurde bey diesem gewaltigen Riß, und die Gewalt, welche ich fühlte, machte mich gleich zu nachgiebig; wie manches, dachte ich nachher, hätten wir noch für die Zukunft ausmachen können! hätte nur unser aus einander gehen

nicht diese feindselige Farbe angenommen, niemand hätte Dir den Zutritt in unser Haus wehren können, aber jetzt. O! sage mir Du Guter, wie gehet es wohl an, daß wir uns wiedersehen? sey es auch noch so entfernt? — Dem ganz entsagen, kann ich nicht! Es bleibt immer meine liebste Hoffnung! — — Sinne darauf. Oft werde ich Dir nicht schreiben können, dieser Gelegenheit traue ich höchstens nur einmal. Du wirst durch *S* . . . ein paar Zeilen zurück bekommen. Auch glaube ich, daß es künftig mit der Komödie nicht mehr so oft angehet, man würde es bald merken, weil man nicht gewohnt ist, daß ich bey schlechten Stücken hingehe, und wir wollen doch keine Zuschauer, auch würde es mir zu leid thun, Dich bey schlechtem Wetter unterwegs zu wissen. Wir wollen also, wenn Du es gut findest, diese Einrichtung machen: Du kömmt alle Monath den 1 ten Donnerstag, und wenn es schlecht Wetter ist, den 1 ten darauf folgenden schönen Komödien Tag, und ich richte mich danach.

Da habe ich Dir viel Worte machen müssen, und hätte Dir doch gerne so viel gesagt. Das Rechte kann ich aber nicht ausdrücken, es bleibt tief in meinem Herzen begraben, nur Tränen der Wehmuth können das sagen, und wieder stillen. Du siehest wohl, ich kann die Worte nicht finden! — — Ich binn so verändert, dieser gewaltige Schlag des Schicksaals hat mich ganz in mich selbst gekehrt, ein tiefer heiliger Ernst herrschet durch mein ganzes Wesen, nur oft ist's mir so dumpf, und ich habe keine Befinnung; will ich dann lesen, stehen meine Gedanken still, und wollen nicht weiter, ich kann nur das nöthigste thun, und binn zum ver-

wundern geduldig. Meine Gefundheit ist übrigens gut, nur fehlet es mir an Muth und Tathigkeit, ich binn ein wenig gelähmt, und mögte nur immer so hin sitzen, träumen mögte ich auch! aber auch meine Phantafie will mir oft nicht dienen. O! es wird gewiß besser, wenn ich nur erst weiß, daß die Nachrichten von Dir mir nicht fehlen können, und ich immer einen Gesichtspunct, einen Tag der Hoffnung, vor mir habe, denn die Hoffnung hält uns allein im Leben. — — Das bleibt gewiß, daß ich nie ändere. — —

Soweit schrieb ich am Mittwoch.

Freitag Morgend $\frac{1}{2}$ 10 Uhr

Seit ich Dich gestern sah, ist nichts als der Wunsch in mir lebendig, Dich zu sprechen; willst Du es wagen, bindet Dich kein Versprechen, so komm heute Nachmittag ein viertel nach 3 Uhr, gehe unverstohlen der hintern Thüre, welche immer offen ist, herein, lauffe leicht und schnell die Treppe herauf wie sonst, die Thüre zu meinem Zimmer an der Treppe wird Dir schon geöffnet seyn, die Kinder lernen zu der Zeit im hintern blauen Zimmer und können Dich nicht sehen, wenn Du an der Mauer her gehst, *Wilhelmine* bleibt bey der *M.* im Wohnzimmer, und wir können hoffen, uns eine Stunde ruhig zu sprechen, findest Du es aber unbesonnen oder hast sonst Gründe, verspreche ich sie zu ehren, und mich gewiß in nichts zu ändern. Es bleibt dann bey der Alten Einrichtung, Du kannst es immer noch so machen, mich wirst Du immer finden.

Sollte Dich sonst auch jemand sehen, tuht das gar nichts. Es kann nicht auffallend seyn, wenn Perfohnen,

welche 3 Jahre unter einem Dache lebten, 1 halbe Stunde zusammen zubringen. Das Gegentheil vielmehr.

29. VON SINCLAIR

Nov. 1798.

Muhrbeck machte auf einem Ausflug nach Schwaben Zwilling's Bekanntschaft und war ganz entzückt von ihm.

30. VON DIOTIMA

Abends

Mein Brief hat Dich betrübt, Du Lieber! und Dein Brief hat mich so unaussprechlich gefreut, mich so glücklich gemacht, er zeigte so viel Liebe! O! wie erwiederte sie mein Herz in allen Tönen, wie ich ihn laß, wie warm schloß mein Gemüth an Deines sich an. Und Du! solltest Du vielleicht an [meiner] Liebe zweifeln? sollte mein kalter trockner Brief Dich bekümmert haben, wie hättest Du Unrecht! Könntest Du meinen Schmerz, und meine Thränen sehen bey diesem Gedanken, Du würdest das nicht denken. Doch das ist es auch wohl nicht, was Dich gequält hat, Dir ist wohl bange, daß mein Herz mir stirbt, und ich Dich dann auch nicht mehr lieben könnte. Ich kann mir keinen Begriff machen, welchen Eindruck meine Worte auf Dich machten, ich sah aber Deine Thränen fließen, sie fielen brennend auf mein Herz, ich konnte sie nicht trocknen! — — — betäubt und stumm saß ich den ganzen Abend, und fand diesen Augenblick, mein geklemmtes Herz zu erleichtern, weil ich allein blieb. Ach könnte ich hin zu Dir und Dir

Trost geben! Ich habe kein Geheimniß vor Dir meine Seele! auch ist meine Liebe zu voll, um daß mein Herz mir sterbe. Wenn ich still und trocken bin, so zweifle nur nicht an mir, dann brennt es in der Tieffe und ich muß wie Du mich vor Leidenschaft bewahren. Der Gram zehrt wohl ein wenig, doch die süße heilende Schwermuth kömmt immer vom Himmel zur rechten Zeit, und gießt ihren Segen in's Herz, und verzweifeln werde ich nie an der Natur; auch wenn ich den Tod schon im inneren fühlte, würde ich sagen: sie weckt mich wieder, sie giebt mir alle meine Gefühle wieder, die ich treu bewahrte und die mein sind, die nur der Druck des Schicksaals mir nahm, aber sie siegt, sie bereitet aus Tod mir neues schöneres Leben, denn der Keim der Liebe liegt tief und unaustilgbar in meinem Wesen; ich sage das aus Erfahrung, denn ich weiß, wie immer lebendiger sich mein Herz aus allem Druck hervor gehoben hat. Ach ich weiß nicht Theurer, ob ich den rechten Ton treffe, ich hatte Dir gewiß nichts zu erzählen, wohl viel viel zu sagen, aber was mich drückt, ist nichts anders, als daß ich nicht bey Dir seyn kann. Könnte ich Dir nur die Gewißheit geben, aber ich bin bange, meine leidenschaftliche Sprache wird Dich nicht überzeugen. O laß es! und sey wieder glücklich in Deiner Liebe! Mich freut noch heute Abend der Gedanke, daß ich Dich doch noch gesehen. Gott! wenn Du in dieser Stimmung gegangen wärest! sieh! ich könnte dankend beten, daß der Genius der Liebe mich so unsichtbar leitete! und in diesen Betrachtungen will ich einschlafen und Segen Dir wünschen. — — —

Morgens.

Ich habe gut geschlafen mein Bester, und noch einmal muß ich Dir sagen, wie viel Freude mir Dein Brief machte, und Dir danken für alle die stille Seeligkeit, die Du mir bereitet; ach ließ Du meinen Brief nicht mehr, wenn er Dich bekümmert hat, und halte Dich an den vorletzten, der Dir so lieb war; ich mußte gestern noch viel über Leidenschaft nachdenken. — — — Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! — — fühle es mit mir! diese suchen wäre Tohrheit. — — Mit einander sterben! — — — — Doch still, es klingt wie Schwärmerey, und ist doch so wahr. — — ist die Befriedigung. — — — Doch wir haben heilige Pflichten für diese Welt. Es bleibt uns nichts übrig als der seeligste Glaube an einander, und an das allmächtige Wesen der Liebe, das uns ewig unsichtbar leiten und immer mehr und mehr verbinden wird. — — —

Stille Ergebenheit! Vertrauen auf das Herz, auf den Sieg des Wahren und Besten, dem wir uns hingegen. Und wir könnten untergehen? — — — Dann, ja dann müßte alles aus dem Gleichgewichte kommen und die Welt in ein Chaos sich verwandeln, wenn nicht der nehmliche Geist der Harmonie und Liebe sie erhielte, der auch uns erhält; lebt er ewig in der Welt, warum! wie! könnte er uns verlassen. Dürfen wir uns wohl mit der Welt vergleichen? und doch kann es nicht anders in uns seyn. Wie im Großen, so im Kleinen. Und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinig-

keit in unserer Brust hegen, wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit rufft? — — — O gewiß nicht mein Bester! wir können nicht unglücklich werden, weil diese Seele in uns lebt. Und ich weis es, der Schmerz wird uns nur besser machen und uns inniger verbinden.

Darum gräme Dich auch jetzt nicht, daß Du mich traurig machtest, sieh, es ist ja alles vorbey, wenn Du wieder ruhig bist, und ich habe mich stark gefühlt. Noch muß ich Dir sagen, daß mein Vertrauen zu Dir ohne Gränzen ist; wie Du bist, wie Du es machst, ist es mir stillschweigend recht, ich frage selbst nicht warum. Du kamst die vorige Woche nicht, Du sagtest gestern nicht, daß Du noch hier vorbey kommen wolltest, daß Du heute Morgen noch einmal kommen wolltest, wenn ich Dir in meinem Brief es gleich vorgeschlagen. Ich kann Dich versichern, daß es mich im geringsten nicht irrte, so glücklich war ich durch Deinen Brief, und ich dachte nur: es ist gewiß Liebe, und fragte nicht weiter, und in dem Glauben an diese muß man das unerklärliche ehren. O mein Bester! Lieber! sey wieder ruhig, sey heiter, und bringe mir das einzig seelige Gefühl, daß Du zufrieden bist. Und gieb auch mir meine Ruhe wieder, dann gewiß, dann werde ich glücklich seyn. — — — — —

31. VON DEM BRUDER

.
daß dieß Deine eigentliche Absicht gewiß nicht seyn werde, und Du seiner Zeit schon mehr aus der Fülle Deines Reichthums geben würdest. — Er gab mir viele herzliche Grüße an Dich auf.

Conz ist ein lieber Mann, und seine anspruchslose Ruhe, das sichere Kennzeichen eines edeln Characters, muß ihm auch die zu Freunde machen, die ihn noch nicht genau kennen.

Es thut mir leid, daß ich ihn nur kurz und im Geräusche eines Balls zu Vaihingen, dem ich anwohnte, sprechen konnte, ich werde ihm zu lieb aber nächstens nach Ludwigsburg reifen. —

In dem Briefe, den mir die l. Mutter zum Einschluß an Dich zufandte, wirst Du sehen, daß Dir eine Hofmeister Stelle in Heilbronn angetragen wird. Würde ich Dir nicht die Unabhängigkeit, in der Du gegenwärtig lebst, zu sehr gönnen, und nicht selbst hoffen bald durch eine Veränderung meines Verhältnisses in Deine Nähe zu kommen, so würde mich das Verlangen, nahe bei Dir zu seyn, beinahe zu dem Wunsch hinreißen, daß Du diesen Posten annehmen mögest. Aber Deine Ruhe ist mir lieber als die Befriedigung meiner Wünsche, und deßwegen verliere ich kein Wort über diesen Vorschlag. —

Aber jetzt, mein Lieber, wirst Du satt haben an meiner Unterhaltung, der Du es angesehen haben wirst, daß ich sie größtentheils niederschrieb, wenn die Nacht mir noch einige ruhige Stunden gewärte, um mich aus dem Staub meiner Acten zu erheben, und dem Gedanken an Dich, mein Bruder, nachzuhängen.

Lebe Du nun wohl, und laß mich bald wieder etwas von Dir sehen; grüße mir unsern theuren Freund *Sinclair*, und empfehl mich seiner fernern Freundschaft.

Ewig

Dein *Carl*.

32. VON DIOTIMA

Morgen nach 10 Uhr erwarte ich Dich. Bitte mit mir den Genius unserer Liebe um eine ruhige Stunde. Sollte es nicht möglich seyn, kennst Du das Zeichen; dann nach 3 Uhr. Mit Sehnsucht erwarte ich die Stunde! — schlafe sanft und laß mein Bild Dich umschweben. Habe Muth, ich binn auf alles vorbereitet, und es wird gewiß alles gut gehn. Morgen bekömmst Du auch einen langen Brief von mir, und Du bringst mir gewiß auch etwas Liebes mit, wie freue ich mich schon — —

33. VON DIOTIMA

Wir werden uns morgen nicht sehen, theurstes Herz! wir müssen uns gedulden und auf bessere Zeiten warten. Wir haben den lange gefürchteten Besuch in's Haus bekommen. Wie es mich schmertzt, daß ich Dir nicht mündlich sagen kann, wie sehr ich Dich liebe, ist unbeschreiblich. Liebe Du mich auch immer, treu, wahr, und warm, und laß das unerbittliche Schicksaal mir nichts rauben! — — —

Alle Ungewitter des Himmels zogen wieder über mich auf! Den Abend nach unserm letzten Wiedersehen brach unser Wagen zusammen, ich bekam eine Contusion am Arm, die mich lange zu Hauße hielt.

Morgends darauf erfuhr ich, daß mein Bruder auf der Jagd durch das Bein geschossen worden. Und beyde mal kam Dein Brief in unrechte Hände, sie wurden mir aber sogleich übergeben, und es hatte weiter keine Folgen, als daß ich 8 Tage die gewohnte

Begegnung dulden mußte, welche mein leidender Zustand doch milderte.

Denke nur nicht Lieber! daß das Schicksal unserer Liebe mich empöhen, oder gänzlich nieder drücken mögte. Ich weine wohl oft bittere, bittere Tränen, aber eben diese Tränen sind es, die mich erhalten; so lange Du lebst, mag ich nicht untergehen. Fühlte ich nicht mehr, wäre die Liebe aus mir verschwunden, und was wäre mir das Leben ohne Liebe, ich würde in Nacht und Tod hinabsinken. So lange Du mich liebst, kann ich mich nicht verschlimmern, Du hältst mich empor und führst mich den Weg zur Schönheit! Habe Glauben an mich, und baue fest auf mein Herz. So lebe denn wohl bestes theurstes Herz, und denke wie ich, daß unser liebstes innerstes Wesen unveränderlich sich gleich bleiben und sich angehören wird.

Nächsten Monath wirst Du es wohl wieder wagen, Du kannst dann vielleicht durch *H...* hören, ob ich wieder allein bin.

34. VON SINCLAIR

R a s t a d t , 8. F e b r. 99.

Muhrbeck ist von seiner Reise zurück. In kurzem, vielleicht in acht Tagen, kommen beide auch nach Homburg.

Daß Du nichts von Agis schreibst und daß Du mir überhaupt nur einmal schreibst, läßt mich ahnden, daß Du stark daran gearbeitet hast, und daß uns viel Vergnügen bevorsteht, wenn wir das hören, was Du, entfernt von uns, aber doch manchmal an uns denkend, geschrieben hast.

35. VON DIOTIMA

Wie gerne, Lieber! möchte ich Dir treu erzählen, wie ich die traurigen Tage unserer Trennung zugebracht, wenn nur nicht die Wiederholung dieser Zeit für mich so peinlich wäre. Seit einigen Tagen bin ich wieder allein, und es ist schon etwas besser. Das schlimmste war, daß ich mir keine einsame Viertelstunde zusichern konnte, und ich auch selbst, wenn ich allein war, meine Gefühle so gewaltsam zusammenpressen mußte, damit meine nassen Augen mich nie verrathen und zu lästigen Fragen Anlaß geben möchten. Aber die ersten einsamen Stunden waren für mich schrecklich, nun wollte ich mich meinem Gefühl wieder ganz überlassen. Ich durfte auch das nicht, denn die Sehnsucht nach Dir wurde so groß, daß ich mir nicht zu helfen wußte, und ein gewaltiger Kampf in mir entstand. Ich suchte mit allen Kräften dein verlöschendes in mir gewordenes Traumbild mit lebendigen Farben wieder in meine Einbildung zu rufen. Ach! es war mir verfast, ich fühlte, den Wunsch und die Ohnmöglichkeit zugleich, ich dachte wohl an Deine Briefe, Deine Bücher, Deine Haare, aber ich wollte keine Hülfe, wollte ganz aus mir selbst Dich in mir erneuen. Doch mein töhricht Herz mußte bald vor der Vernunft erröthen, und Entschuldigung finden. Einige Tage nachher kramte ich mir Deine lieben Sachen und Briefe von ältern Zeiten aus, die mir damals als ich Dich noch hatte wenig waren, und wovon nichts mehr in meinem Gedächtniß war, welch einen Schatz von lieben Worten, welch einen Trost,

welch ein lieblich Bild von Dir fand ich darinn, wie lockten sie liebliche Tränen der Zärtlichkeit mir in's Auge, wie stärkten sie mein Herz, wie halte ich mich jetzt daran in jeder bangen Stunde. Aber ach! das ist Vergangenheit! — Was ist Gegenwart? — was Zukunft? — — — — Jetzt frage ich mich mit jedem Tage: „Wie muß ein vereinzelt Wesen, in sich, und durch sich selbst bestehen, welches die Liebe zu einem edlen und schönen Wesen erhoben?“ — Träumen möchte ich immer, doch träumen ist Selbstvernichtung! Selbstvernichtung Feigheit! — — Fühlen! — Mein Herz fühlt noch in dieser armen, alles tödenden Zeit lebendig und warm, sehnt sich nach Wirklichkeit, nach dem Wiederhall der Liebe, nach Mittheilung, Einklang, Harmonie! Seligkeit! soll ich es tadeln? Doch rufft jedes Gefühl in mir meine ganze Sehnsucht, vermischt mit tausend Schmerzen, zurück. Selbst durch meine tiefsten Gedanken finde ich nichts Wünschenswerthes, als die innigste Beziehung der Liebe. Denn was kann uns leiten durch dieß zweydeutige Leben und Sterben, als die Stimme unfers bessern Wesens, welches wir einer gleichen liebenden Seele anvertrauen, diese Stimme, die wir aus uns selbst nicht immer hören können. Verbunden sind wir stark, und unwandelbar, im Schönen und im Guten, über alle Gedanken hinaus im Glauben und im Hoffen. Aber diese Beziehung der Liebe bestehet in der wirklichen Welt, die uns einschließt, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu; eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen, keine Nahrung und Hoff-

nung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerey werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohltätige Wirkung auf unser Wesen würde aufhören. Da ich dieß alles klar vor Augen habe, und es so schwer ist aus der Dumpfheit herauszufinden, sollte ich mich selbst noch täuschen und in Schlummer wiegen, — — — Soll ich träumen! soll ich mein Herz verstocken! soll ich anders denken! — — Wozu ich dieß alles frage Lieber! — „Ich habe ja Dich noch!“ Ach! weil seit dem Tage unserer Trennung eine Angst in mir ist, daß einmal alle Beziehungen zwischen uns aufhören möchten, weil ich über die Zukunft keine Gewißheit habe, über Deine künftige Bestimmung, ich zittre für die Zeit der Revolutionen, die uns nahe seyn kann, weil vielleicht sie uns für immer von einander reißt. Wie oft tadle ich Dich und mich, daß wir so stolz alle Beziehungen uns ohnmöglich gemacht, uns nur auf uns selbst verlassen haben, wir müssen jetzt vom Schickfaal betteln, und durch tausend Umwege einen Faden zu leiten suchen, der uns zusammen führt. Was wird aus uns werden, wenn wir für einander verschwinden sollten? — — —

Noch könnte ich mich nie beruhigen, wenn ich denken müßte, daß ich Dich ganz der Wirklichkeit entrückt, Du Dich mit meinem Schatten begnügen wolltest, daß Du durch mich vielleicht Deine Bestimmung verfehlt, wenn ich von Dir darüber gar nichts mehr hörte und beruhigt würde. Wenn es seyn muß, daß wir dem Schickfaal zum Opfer werden, dann versprich mir Dich frey von mir zu machen

und ganz zu leben, wie es Dich noch glücklich machen, Du nach Deiner Erkenntniß Deine Pflichten für diese Welt am besten erfüllen kannst, und laß mein Bild kein Hinderniß seyn; nur dieses Versprechen kann mir Ruhe, und Zufriedenheit mit mir selbst geben. — — — — So lieben wie ich Dich, wird Dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr (verzeihe mir diesen eigennützigem Wunsch), aber verstocke Dein Herz nicht, tuhe ihm keine Gewalt, was ich nicht haben kann, darf ich nicht neidisch vernichten wollen. Denke nur ja nicht Bester, daß ich für mich spreche, mit mir ist das ganz anders, ich habe meine Bestimmung zum Theil erfüllt, habe genug zu thun in der Welt, habe durch Dich mehr bekommen als ich noch erwarten durfte. Meine Zeit war schon vorbey, aber Du solltest jetzt erst anfangen zu leben, zu handeln, zu wirken, laß mich kein Hinderniß seyn, und verträume nicht Dein Leben in hoffnungslose Liebe. Die Natur, die Dir alle edeln Kräfte, hohen Geist, und tiefes Gefühl gab, hat Dich bestimmt, ein edler vortrefflicher glücklicher Mann zu werden, und es in allen Deinen Handlungen zu beweisen. Doch, noch leuchtet uns die Hoffnung für unsere geliebte Liebe, laß uns sie pflegen und erhalten, so lange wir nur können. Eine Stunde, voll Seeligkeit des Wiedersehns, und Hoffnung in der Brust, sind genug, ihr Leben auf Monathe lang zu erhalten. Laß uns die Augen nur nicht zudrücken, und uns überraschen lassen vom Schickfaal, damit wir das Nöthigste und Beste thun können. Beruhige mich, wenn Du kannst, über die Zukunft. In der Mitte des May kömmt mein Bruder

(der wieder völlig hergestellt ist), wenn die Kriegs-
unruhen es nicht ganz verhindern, während dieser
Zeit sehe ich noch nicht ein, wie es möglich ist eine
Beziehung zwischen uns zu unterhalten, weil ich nicht
wissen kann, wenn ich allein feyn werde, und es mich
in beständiger Spannung und Sorge erhalten würde.
Wenn Du einen Weg der schriftlichen Mittheilung
zwischen uns erfinden könntest, der nicht ängstlich
und gewagt wäre, Du würdest mir eine Wohlthat er-
zeigen, denn es ist zu meiner Ruhe doch so nöthig zu
hören, wie Du lebst. Wenn ich wieder allein binn
(denn ich werde in keinem Fall mich zu einer Reise
bewegen lassen, wenn es nicht in einer kurzen Zeit ist,
während welcher wir uns doch nicht sehn könnten),
machen wir es wieder wie bisher. Du sprachest von
anderthalb Jahren, ich zittre, wenn ich denke, daß
über ein halbes schon vorbey ist, wie wird, wie kann
es kommen? was würde wohl für Dich am besten
feyn? — Wenn Du mir darüber Deine Ahnungen
mittheilen wolltest! vor meinem Sinne ist alles Schwarz,
und das Schrecklichste wäre, wenn unter dem harten
Schicksaal unsere zarte Liebe auch ersticke, wenn es
endlich dumpf werden müßte in unserer Brust, unser
Leben dahin wäre, und doch trostloses Bewußtseyn
uns übrig bliebe. Verzeihe! mein Bester! daß ich Dich
in diese schwarzen Gedanken mit hineinziehe, für
Dich sollte alles nur Süß feyn, einen Himmel möchte
ich Dir geben, alles entfernen, was Dich stören könnte;
aber ich fühle es, unsere Liebe ist zu heilig, um daß
ich Dich täuschen könnte, ich bin Dir Rechenschaft
schuldig von jeder Empfindung in mir, Du weißt, daß

ich leicht trübfinnig bin, vielleicht kommt es noch besser, und wie wollen wir dem Schickfaal danken für jede Blume, die wir mit einander finden. Wenn es mir nur nicht so schwer würde Dir zu schreiben. Nehme ich in dieser Absicht die Feder, öffnet sich mir eine Welt, voll Gedanken und Gefühlen, ich mögte alles auf einmal sagen, und kann keine Ordnung hienein bringen, ich fürchte Unfinn zu schreiben. Dann, sind mir meine Worte wieder zu prosaisch, und mischt sich meine Phantasie mit ein, denke ich, es wäre nicht so wahr was ich sagte. Am Ende möchte ich alles wieder zerreißen. Du verstehest mich wohl besser, wie ich selbst, und fühlst auch noch was ich nicht sage. — — —

Ich muß Dir doch etwas von den Kindern sagen. Du weißt schon, daß sie in meinen Augen sehr verloren haben, seit Du nicht mehr sie bildest, und auf sie wirkst, daß ich mir nicht mehr so viel von ihnen verspreche. Es ist für mich sehr schwer, allen den schiefen Eindrücken entgegen zu arbeiten, welche sie bekommen, und oft muß ich es gehen lassen, ich verlasse mich dann, zum Trost, auf ihre reißende bis jetzt ungetöhrte Vernunft, die sie selbst zurückführen wird von allen Irrungen, in die sie gerathen können, oft denke ich auch, wenn ihre Moralische Bildung zu sehr verfeinert würde, sie dann auch in ihrer Welt wohl ihr Element nicht finden möchten, daß die Erziehung unserer Laage ein wenig anpassen muß. An *Henry* ärgert mich am meisten, daß, weil er so auf einmal sich frey fühlte, er so gerne den Herrn spielt, immer vorlaut ist, mit so großem Eiffer an allem Sinn-

lichen hängt, und übrigens in seiner Arbeit etwas faul und nachlässig ist, man muß ihn beständig treiben, und aller Ehrgeitz scheint ihn verlassen zu haben. Ich wünschte zu seinem Besten, daß er von hier fort käme, der Boden hier taugt für ihn gar nicht, da man ihm zu sehr dient und schmeichelt, und er zu wenig die Wahrheit in sanften Ausdrücken hört. Ich wünschte Deine Meinung darüber zu hören! —

Die beyden Mädchen sind auch etwas roher geworden, aber doch noch gute Kinder, ich baue oft meine Hoffnung auf die kleine Male, weil wir bey ihrer späteren Erziehung die Fehler einsehen werden, die wir machten, ich tadle mich aber auch wieder, meiner Partheilichkeit diese Nahrung zu geben. Sie ist wirklich ein herziges liebenswürdiges Kind, seit 14 Tagen laufft sie wieder und dieß freut mich so sehr. Wir haben auch den Herr Hadermann angenommen, ein sehr langweiliger Religiöser Schwätzer, den ich nicht eine Viertelstunde ohne Ungeduld anhören kann. Talente werden sie genug bekommen, aber für ihre Charakter Bildung, und innern einzigen Wehrt, ist mir oft sehr bange. Meine Gegenwüirkung auf sie wäre doch nicht stark genug, wenn ich auch immer im Stande wäre das Beste für sie zu unterscheiden, und auch selbst dieß ist mir fast unmöglich.

Nun noch, wie ich denke, künftig meine Zeit hinzubringen. Diesen Winter war es vielleicht gut, daß ich nicht viel allein war, denn oft habe ich Tage, wo ich ganz aus dem Gleichgewichte binn, nur bey den Gedanken an Dich stürzen Tränen mir aus den Augen, ich muß mich zwingen, und

fuche Gesellschaft, um daß ich gehalten werde, ich habe den ganzen Winter mir selbst zur Last herum geschwärmt, aber das muß jetzt anders werden. Selbst kein ernsthaft Buch konnte ich lesen, weil mein Kopf sich fast immer etwas müde fühlte. Ich will versuchen, ob ich die Musik mir wieder an's Herz legen kann, der Frühling wird mir liebliche Beschäftigung im Garten geben, (an den ich mich freylich erst wieder gewöhnen muß) und Dein lieber *Hyperion* wird meinen Geist beleben, wie freue ich mich schon darauf! — Du hattest mir auch noch einige Recepte versprochen! Du wirst doch Wort halten? — Du bathest mich auch Dir einige meiner Gedanken und Ideen zu Worten zu bilden. Lieber! alle meine Äußerungen gehören nur Dir. Mein Geist, meine Seele spiegeln sich in Dir, Du giebst was sich geben läßt in so schöner Form, als ich es nie könnte, und der Genuß, daß ich den Beyfall fühle, den man Dir geben muß, ist mir mehr als die Befriedigung meiner ganzen Eigenliebe.

36. VON SCHMID

Basel, 29. März 99.

Darin über *H.'s* Leid: Aber Du sollst nicht traurend zürnen mit der Welt, Künstler; froh in Deinem inneren Schöpfer sie lassen, wie sie ist, die ewig gleiche und immer andere; und doch sie zusammenstürzen und göttlich verändert in allen ihren Theilen sie wieder aufrichten durch Deine Töne, oder Pinsel, oder wie Du willst.

Über das Drama, das er unter *H.'s* Händen hat.

Wie wahr, Theuerster, daß die Dichterseele und zwar in einer Stärke, wie keine andere, alle Elemente der Menschheit in sich bewahren muß . . . Allseitigkeit ist der Charakter der großen, wahren, unvergänglichen.

Gotta sage ihm, er wolle den Verlag seiner Poesie übernehmen. Vor der Hand aber wolle er sehen, was aus einem Vorschlag in Berlin werden würde. — Vielleicht lasse er auch bis gegen die Herbstmesse eine Sammlung von kleinen Gedichten mit wenigstens einem Theil eines größeren Gedichts, in mehrere Bücher abgetheilt, drucken.

So despotisierend willkürlich er in Basel lebe, sei ihm doch der Gedanke an Hofmeisterei schon zum Ekel. Er sei sehr neugierig, wie er sich durchbringen werde.

Sein Vater schreibe ihm mit Wärme von H.s Besuch. Jetzt wird uns, nach dem Anschein, der Kriegslärmen freundliche Plane von Zusammenleben verderben. Er würde ihn sonst einladen, einige Monate mit in die franz. Schweiz zu gehen.

Denk! ich bin so ungeduldig und begierig, einige Feldzüge mitzumachen, daß ich wirklich ernstlich dem *Sinclair* schreibe, wie sich meine Wünsche am besten realisiren ließen. Das Erhebende des Kriegs und die mannigfaltigen Situationen, in die er uns setzt, haben viel Reizendes; und die Betrachtung der Lumperei des menschlichen Lebens, wo alles darin besteht, daß es die Organisation gewisser Maschinen (geistigerer und irdischerer Art) so will, wolle er eine Zeitlang, in beständiger Abwechslung von Freud und Verdruß, genießen.

Ich freue mich recht kindlich auf Dein Bildniß. Schick mirs doch nur bald; mit einigen herrlichen Lauten Deiner Seele begleitet.

37. VON DIOTIMA

Dienstag den 12ten März

Dein lieber Brief, und Dein Wunsch gab mir gestern den Gedanken, Dir auch eine Art von Tagebuch zu schreiben, wenn ich es nur ausführen könnte! Ich binn nur so wenig ungestört; wenn ich es verstohlen thun muß, ist eine Art von Angst in mir, die mich hindert die rechten Worte zu finden, so oft werde ich aus meinen Gedanken gerissen und werde dann leicht verdrißlich. Doch will ich es versuchen, und jede ruhige Minute nutzen, nur muß Du auf keinen Zusammenhang rechnen.

Gestern, wie Du fort warest, fühlte ich so ganz die gemischte Empfindung von Schmerz und Freude und banger Ahndung der Zukunft, ich nahm gleich Deinen Brief, konnte aber nur Worte lesen, das Herz klopfte mir gewaltig dabey, den Sinn konnte ich nicht heraus bringen, und mußte ihn spaaren für eine stillere Stunde. Ich gieng dann in die Luft, um mich wieder zu finden. Nachmittag's schien die Sonne mir so lieblich in's Zimmer, und besänftigte mich ganz, als redete sie mir zu mich zu stillen, ich fühlte nun die Geduld in mir, Deinen Brief Wort für Wort zu lesen, schickte die Kinder alle in den Garten, und blieb so mit Dir allein. Es war eine glückliche Stunde! — Mein dankbares Herz klagte auch nicht über die Tränen, die Dein Brief in mir hervor rief, ich hörte nur in mir: Er lebt! ist mir nahe! liebt mich treu! heute ist ein glücklicher Tag! — —

Wenn nachher die bange Zukunft mich stören wollte, tadelte ich mich darüber, ich sagte mir, Men-

fchen in ihrer kindlichen Religion würden es für Sünde halten, das Vertrauen in diesem Grade zu verliehren, und nicht auf ihren Gott zu bauen. Warum sollte denn nicht für uns eine geheime uns unbekante Macht unfer Schickfaal auch gütig und tröstend lenken, warum müßten wir verzweifeln! — — — Ist es auch recht, das Schwartzeste nur zu denken? — — Kann es denn nicht noch besser kommen, wie wir meinen? — Oder, haben wir allsehenden Verstand genug, unfer ganzes Schickfaal vorher zu wissen? — Bestimmt nicht oft ein kleiner Zufall unfer Glück oder Unglück? — Wir find ja noch in der Welt dem Zufall unterworfen, sollte er uns denn nicht auch glücklich seyn können? Wir mußten uns finden, und freuten uns oft innig darüber, sollten wir uns denn nicht wieder finden, und wieder freuen können? — — —

Nachmittags

Ich kann das Wort Zufall, welches ich geschrieben, nicht wieder aus dem Kopf bringen, es gefällt mir nicht, klingt so klein, und kalt, und doch finde ich kein anderes. Könnte man nicht auch sagen, die geheime Verkettung der Dinge bilde für uns etwas, das wir Zufall nennen, was doch aber nothwendig ist? Wir können wegen unserer Kurzsichtigkeit davon gar nichts vorher sehen, und erstaunen, wenn es anders kömmt wie wir meinten. Doch gehen die ewigen Naturgesetze immer ihren Gang, sie sind uns unergründlich, und eben darum tröstlich, weil auch das uns noch geschehen kann, was wir nicht einmal ahndeten, und entfernt hofften.

Heute Morgen fand ich in einem kleinen französischen Roman eine schöne Stelle, die mir auf's Herz fiel, deswegen will ich Dir sie abschreiben: „Die Religion wäre sicher aus dem Unglück hervorgegangen, wenn nicht zärtere Seelen sie in der Dankbarkeit gefunden hätten.“ — — — — —

Den 14ten März

Die Landschaft habe ich gefunden, Lieber! Ich wollte mich nach unserer ersten Trennung dem ganzen Schmerz darüber nicht entziehen, er war mir lieb und willkommen, ich gieng zwey Tage nach Deiner Abwesenheit noch einmal in Dein Zimmer, wollte mich da recht ausweinen und mir einige liebe Reste von Dir sammeln, ich schloß Deinen Schreibpult auf, fand noch einige Stückgen Papier, ein wenig Siegelack, einen kleinen weißen Knopf, und ein hartes Stück Schwartzbrod, ich trug das alles lange wie Reliquien bey mir. Eine Schublade vom Comode war in's Schloß gesprungen, ich konnte sie nicht aufbringen, ich ging zurück, vor der Tühre begegnete mir *Henry*, er sagte wehmüthig: „aus diesem Zimmer hast Du schon viel verlohren! erst Deine Mutter, und dann auch Deinen Hölder! Du magst es gewiß nicht mehr leiden!“ — — — Das ergriff mich stark, doch augenblicklich tröstete mich der Gedanke an Dein Leben und gab mir etwas Süßes in meine schwermüthige Seele, so ging ich hin. — — Einige Tage nachher ließ ich die Schublade auf machen, und fand da die Landschaft, ach! sie erfüllt mich mit Trauer! Ich zeichnete in meiner Einfalt eine Grabstätte zu der Zeit,

wie ich Dir sie gab, und mit Dir die Kupferstiche alle durchblättert, welche eine Seeligkeit, welche eine Hoffnung war da in mir, die mir unendlich schien! Und jetzt soll es doch damit vorbey seyn! — — — Ich weiß nicht, ob ich Dir sie wieder gebe, alle diese Gedanken möchten Dich auch wie mich gestern Abend im stillen ergreifen und erschüttern! — — — — —

Den 19ten März

Ich war wieder einigemal mit den Kindern spazieren, es stärkte und erheiterte mich immer, einmal sah ich am Berge in der Beleuchtung der milden Sonne mein liebes *Homburg*, wie seegente mein Aug diese stille Gegend, und das unbekante Stübgen, wo Du wohnest, wie eilten meine Gedanken zu Dir hin, und berührten Dich gewiß, denn ich meinte, daß Du an so schönen Frühlings Tagen mich auch immer im Sinne haben mußt, und mich näher fühlen, wie ich Dich! — — Doch, wie schreckten meine Gedanken mich, ach! bald werd ich auch von dieser lieben Gegend scheiden müssen, meine Augen werden nicht mehr gerne dahin sich kehren, ich werde sie wegwenden, so schwindet denn alles! —

Nicht einmal eine Vorstellung von dem Ort, wo Du wohnest, werd ich haben! Sieh! Lieber! darinn hast Du es doch viel besser. Du weißt, wo Du mich immer wiederfinden kannst, kennst alle Kleinigkeiten um mich herum, indeß wenn ich Dich denken werde, Dein Bild in einem undurchdringlichen Nebel mir erscheinen wird auf Augenblicke nur, wenn Du mir nicht zuweilen ein Bild giebst von dem, was Dich umgiebt, und auch selbst von den Menschen, mit wel-

chen Du in Verbindung kommen wirst. Tuhe das immer, wenn Du kannst. Ich wünsche nichts so sehr für Dich, als daß immer, wo Du auch seyn magst, Du einen Freund findest, gegen den Dein Herz nicht stumm zu seyn braucht, und in dessen Umgang Du Mittheilung und Nahrung für Deinen Geist findest. Denn mein Lieber! Du bist zu reich an Kräfte, und immer zu voll, um für Dich zu bleiben und nur auf Dich zu beruhen. Dir ist es Bedürfnis, Dich mitzutheilen, und aus Deinem besten Wesen zu sprechen; wenn Du zuweilen so mismuthig bist, fehlt es nur daran, daß Du nicht verstanden wirst, und Dich dann selbst nicht siehst, und an Dir zweiffelst. In dieser Noth aber kömmt Du leicht in Gefahr, die unrecten Menschen zu wählen, und nur dafür warne ich Dich! nimm mir das nicht übel, es kömmt sicher aus gutem Herzen.

Du wünschst auch von mir zu hören, wie ich den ganzen Tag über mich beschäftige; diese Erzählung wird sehr einfach seyn. Ich binn beynahe immer in meinem ruhigen Stübgen, wo ich arbeite und nähe oder stricke, die Kinder, wenn sie keine Stunden im Nebenzimmer haben, lärmen um mich herum, aber es stört mich bald nicht mehr in meinen Gedanken, welche oft bey Dir, oder doch immer in Beziehung mit Dir sind, oft schreibe ich Dir ganze Briefe! Da gehet es aber in meinem Kopf so durcheinander, daß man auf dem Papier keinen Zusammenhang darinn finden könnte, oft drängt es mich an den Schreibpult zu gehen, aber ich fürchte mich, und muß erst einen Augenblick von Stärke abwarten, oft verschließt sich auch mein Wesen so sehr, daß ich keinen Ton hervor-

bringe, und so kann ich nicht so oft schreiben wie ich mögte, denn es liegt für mich wirklich ein Genuß darinn und ich bin nachher viel ruhiger, und auf Tage lang wird mir alles leichter. Die Gesellschaft der Menschen ist mir so wenig, und oft ist mir doch die Einsamkeit zur Last, so sehr, daß ich das gleichgültigste Gespräch vorziehe. Doch es ist nur wie Täuschung, und am Ende gestehe ich mir immer, daß ich herzlich froh bin wieder allein, ohne Zwang zu seyn. Mit dem Lesen will es noch nicht recht gehen! zu dem ernstesten Nachdenken gehört, wie ich meine, ein vollkommen ruhig Gemüth, ein gesetztes sorgloses Wesen! ich brauche jetzt mehr mich in Schlummer zu wiegen, und daher paßt mir ein interessant erzählter Roman mehr an, als die schönsten Schriften unserer Zeit. (Beim Durchlesen fällt mir ein, daß Du Deinen lieben *Hyperion* auch einen Roman nennst, ich denke mir aber immer dabey ein schönes Gedicht.)

Selbst nur das, was ich nicht genug achte, um mich dadurch in's Nachdenken bringen zu lassen, was ich bloß als Unterhaltung und Zeitvertreib ansehe, taugt mir mehr. Daher gerathe ich auch zuweilen an die Romane von dem Herrn *la Fontaine*, wenn mir eine Stelle nicht gefällt, nehme ich mir nicht übel, das Buch in die Ecke zu werfen. — — Gute, schöne Bücher in einer dazu nicht passenden Stimmung zu durchblättern, und nicht mit ganzer Aufmerksamkeit zu lesen, halte ich für Entweihung, sie gehören nur dem, der sie ganz fühlt, und verstehen kann.

So weit hatte ich geschrieben und wurde unterbrochen. Ich konnte seitdem nicht dazu kommen.

Den 26ten März

Die Festtage sind überstanden! und das ist mir immer lieb! weil es ruhiger um mich wird. Den Sonntag morgend ging ich einmal wieder in unsere Kirche, die Predigt konnte wie natürlich meine Aufmerksamkeit nicht fesseln, und ich dachte nur an Dich und träumte mir Dein Bild, ich sann auf einen Plan, Dich künftig, wenn wir die Stadt verlassen, zu sehen, ich glaube die beste Art gefunden zu haben und werde sie Dir zu Ende meines Schreibens mittheilen. Nachmittags gingen wir hinaus, in unsern Garten, mit einer kleinen weiter nicht sehr interessanten Gesellschaft. Die Luft war so heiter und klar, wie es in meinem Gemüthe ist, wenn eine Freude darinnen nachtönt, oder eine gegründete Hoffnung mich belebt, dießmal war es nur außer mir so! — — Ich sehe jedesmal, wenn ich hinausgehe, mechanisch nach dem Seitenfenster und es ist mir immer lieb, wenn es verschlossen ist, damit es mich nicht täuscht. Es waren auch einige Hamburger von unserer Gesellschaft, die hier auf die Messe sind, die dann das Gespräch auf meinen Bruder brachten, sie sagten, er würde wohl von hier, wegen seiner Gesundheit, nach Pirmonth reisen, seine Frau würde er hier lassen. Ob er wohl meint, daß ich mit ihm gehen soll? — — In dem Fall, daß ich Dich doch nicht sehen könnte und nichts von Dir zu erfahren wüßte, würde ich mich darauf befinden, aber wenn ich weg ginge, und wir würden dann vom Schickfaal getrennt, der Faden zwischen uns ganz abgeschnitten, würde ich mich nicht zu trösten wissen, jeder Schritt würde mich gereuen. Die

Gedanken vom Reifen setzen mich oft in Verlegenheit, und doch mögte ich um alles meinem guten *Henry* nicht wehe thun. Nur in dieser Absicht kann ich von hier weg gehen, wo es mir doch immer lieber ist, als in der weiten Welt, wo Du nicht mit mir warfst. Und der Schmerz der mir

.
.

will um diesen Preiß gerne lange warten, wenn ich dann nur zuweilen von jemand hören könnte, daß Du gesund bist. Nenne mich nicht mistrauisch, das bin ich gewiß nicht. Du weißt aber wohl, Lieber! daß man gegen das Mistrauen nicht genug sich sichern kann. Um dann künftig uns wiederzusehen, und ohne Nachricht uns nicht zu verfehlen, muß ich mit Dir einen Tag bestimmen, von wo ich anfangen zu rechnen, wenn Du alle Jahr einmal kommen willst. Du wirst mir wohl immer so gegenwärtig bleiben, daß Deine Erscheinung mich nicht erschrecken wird. — — — — —

— — — — —

Sonntag den 31ten Abends 9 Uhr

Ich bin ganz allein, und kann nicht schlafen gehen, ohne Dir bestes liebstes Herz, gute Nacht zu sagen. Könntest Du jetzt fühlen, wie innig ich Dich fühle, wie die heiligsten Momente unserer Liebe vor meiner Seele schweben! wie glücklich würde ich seyn! wenn ich das wissen könnte! — Schlaf sanft, und süß, mein Bild umschwebe Dich! — — —

Den 2ten Aprill Abend's

Ich bin wieder ganz ruhig, allein, mögte noch so gerne zu Dir sprechen, und weiß nur nicht, womit ich anfangen soll, so manches hätte ich Dir wohl zu sagen, wozu die Worte so schwer werden. Je mehr man zu sagen hat, je weniger kann man sagen, das fühle ich wieder, und denke: „nur still, das ist es doch nicht.“ Also erzählen! — Ich lebte in den 3 Wochen, seit wir uns nicht sahen, sehr häuslich und ruhig und bin in keine einzige Gesellschaft gewesen, ich saß fast immer still und fleißig bey meiner Arbeit, und (weil Du doch jeden kleinen Umstand wissen willst) war mein Lieblings Geschäft, mir ein Kleid zu machen, welches ich von meinem guten Bruder bekommen, ganz nach Deinem Geschmack, Lilla und Weiß, ich erhielt es an dem Tage, wo Du das letzte mal hier bey mir warst, und auch so ist es mir ein liebes Andenken, ich werde es gerne tragen.

Ich lehrte auch meiner kleinen Male stricken, und hatte viel Vergnügen ihre ämfigen niedlichen Finger zu sehen.

Ich zählte alle Tage und Stunden bis zu unserer Zusammenkunft und zürnte sehr mit dem Himmel, wie die Kälte einfiel. Kein Sonnenblick gehet mir verlohren, ob ich gleich weiß, daß Du auch bey schlechtem Wetter kömmtst, ich kann es gar nicht denken, daß Du im Regen gehest oder frierst, und muß mir es wirklich verbergen, wenn ich nicht um Deinentwillen mehr leiden will, als Du wohl dabey leidest. Verkenne es nicht liebes Herz, daß ich Dir so kindisch schreibe, ich mögte gerne Dir etwas sagen, und doch nicht alle

Empfindungen in Dir und mir wecken, zu denen der Ton mir immer nur zu nahe liegt, und so tändele ich oft lieber. Jetzt sagt es doch viel! — — Eben bringt Willhelmine meine Suppe, ich denke an Dich, bis der Schlaf meine Augen schließt. — — —

Den 4ten Aprill

Ich will Dir nun sagen, wie ich meine, daß wir es diesen Sommer machen können, um selbst unsere Briefträger zu seyn. Denn sie jemand anzuvertrauen, ist wirklich ein gewagter Entschluß, und wir haben auch beyde eine Art von Wiederwillen dagegen. Du kömmt also den 1ten Donnerstag im Monath, wenn es schön Wetter ist, gehet es nicht, kömmt Du den nächsten und so immer nur an einem Donnerstag, damit das Wetter uns nicht irrt. Du kannst dann auch Morgend's von H... weg gehen, und wenn es in der Stadt 10 Uhr schlägt, erscheinst Du an der niedrigen Hecke, nahe bey den Pappeln, ich werde dann oben an meinem Fenster mich einfinden, und wir können uns sehen; zum Zeichen halte Deinen Stock auf die Schulter, ich werde ein weißes Tuch nehmen. Schließe ich dann in einigen Minuten das Fenster, ist es ein Zeichen, daß ich herunter komme, tuhe ich es aber nicht, darf ich es nicht wagen. Du gehest, wenn ich komme, an den Anfang der Einfahrt nicht weit von der kleinen Laube, denn hinter dem Garten kann man wegen dem Graben sich nicht erreichen, und eher bemerkt werden; so deckt mich die Laube, und Du kannst wohl sehen, ob von beyden Seiten niemand kömmt, um daß wir so viel Zeit gewinnen unsere

Briefe durch die Hecke zu tauschen. Den andern Tag, wenn Du wieder zurück gehst, kannst Du es um die selbe Zeit noch einmal wagen, wenn es den ersten nicht gelingen sollte, oder wir auf die Briefe noch zu antworten hätten. Wie es mir unangenehm ist, so intrigentartige Pläne zu machen, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Deine zarte Seele stößt sich gewiß daran, und Du leidest mit mir, aber verdenken kannst Du mir es nicht, weil ich es nur aus der edeln Absicht tue, das schönste und beste unter den Menschen nicht zu Grunde gehen zu lassen. — Wenn das Wetter gut ist, werden wir wohl den 2ten May schon draußen seyn, oder doch den 9ten gewiß, (den 15ten kommt mein Bruder,) solltest Du mich am Fenster nicht finden, wäre es ein Zeichen, daß unvorhergesehene Fälle uns noch in der Stadt hielten, und Du kämest dann den Freytag 10 Uhr an die bekannte Ecke.

Heute ist der Tag, wo Du kömmt! es freut mich so, daß der Himmel klar ist, ich werde wohl einen unruhigen Abend haben, weil ich weiß, daß Du hier seyn wirst, und ich mich doch nicht entschließen kann in die Comödie zu gehen, weil Du glaubst, daß es uns aussetzt, und auch Recht daran hast.

38. VON DIOTIMA

Donnerstag den 9ten Morgens

Noch ein paar Worte muß ich Dir sagen mein Bester. Gestern Abend spät zogen wir heraus, ich glaubte Dich schon im Weidenhoff am Fenster zu sehen. — Meine Augen heften sich mit Verlangen

auf die Pappeln Allee, — — Wenn Du nur kömmt! —
Wir wollen jetzt 2 Monathe warten, im July könntest
Du es wohl wagen, an die Hecke zu kommen, wir
könnten doch vielleicht uns sehen, und wüßten, daß
wir gesund wären. Wenn es nur irgend möglich wäre,
käme ich auch herunter, follte ich nicht erscheinen,
müßte es seyn, daß wir gerade eine kleine Spatzierreise
machten. — — —

Noch muß ich Dir zur Beruhigung sagen, daß weil
ich Dir wenn Du in die Stadt kämest noch manches
mündlich sagen wollte, dieses von gar keiner Bedeu-
tung ist, und auch letzt Du gar nicht bemerkt wurdest.
Leb jetzt wohl mein liebes Herz, und sey immer sicher
von meiner zärtlichsten Empfindung — —

39. VON SCHMID

Basel d. 13^{ten} Mai 99.

Hier Geliebter schike ich Dir eine Art Vermäch-
niß, mit der Bitte für die öffentliche Ausstellung des-
selben zu forgen. Es wird sich dann Mancher aus allen
diesen kleinen Zügen ein Bild von Deinem Freund
zusammenzeichnen, das ihn nicht ganz vergänglich
und vergessen hier oben läßt, wenn er früh zu den
Schatten muß.

Es ist das Gefühl der Unsterblichkeit sich von einer
ungemeinen Seele ganz erkannt zu sehn, wenn man,
ohne Eitelkeit, oft gemahnt wird, wie man auch ein
Andrer sey als die Menge. Der Held kann sich nicht
unsterblicher fühlen, als nur daß er noch hinzudenkt,
des Lärmens wegen, werde sein Name von gar vielen

Tausenden gesprochen. So fühl ich mich bey Deinem letzten Brief.

22. Mai

Da kommt mir plözlich eine Gelegenheit Dir das Manuskript zu schicken, die mir aber auch kaum Zeit läßt nur noch einmal zu lesen, was ich Dir neulich schrieb.

Sorge Du für die Erscheinung dieses vielleicht gar *posthumums* im Publikum. Gibt man Dir ein Honorar dafür, so kann ich es vermuthlich in meinen neuen Angelegenheiten brauchen, und Du schickst mir es dann. Die Positionen der Armeen haben mir bis jezt noch nicht erlaubt meine Reise zu machen; Du erhältst natürlich sogleich Nachricht, wenn ich von hier weg bin.

Viele Grüße an Sinklair.

Adieu Lieber. Ich habe so ziemlich an das Meiste gedacht, was ich nächstens zu erwarten habe, und an das Äußerste am meisten, das liegt in meiner Art so. Kommt es anders so umarmen wir uns vielleicht wieder bald so fest, so froh.

Siegfr. Schmid.

40. VON DIOTIMA

.
könnte, freut mich sehr und ich lasse mir nicht merken, wie viel mir an der Ausführung dieses Plaans gelegen ist, der noch nicht ganz gewiß ist. Den 2ten Donnerstag im August würdest Du mich höchst wahr-

scheinlich wieder hier finden. Nachdem wünscht mein Bruder eine kleine Rheinfahrt mit uns zu machen bis nach Coblenz, von da wollten wir seyne Frau nach Embs begleiten, wo sie Bäder nehmen soll, und er rät mir, auch eine Cur von Pirmonther Wasser zu gebrauchen. Diese ganze Reise würde auch gewiß nicht über 4 Wochen dauern, ich werde dann suchen, Dir ein kleines Tagebuch zu liefern, bedenke den schönen Stoff! und wie Du so alles mit mir theilen wirst; wie lieb es mir seyn wird, auf diese Weise den so oft mir lästigen Gesellschaften aus dem Wege zu gehen, und für mich mit meinen guten Geschwistern zu leben. Die Entfernung von hier tuht mir freylich immer wehe, weil ich meine, es sey hier der feste Punct unserer Vereinigung.

Ich mögte Dir so gerne auch etwas über Deine künftige Bestimmung sagen, Du hast mich dazu aufgefordert, wie schwer ist es aber für mich in jeder Rücksicht, Dir zu rathen; und werde ich nicht immer für Dich zu ängstlich wählen? Ein treuer, erfahrner Freund vermag hier mehr. Ich weiß, Du kannst keinen Schritt thun, den meine Seele nicht billiget; wenn vielleicht mein verwöhntes, von Deiner Nähe verzärteltes Herz sich auch dagegen sträuben mögte, meine bessere Überzeugung muß siegen; und solltest Du irgend eine Laufbahn betreten, die ruhmvoll für Dich und nützlich der Welt seyn könnte, würden alle meine Tränen um Dich gewiß sich in Freudentränen verwandeln, aber ich müßte von Dir hören, und meine Hoffnung dürfte nicht getäuscht werden. Berathe Dich für die Zukunft mit Deinen wahren Freunden und erfahrenen Männern,

und wenn dann nicht ein ficherer Weg sich Dir öffnet, bleibe lieber wie Du bist und helfe Dich durch, als daß Du es wagst, noch einmal vom Schickfaal überwältiget und zurückgeworfen zu werden. Deine Kräfte hielten es nicht aus, und Du gingest für die Welt und Nachwelt, der Du auch so, im stillen, lebst, noch ganz verlohren. Nein, das darfst Du nicht! Dich selbst darfst Du auf's Spiel nicht setzen, Deine edle Natur, der Spiegel alles Schönen, darf nicht zerbrechen in Dir. Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was Dir verklärt in höherer Gestalt erscheint, und an Deine Erhaltung besonders zu denken. Wenige sind wie Du! — — Und was jetzt auch nicht würkt, bleibt ficher für künftige Zeiten. Könntest Du nicht vielleicht auch in der Zukunft junge Leute zum Unterricht zu Dir kommen lassen? Verzeihe mir diese Idee, wenn sie Dir nicht gefällt, ich weiß aber, daß Du es einmal im Sinne hattest solche Vorlesungen zu halten, welches Dir gewiß nicht schwer fallen würde. Handele nur nie aus dem falschen Begriff, Du müßtest mir Ehre machen, und alles, was Du im verborgenen treibst und würkest, wäre mir nicht so lieb. Du müßtest lauter meine Neigung zu Dir rechtfertigen. Deine Liebe ehrt mich genug und wird mir immer genügen, und nach das, was man Ehre nennt, verlange ich nicht. Dich ehren große Männer, Dich finde ich in allen Schilderungen edeler Naturen, und brauche das elende Zeugniß unserer Welt nicht dazu, noch heute laß ich im Taffo und fand unverkennbare Züge von Dir. Ließ ihn auch einmal wieder!

Den 3ten Juny

Noch ein paar einsame Minuten will ich Dir weihen. Meine Hausgenoffin ist ausgegangen zu den Nachbarinnen, und heute Abend kömmt die S... zu uns heraus, gebe nur der Himmel, daß sie Donnerstag Morgen mich nicht hindere. Dieser Gedanke, ich könnte nicht zu Dir, gehet mir oft heiß durch den Kopf.

Ich vertraue dem Genius der Liebe, denn wie erwünscht ist uns nicht alles seit unserer Trennung gelungen. Es wird auch künftig gut gehen. Noch muß ich Dich bitten, den 1ten Donnerstag im August Dich einzustellen, sollte dann, wie es aber höchst unwahrscheinlich ist, unsere Reise noch nicht geendigt seyn, würdest Du dann den nächsten wohl wiederkommen; wir möchten aber dann, wenn wir eher kommen, schon wieder weg seyn wegen der Cur Zeit, und ich darf es nicht aufschieben. Mein Bruder hat gestern geschrieben, daß wir den 12ten schon reifen könnten.

Donnerstag Morgen

Wie gerne mögte ich mich noch ein wenig ruhig mit Dir unterhalten, aber der Gedanke: Man kömmt! stört alles in mir, und er ist auch die Ursache, daß ich Dir lange nicht so viel geschrieben, wie ich gewünscht hätte; wie manches hätte ich Dir noch auf Deinen lieben Brief zu sagen. Sey nur heiter, bestes Herz, und traue dem Menschen doch etwas mehr, wie Du tust, sie sind wohl manchmal besser, wie wir meinen, und weil wir ihnen immer das Höchste und Beste, das wir in einander erkennen, entgegen halten, müssen sie auch wohl zu sehr verliehren. Laß Mit-

leid, und nie Haß und Überdruß gegen sie in Dir wohnen. Verzeihe, daß ich diese Seite noch berühre; es war mir immer, als hätte ich es noch vergessen, und ich mußte Dir das noch sagen. Leb wohl! Leb wohl! — —

Die Reise ist völlig richtig, den 12ten können wir gehen.

41. VON SCHMID

Zürich, den 12. Juni 1799.

Hat wirklich sein Vorhaben ausgeführt und ist als Kadett bei dem Regiment Koburg Dragoner, in der Armee des Erzherzogs Karl eingetreten. In einigen Tagen werde ich equipirt und förmlich in das Regiment eingetreten sein. Nach allem hoffe ich, daß man mich nicht ganz wie einen gewöhnlichen Kadetten ansehen wird.

Er wünsche, daß er sein allenfallsiges Posthumum, das er einem Frankfurter mitgegeben, erhalten habe möge. Er hat H. gebeten, die Mühe der Herausgabe zu übernehmen.

Sein Drama habe er an Heinrich Frölich in Berlin gesandt.

Ein Liedchen, auf der Hierherreise gemacht, lege ich noch bei, wenn Du es etwa auch willst zu dem andern mit abdrucken lassen.

42. VON STEINKOPF

Stuttgart, den 13. Juni 1799.

Den 4. Juni hatte H. in einem Briefe an Neuffer von Homburg seinen Plan eröffnet und Neuffern gebeten, Steinkopf Mitteilung dieses Briefes zu machen. Darauf schreibt

Steinkopf gleich an H. Sie kannten sich persönlich von wenigen Stunden her, die sie sich in Frankfurt schon gesehen hatten.

Steinkopf findet die Idee vortrefflich und geht gleich auf dieselbe ein. Es handle sich zunächst, sagt er, um einen detaillirteren Plan. Zu diesem gibt er sogleich selbst verschiedene Winke. Darin bringt er zuerst zu dem Ausdruck ästhetisches Journal den des humanistischen hinzu.

Bei den Mitarbeitern wäre auf ihre Zahl, und noch mehr auf den Namen, insofern sie sich einen verdienter Weise erworben haben, zu sehen. Ein Herder, Schiller, Göthe, v. Humbold, Thümmel, Fichte, Schelling wären in jeder Hinsicht wünschenswerth, und werden sich dem Herausgeber schwerlich ganz entziehen.

Das seien seine wesentlichsten Bemerkungen wegen des Journals, das überhaupt hauptsächlich humanistisch sein müsse, und dessen Zweck mithin ebensowohl auf ästhetische, als auf sittliche Bildung gerichtet werde. Vor dem künftigen Jahre könne man doch nicht wohl anfangen.

Ich bitte Sie nun unverzüglich um Antwort, und vorzüglich auch darum, daß Sie sogleich an alle Ihre Freunde, und besonders an einige Männer mit Namen, wie Schiller, Göthe pp. schreiben, und sie um ihre, wenn auch nur feltne Unterstützung bitten. Von solchen Namen hängt ein großer Theil des Erfolges der Ankündigung ab.

Dankt für die gütige Gesinnung, die H. dem Almanach zuwendet. Der Aufsatz über Solon dürfte mehr für das Journal passen. Neuffer bitte ihn in der Beilage um eine ganz kleine Erzählung oder Roman über Emilie, der der Charakter eines recht edlen, vortrefflichen Mädchens gegeben werden

müsse. Das übrige stelle er vollkommen in H.s Willkür. Wenn er ein etwas größeres Gedicht hätte oder verfertigen wollte, das das Frauenzimmer besonders interessiert, so bitte er sehr darum. Auch wünsche er, daß H. diesmal wenigstens nicht vieles in andre Taschenbücher gebe.

43. VON STEINKOPF

Stuttgart, 5. Julius 1799.

Ist im Wesentlichen ganz einverstanden.

Ich bitte Sie daher unverzüglich an Schillern, v. Humbold, Göthe, Schlegel in Jena, Thümmel, Matthiffon, Herder, Pfeffel, Schelling, Sophie Mereau, Falk in Weimar, Meisner in Prag und Lafontaine in Berlin, beide letzte für Erzählungen, um Beiträge zu schreiben. . . . Besonders ist Schillers Beitritt und Name wesentlich. Wenn diese Männer nur hier und da etwas liefern, so ist es hinlänglich, an ihrem Namen ist hauptsächlich gelegen, und ohne mehrere derselben zu haben, glaube ich schwerlich, daß das Unternehmen ganz nach Wunsche in Rücksicht auf Absatz gelingen werde. Ich bitte Sie daher, mein Bester, deswegen sich keine Mühe verdrießen zu lassen, und wo man Ihnen nicht bald antwortet, wieder zu schreiben.

Wünscht bald den Entwurf einer Ankündigung. Es sei nöthig, sie schon im Anfang des Septembers zu verbreiten. Er wünscht sie ganz dem Taschenbuch für Frauenzimmer einverleiben zu können.

Neuffer habe das Versprochene noch nicht von ihm erhalten. Er bittet darum, da der Druck des Taschenbuchs bereits angefangen habe. Ihre Aufsätze und Gedichte in dem

neuen Taschenbuch auf 1800 werden unendlich viel zur Empfehlung der Iduna beitragen.

44. VON NEUFFER BZW. STEINKOPF

Stuttg., 9. Jul. 1799.

Ich erinnere mich, einmal mit Schiller über Formen der Dichtkunst gesprochen zu haben. Damals verwarf er die griechischen Sylbenmaße. Er glaubte, sie passen nicht für den Geist und die Töne unsrer Sprache; der Reim sei uns eigentümlich. Sobald wir diesen verlassen, irren wir in einem fremden Gebiete und gehen auf Abentheuer aus. Und wie bald nahm er dies Urtheil wieder zurück. Vielleicht haben Goethes Elegien seinen Geschmack verändert. — Über die Briefe Emiliens. Sie gefallen ihm sehr. Er glaubt aber nicht, daß sie großes Glück machen werden beim Publikum. — Steinkopf wünsche von ihm noch eine kleine, leichte Erzählung für das Taschenbuch, damit das Publikum sehe, daß er es auch auf diese Weise befriedigen könne. — An seinem Journal werde er aus allen Kräften tätig sein. — Dankt für die Mitteilung der Gedichte von Böhlendorff, von dem er etwas aufnehmen werde. Erwartet H.s eigene Gedichte und die eines jüngern Dichters, die er angekündigt. — Neulich war ein Abendessen bei Steinkopf. Auch Märklin, Süßkind und Pfister zugegen. Sie haben viel von ihm gesprochen und ihn herbeigewünscht. — Der batavische Gesandte, ein Freund der Musen und selbst Dichter, der ihm einige Gedichte für den Almanach gegeben, läßt H. grüßen. Neuffer liest jetzt den Tacitus mit ihm.

Steinkopf sendete diesen Brief ab und schrieb auf das letzte Blatt (10. Juli) über die Emilie und bekräftigt den Wunsch,

noch einen kleinen Aufsatz von ihm für das Taschenbuch zu bekommen, prosaisch oder poetisch, aber so einfach, als es ihm nur möglich, besonders mit etwas mehr Geschichte, etwa im Geschmack von Voß' Louise oder Goethes Hermann.

45. VON CONZ

Ludwigsburg, den 19. Jul. 1799.

Wertheater Freund! Antwortet auf den freundschaftlichen Brief, mit dem H. ihn neulich überraschte. Er ist ganz erbötig, für dessen Journal beizutragen, was in seinen Kräften stehe. Er habe auch schon einiges vorrätig, darunter einige größere Gedichte; könnte wohl auch einige ästhetische Aufsätze liefern, z. B. über Shakespeare, Sophocles, Euripides, Klopstock, Goethe.

Dankt indes für die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnungen. Glauben Sie, daß auch ich oft, unserer Entfernung ungeachtet, mit Ihnen gelebt, an Ihrem Geiste mich geweidet und mich oft in die, wenigstens für mich, glücklichern Tage zurückgesetzt habe, wo wir am Ufer des Neckars, unter dem Schutze der besseren Musen, als die klösterlichen waren, in engerer Verbindung zusammen lebten.

46. VON SCHELLING

Jena, 12. Aug. 1799.

Seit unsrer letzten Trennung in Frkft. pp. — Er wird mit Vergnügen teilnehmen, so viel er kann, hat aber für den Winter nichts zu bieten als einige Vorlesungen über das organische Verhältnis der Geschlechter und die Philosophie der Kunst. — Schlegeln solle er als Mitarbeiter

nennen, obgleich er, selbst Herausgeber eines Journals, nichts Bestimmtes verspricht. — Er sei gewiß, daß Sophie Mereau Beiträge liefern werde, mit der er gleichfalls gesprochen habe.

Er bittet ihn, sich des durch Herder so in Mißkredit gekommenen Wortes Humanität zu enthalten.

Ich bin jetzt eben in einer Lage und einer Stimmung, die mir wenig zu schreiben erlaubt, was Deinen Brief auch nur in etwas vergelten könnte. — Vielleicht, daß meine Bestimmung schneller sich entwickelt, als ich jetzt hoffen kann — und dann hoffe ich, Dir als ein anderer begegnen zu können.

Ich umarme Dich. Dein treuer Freund
Schelling.

47. VON SCHILLER

Jena, den 24. [August] 99.

Gern, mein werthefter Freund! würde ich Ihr Verlangen wegen der Beiträge zu Ihrer Zeitschrift erfüllen, wenn ich nicht so arm an Zeit und so eng an mein gegenwärtiges Geschäft gebunden wäre, daß ich selbst meinen Musenalmanach dieses Jahr ohne Beiträge lassen, oder doch sehr mager damit ausstatten werde und ihn für die Zukunft vielleicht ganz abgebe, weil ich mich von jedem Geschäfte, das sich mit meiner absoluten Unabhängigkeit nicht verträgt, lossagen muß. Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber periodischer Schriften seit 16 Jahren gemacht, da ich nicht weniger als 5 verschiedene Fahrzeuge auf das klippenvolle Meer der Literatur geführt habe, sind so wenig günstig, tröstlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger

Freund nicht rathen kann, ein Ähnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten. Auch selbst in Rücksicht auf das Lukrative, die wir Poëten oft nicht umgehen können, ist der Weg periodischer Werke nur scheinbar vortheilhaft, und bei einem unbedeutenden Anfänger von Verleger, ohne einen gewissen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verstattet, einen kleinen Stoß zu verschmerzen, ist es vollends nicht zu wagen.

Wie sehr wünschte ich, daß ich Ihnen nicht blos meinen Rath ertheilen, sondern auch die Mittel erleichtern könnte, denselben auszuführen. Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, so bin ich vielleicht eher im Stande, etwas vorzuschlagen, was Ihren Wünschen gemäß ist.

Leben Sie wohl und seyen Sie meiner treuen Ergebenheit versichert.

Der Ihrige
Schiller.

48. VON DIOTIMA

Umgefahr den 8ten

Wie schwer wird es wieder, das Stillschweigen zu brechen! — Und doch ist mir immer, als könnt ich nur durch schreiben Ruhe und Befriedigung finden; wie ist es mir so peinlich, wenn ich oft tagelang herumgehe, ohne stille Zeit dazu zu finden; sollte ich mir vom Himmel nur einen Wunsch für meine jetzige Lage erbitten, wäre es sicher, nur jeden Tag eine einzige

mir ganz eigene Stunde, die ich dann von ganzem Herzen Dir, mein Theurer, weihen wollte. Du glaubst es nicht, wie drückend es ist mit der ganzen Last der Empfindung so verschlossen zu bleiben, und nicht einmal der Feder sie anvertrauen zu können. So irrte ich bis jetzt herum und hatte Dir so viel zu sagen. Ich muß Dir sprechen von dem letzten mal, da ich Dich sah! Den selben Morgen war ich un schlüssig, ob ich, ohne Brief, zu Dir hienunter sollte oder nicht, ob ich nicht lieber Dich in der Täuschung lassen sollte, als wären wir noch nicht wiedergekommen, und Dich dann den nächsten Donnerstag erwarten sollte. Ich war sehr müde und abgESPannt, und fürchtete sehr, dieß möchte Dich irren, auf der andern Seite fürchtete ich, Du möchtest von unserer Zurückkunft hören, und es würde Dir mein Ausbleiben unerklärlich seyn, ich wagte es also. Doch! wie beschreibe ich Dir die unnennbare Stimmung, in welche ich den Abend fiel? Ich glaubte im Blick Deine Gestalt in der Allee zu sehen. Warest Du es wirklich? — oder nicht? — — Ich war nicht allein, S... waren bey mir. Es traf mich wie ein Blitz, ich wurde warm, und kalt, und bald merkten die andern, daß ich allein zu seyn wünschte, und gingen. Es kam mir nun vor, als wärest Du es wirklich gewesen und irgend eine Angst triebe Dich zu mir, Du müßtest zu mir, ich ging an's Fenster und stand, mit unverwandtem Blick; es täufchte mich wieder, bald sah ich Dein Gesicht durch die Büsche, bald lehntest Du Dich an einen Baum und kucktest da hervor; ich erkannte das Spiel der Phantasie und beredete mich, daß auch das vorige so gewesen. Der

Schmerz ergriff nun mit kalter Hand mir das Herz und drohte es zu erdrücken, meine Gedanken erstarrten, es war, als hätte ich Dich umarmen wollen und ein Schatten wärest Du geworden, dieser liebe Schatten hätte mich noch trösten können, und wie mein Sinn dieses forderte, wäre auch dieser mir verschwunden, und ein Nichts, wenn es denkbar wäre, geblieben.

Ich mußte mich aus diesem stummen Schmerz heraus reißen, und nun kam aus der Tiefe meines Wesens ein Ächzen, ein Gewinsel, eine Fluth von Thränen, die sich lange drängten, ohne daß ich sie stillen konnte. Und seit dem ist mir es immer so wunderbar schwermüthig geblieben, und als hättest Du etwas gegen mich auf dem Herzen, und ich denke an nichts anders. Über die Erinnerung an meine Reise ist wie ein dunkler Flohr gezogen, und ich werde Mühe haben, Dir etwas davon zu schreiben. O! Gott! erscheine mir nicht wieder so! O! zweifele nie an [meiner] Liebe! — — — — — Dir! Dir allein wird sie ewig bleiben! — — — —

Den 10ten.

Mitten in dieser unbeschreiblich Schwermüthigen Stimmung wurde ich überrascht, ich schob sie auf mein plötzliches Alleinbleiben, nach einer langen angenehmen Zerstreung, und die Entfernung meiner Geschwister. Diese Stimmung sprach aber wohl zu wahr, und verrieth einen andern Sinn, und weil meine Traurigkeit fort dauerte, kam es nach einigen Tagen zu näheren Erklärungen; man glaubte sich fest in dem Gedanken bestärkt, daß gewisse Verhältnisse fort dauerten, und besondere Veranlassung gegeben hatten. Ich hatte

Mühe, der Wahrheit so treu zu bleiben wie möglich; ich erfuhr indessen auch, daß Dein erster Besuch im Hause kein Geheimniß geblieben, ich gab es zu, und sagte dabey, hier im Hause wärest Du nicht wieder gewesen. Und ich würde gewiß nie etwas thun, was mir und dem Ganzen schaden könnte. Es lief auch alles ganz ruhig ab, und ließ keine üble Wirkung zurück. Nun muß ich Dir aber gestehen, daß mich die Zukunft ängstigt. Ich finde keinen Ausweg, und ohne Dich kann ich nichts ausmachen. Können wir künftig, wenn ich wieder in der Stadt bin, leben, ohne von einander zu hören? — — Wenn ich das Opfer bringe, werde ich jemals um Dich ruhig werden, werden nicht tausend Hirngespinnste mich eben so sehr quälen, als andere Unruhen? — und wird nicht auch, wenn ich garnichts tuhe, doch derselbe Verdacht auf mich ruhn, und ich eben darum auch ohne Entschädigung leiden müssen?

Ich verirre mich in meinen Gedanken, darum sage mir, was Du denkst, und laß nicht die schwere Last der Entscheidung auf mich allein ruhn. Was Du gut findest, ist auch mein Wille, und wenn Du auch glaubest, daß es gut ist, in der Wirklichkeit eine gänzliche Scheidung zwischen uns zu machen, ich will Dich nicht darum verkennen, die unsichtbaren Beziehungen dauern doch fort, und das Leben ist kurz. Mir wird kalt! — Weil es kurz ist, es verscherzen? — — O sage! Wo finden wir uns wieder? — — — Theure! geliebte Seele! — — — Wo finde ich Ruhe? — — — — Laß mich strenge meine Pflicht erkennen und mich selbst vergessen, und wird sie noch so schwer, hilf sie mir aus-

führen; aber ich kenne sie noch nicht. Selbsterhaltung, ohne dieß kann ich doch gar nichts, und mich selbst vergessen widerspricht sich mit diesem wohl. Denn alles, was ich gegen meine Liebe thun könnte, ist mir jetzt, als würde es mich verderben, mich zerstören. Welch eine schwere Kunst ist die Liebe! wer kann sie verstehen? und wer muß ihr nicht folgen? — — —

Nimm alle Deine Vernunft zusammen und sprich überzeugend mit mir, denn ich fühle, es ist nöthig, und wen kann ich sonst fragen als Dich meinen einzigen Freund. — — — —

Abends 8 Uhr den 15ten

Ich bin allein! — — Nun mögte ich gerne von der Reise erzählen, aber was mir nothwendiger scheint, drängt mich immer, ich mögte meinem gepreßten Herzen Luft machen, in der schönen Stille des Abends. — Wie ist mir doch so schwermüthig! ich mögte immer weinen, ich sehne mich nach Antwort Deiner verwandten Seele! alles so lieblich! so harmonisch und doch für mich so todt, wo das Zeichen Deines Dafeyns fehlt, die Gewißheit, daß jetzt Dein Herz zu dem meinen spricht. O! einmal gefühlte glückliche, geliebte, himmlische Liebe! welche Leere läßt Trennung im Herzen zurück, die Nichts zu füllen vermag, und alles nur fühlbarer macht. — Ich muß Dir nur gestehen, daß ich es nicht ausführen kann, diesen Winter gar Nichts von Dir zu wissen, also ist mir eingefallen, daß, wenn Du in der Gegend bleibst, Du alle 2 Monate den bestimmten Donnerstag Abends 9 Uhr unter dem Fenster mit der allergrößten Vorsicht erscheinen

könntest, ich werde dann sehen, daß Du noch da und gesund bist. Wie viel ist das schon für mein Herz! und ich würde Dir wohl ein Zettelchen hinunterwerfen können, ich muß wohl auf Briefe von Dir verzichten thun, weil ich nicht glaube, daß es vor's erste rahtsam ist, daß Du in's Haus kömmt, ich werde dann in Deinen Schriften nachspähen, wie Dir wohl zu Muthe ist, und Dich gewiß darinn erkennen. Sage, unter welcher Aufschrift ich Dein Journal fodern lassen kann, wenn es noch zustande gekommen ist. — Der nächste Frühling wird uns hier wiederfinden, und der erste Gefang der neuen Lerchen wird uns das Zeichen unserer näheren Vereinigung seyn.

Ich schreibe im Dunkeln, die Sonne und ihre Lichtstrahlen sind mir untergegangen. So ist wohl manches dunkel, bis unsere Sonne wieder scheint, sie kommt, sie kommt doch wieder? — — — O! gütige Natur! lehre mich vertraun, und stille dieses Herz! — —

Den 18ten

Ich mögte Dir jetzt eine kurze Übersicht meiner kleinen Reise geben, weil ich den Augenblick, daß ich allein bin, nutzen mögte. Kurtz wird sie seyn, denn zum erzählen bin ich würrklich nicht gestimmt, und Du wirst die hölzerne Sprache mir verzeihen, ich will nur einen Begriff Dir geben, damit Deine Phantasie einen Ruhepunct hat. — Wir reisten 8 Tage später und nahmen uns nur 10 Tage Zeit, wir fuhren morgens früh hier ab, meine Schwägerinn, die jüngste *Brentano* und ich, begleitet von niemand als unserm Jacob, in Gießen trafen wir den Director Tischbein,

der dort eine Schwester besucht, und uns erwartete. Ein alter durch manche Schicksale grau gewordner Mann, 20 Jahre lang hatt' er den deutschen Boden nicht betreten, und sein Vaterland verjüngt ihn wieder, und selbst im Lobe Italiens findet man überall den Deutschen; so sagte er oft im fahren: nein! so schöne grüne Bäume sind in Italien doch nicht. Dieser Mann war vor Zeiten ein großer Mahler, er setzte seine Kunst und sein Persönliches Interesse zurück, um die Alterthümer der Griechen zu studieren, ihre Dichter und besonders Homer begeisterten ihn dazu; wenn Du ihn sprechen hörtest, würdest Du finden, wie innig und wahr er ihn aufgefaßt, und würdest Dich freuen, daß die Schwärmerey und Wärme des Gefühls in diesem Alter noch bleibt. Er erkannte mich auch gleich, und bezeugte mir viele Achtung. Seine Werke wirst Du bald sehen, ein anders mal mehr von ihm. (Ich werde doch Deine Bemerkungen über *Homer* auch noch sehen?) — In Cassel blieben wir 3 Tage, die erste Nacht erwachte ich früh, weil meine Reifegesellschaft noch schlief, zog ich Deine lieben Gedichte aus meiner Briefftasche, und sie waren mein Morgengebeth, sie umhüllten mein liebend Gemüth mit sanfter rührender Schwermuth und schlossen mich fest an Dein Herz, so ging ich wieder muthig in's Leben. Die schöne Sonne über Cassel ging auf, und ich freute mich schon, alle meine lieben Gegenden wieder zu erblicken. — —

Wie wir zu Tische saßen, überraschte uns ein alter guter Freund, aus Hamburg, der auch seinen Kindern entgegenreißte, und am Abend trafen die Erwarteten

alle mit uns zusammen. Wir verlebten 3 frohe Tage miteinander, ich blieb aber nie allein. — — — — —

Wir trennten uns von den Hamburgern, um unsere Reise nach Gotha vortzusetzen. Tischbein blieb auch zurück. Nach 2 Tagereisen kamen wir Abends dort an, es regnete stark, wir sahen wenig. Den andern Morgen fuhren wir nach Weimar, und waren dort um 4 Uhr Nachmittags, wir wollten von dort gleich nach dem Landguth von Wieland fahren, um mit der *la Roche* und ihrer Encelinn zusammenzukommen, hörten aber, daß sie alle in der Stadt wären, wir schrieben ein Billet, unsere Ankunft zu melden, und gleich darauf kam *Sophie Brentano*, uns alle zu bitten, mitzukommen in ihre Wohnung, wo alle merkwürdigen Gelehrten von dort versammelt wären, wir kleideten uns geschwinde an, und gingen mit ihr. Die alte *la Roche* kam uns sehr freundlich entgegen, sehr ungewungen froh und äußerst lebendig, machte uns mit der Gesellschaft bekannt: Wieland, Herder, (Göthe fehlte) und noch einige andere weniger bedeutende Männer. Meine Schwägerinn nahm gleich im Gespräch den W... gefangen, ich hatte Aufträge von Tischbein an Herder, und so verging die erste halbe Stunde. Beym Thee dauerte immer das Gespräch von W... fort, ich mischte wohlbedächtlich nur einige überlegte Worte mit ein; bey dem Abschied reichte mir W... sehr herzlich die Hand und sagte: Die wenigen Worte, welche Sie gesagt haben, machen mich wünschen Sie öfter zu sehen. Das freute mich um Deinentwillen, und auf dem Rückwege dachte ich nur an Dich. Den andern Tag fragte Wieland *Sophien*, welche von uns beyden

sie sich wohl zum Umgang wählen würde, nachdem er meine Schwägerinn besonders gelobt. Sie wählte mich und W... antwortete ihr kurtz: („Dafür verdienst Du Mädchen, daß man Dir die Hand küsse.“) Verzeihe mir die Eitelkeit, daß ich Dir dieses wieder erzähle, ich sage es ja nur Dir, und wenn es gefehlt ist, darf ich es Dir nicht verbergen, daß es mich stolz machte. — Den andern Morgen fuhren wir nach Jena, mit einem empfehlungs Brief an die *Merau*, wir gingen gleich zu ihr, und bathen sie, durch ein Billiet an Schiller, ihn um eine Stunde für uns zu bitten, sie benahm uns gleich alle Hoffnung, weil er ganz eingezogen lebte und selten Fremde zu sich ließe. Die Andern gaben den Plaan, ihn zu sehen, willig auf, außer *Sophie* und ich beschloffen alles zu wagen, um zu ihm zu kommen.

Den 23ten

Ich muß jetzt wieder die Zeit nützen. Die Andern sind ausgefahren, ich wollte recht viel schreiben, und da kömmt unglücklicherweise eine Biene und sticht mich in die rechte Hand, es ist mir ordentlich verdrießlich, daß ich im schreiben immer so viele Hindernisse finde, und es gehöht auch gewiß viel Liebe dazu, um noch so viel herauszubringen. Ich will meine Reiseerzählung jetzt in wenig Worten enden.

Sophie und ich gingen Nachmittags wieder zur *Merau*, die Antwort zu hören; wir waren angenommen, und um 4 Uhr bestellt. Wir zogen also, von einem Bedienten begleitet, um diese Stunde zum Thore hinaus, wo er in einem Garten wohnt. Wie ängstlich klopfte uns

das Herz; und wie sonderbar wehemütig mir zu Muthe war, kann ich Dir nicht sagen. Ich fühlte wohl in diesem Augenblick zu sehr die Kürze der Zeit, die mir in einer halben Stunde gegönnt war, den Mann zu sehen, von dem meine Begriffe so groß sind, zu dem meine Gefühle gewiß sprechen könnten, und die Unmöglichkeit, ihm diese Beziehung durch meinen Anblick zu offenbaren. In dieser Schönen Seele mochte ich nicht klein mich spiegeln und ich konnte doch nur dehmütig erscheinen. Ich hatte nicht das Herz, ein Wort zu sprechen, und bat *Sophie*, ganz das Wort zu führen. Wir ließen uns anmelden und blieben in dessen in der Garten Thüre stehen, erblickten eine edle Gestalt am Ende einer langen Allee, seine Frau begleitete ihn und 2 muntre Knaben sprangen im Grafe herum. Wir entschuldigten unsere Zudringlichkeit, er führte uns in eine schattige Laube, wir setzten uns neben seine Frau, und er blieb in majestätischer Stellung vor uns stehen, er sprach viel mit der Encelinn der *la Roche*, von ihr und Wieland, und ich hatte Zeit, ihn recht in's Auge zu fassen. Wir mußten wegen den zurückgebliebenen sehr eilen, seine gute liebe Frau wollte uns nach Hause begleiten, wir wollten es nicht zugeben, er sagte aber: Es wird meiner Frau nichts schaden, und mir — — — setzte er ganz fachte hinzu, besann sich aber und ging zurück, nach dem Hause, wir gingen mit seiner Frau bis an's Stadt Thor; wie wir Abschied von ihr nahmen, kam sein ältester Sohn, den er uns mit dem Bedienten nachgeschickt, und dieser brachte uns wieder in unsern Gasthoff, wo die Postpferde schon angespannt standen;

wir fuhren denselben Abend noch nach Weimar. Von dort in einem fort über Fulda nach Frankfurth, und freuten uns der schönen Gegenden.

Aus unserer Reise nach Embs ist nichts geworden, vielleicht gehen wir künftigen Freytag über Maintz nach Coblenz, und durch die Bäder zurück, wollen aber den Montag schon wieder hier seyn.

Mein Bruder bleibt bis Ende Oktober. Nach der Messe ziehe ich in die Stadt. Solltest Du eine Reise vor haben, oder andere Plaane, die ich nothwendig wissen müßte, wäre es in diesem Fall wohl möglich, daß Du mir, durch irgend jemand, einen Brief schicktest, es müßte aber denn immer den Morgen nach dem bestimmten Donnerstag seyn zwischen 10 und 11 Uhr, damit ich Acht geben könnte, und wenn Du einmal ausbliebest, mir zur Erklärung, doch nur im Nothfall.

Donnerstag den 5ten September

Diese Blätter wirst Du wohl etwas sehr trübe finden, mein Bester. Darum muß ich Dir noch sagen, daß ich jetzt wieder viel heitrer bin, und wenn ich Dich sehe, wie ändert sich mein ganzes Wesen! — — — O! behalte mich immer lieb! Und bleibe unsere Liebe auch ewig unbelohnt, so ist sie durch sich selbst, in uns ganz stille, doch so schön, daß sie uns immer unser liebstes, einziges, bleiben soll, nicht wahr mein Guter! so ist dir auch, und unsere Seelen begegenen sich immer und ewig! — — —

49. VON MUHRBECK

Jena im Sept. 99.

Lieber, Theurer.

.
Bei einem Leichtfinn, der mir wie Heckerling um die Augen fährt, ist der Eifer für festen Ernst tiefer als je in Boehlendorff gedungen. Er ist freier in der Äußerung — und verlangt nach bestimmter Selbstständigkeit. — Diesen Winter wird er hier bleiben und bei Schelling hören — der wird ihm zeigen, daß sein Ernst noch keine Wurzeln hat. — Genug.

.
ich hatte nur fast zuviel von Boehlendorff geredet. Es bleibe Dir allein gesagt. Deinen Rath habe ich ihm so gut als ich konnte mitgetheilt; er dankte aufrichtig — und versicherte, daß er sich dieses lange selbst — jetzt mit festerem Ernste gesagt und sich nach einer ruhigen Lage dieses zu erreichen sehne.

.
Ich möchte meinen Rath, daß Du Dich nach Jena wenden solltest fast zurücknehmen, da Schelling *principes rationes phil. artis* angeschlagen, Schlegel auch mehrere ästhetische Collegia. Du müßtest diesen Winter dem Versuch opfern. *Schlegel* wäre Dir sonst nicht im mindesten gefährlich — er liest wie er dichtet, halb Verstand, halb Geist — ohne Bestimmtheit und ohne Gefühl und Leben. Du wirst mein Absprechen natürlich der Eile zuschieben. Ob Du ein Publikum jetzt finden wirst weiß ich nicht. Künftigen Sommer könnte die bestimmtere Ausführung nach den Schelling'schen Vorlesungen vielleicht sehr willkommen seyn. — Ich

werde Dir von ihm mehr schreiben, wenn ich ihn mehr gesprochen — ob er vielleicht selbst ähnliche Versuche machen will. Man sagt er wolle nach Wien um Medicin zu studiren. — —

D. Ich bin zum 2ten male bei Schelling gewesen, ich konnte mich ihm nicht verständlich machen und war auch blos in der Absicht hingegangen, ihm zu zeigen — daß ich ihn
.

50. VON SCHMID

Kappel im Toggenburgischen,
den 10. Sept. 1799.

Um etwas auszuruhen, hat man uns hier in dies Thal um die Thur verlegt.

Er lebe in der Gegenwart und beschränke sich darauf, so gut wie die andern, die neben ihm stehn und in ihrem Leben nie die unendliche Dichterkraft gefühlt haben und nie fühlen werden.

Warum versuchst Du nicht Ähnliches, Theurer, Lieber? Hier scheint mir die Quelle Deiner Klagen, die mich erschüttern, und deren Natur ich zu gut kenne, um die entfernteste Ähnlichkeit mit gewöhnlichen zu finden. Du kannst Dir den Eindruck nicht zu tief vorstellen, den es auf mich machte, als Du mir sagtest, daß die Kluft zwischen Dir und den Deinigen mit jedem Jahre größer würde.

O komm heraus, Liebster, heraus ins Leben, stürze Dich hinein, von welcher Seite Du willst, und lebe mit den Alltäglichen, wie einer der Alltäglichsten; das wirst Du freilich nie können; aber eben darum zwinge

Dich, so viel es geht, das Göttliche kann doch nie bloß Irdisches werden, es ist nur um des Extremes willen, um dem Irdischen nicht ganz zu entfliegen, um für die gemeinste Naturerscheinung sich empfänglich zu erhalten, wie für die größte.

Schickt ihm zwei Gedichte: Auf dem See. — Glück der Liebesverblendung.

Mit Zwilling habe er einige angenehme Tage verlebt; ich soll Dich von ihm grüßen.

Wenn etwas Wichtiges in der gelehrten Welt vorgeht, so theile mir es doch mit. Ist Schillers Wallenstein erschienen? Was sagt man davon?

Bei den letzten Affairen hat unser Regiment wenig gelitten. Wir haben keine Ebenen zum Agiren. Soviel ich Uneingeweihter von Operationen wissen kann, wird es, bis Du diesen Brief erhältst, heiß zugehn.

H. soll ihm, sobald er könne, das Bestimmte über die Erscheinung seiner Gedichte mittheilen, wegen Verwendung einiger Exemplare.

51. VON STEINKOPF

Stuttgart, den 18ten Sept. 1799.

Ihre Briefe haben sich durchkreuzt. Nun werde er ohne Zweifel die Antwort auf das Schreiben vom 23. Aug. haben. Im nächsten Briefe erwarte er Verordnung wegen des Schmidischen Manuskripts. In seinem letzten Brief habe er schon manches in dem seinigen vom 12. dieses beantwortet.

Schillers Nichtbeitritt sei freilich zu bedauern. Doch schrecke das ihn noch nicht ab.

Er läßt nun deutlich merken, daß er mehr Rücksicht aufs Publikum, und weniger Spekulation wünsche. Mit Schelling

habe er während seines letzten Aufenthaltes in Jena nach der Leipziger Ostermesse über diese Materie gesprochen, und der habe ihm damals selbst gesagt, daß ein Journal besonders schätzbar sei, worin Speisen mancherlei Art, stärkere und leichtere (nur keine schlechten), enthalten seien.

Ihr Geschmack, mein Theurer, ist gewiß gemacht, um dem Mann oder Frauenzimmer von Bildung zur wahren Erholung zu dienen, wenn Sie ihn, offenherzig gestanden, ein wenig mehr popularisiren, dies ist es, was mir kürzlich ein Matador im Fach der schönen Wissenschaften bei Gelegenheit Ihres Hyperions, auf den wir gelegentlich zu sprechen kamen, mit vielen so gerechten Lobsprüchen von Ihnen sagte.

Das Journal in unbestimmten Zeitschichten zu liefern, sei untunlich.

Anfrage: Ob er nicht wegen der Inkonvenienz der Entfernung, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, einen Mit-herausgeber hier am Orte sich erkiesen wolle, der ihm zugleich Redaktion und Korrespondenz außerordentlich erleichtern würde? Steinkopf schlägt ihm unmaßgeblich Haug als solchen vor.

Wenn aber alle Umstände das Zustandekommen des Journals hindern sollten, so nehme er seinen zweiten Vorschlag mit Vergnügen an, besondre Bändchen mit H.s eigenen Produkten zu verlegen. Um beurteilen zu können, ob sich die Aufsätze, von denen er ihm geschrieben, mehr für ein Journal, als für ein eigenes Buch eignen, möchte er ihn einige derselben einsehen lassen.

52. VON DIOTIMA

Es ist mir ein Beweis Deiner Liebe, daß Du doch kömmt, mein Theurer, um ein paar Worte von mir

zu hohlen. Doch wie schmerzt es mich jetzt, daß ich Dich so nahe weiß und darauf verzicht thun muß, etwas aus Deinen Händen zu erhalten; hienaus in den Garten hätte ich auf keine Weise kommen können, weil zum Unglück gerade die Äpfel gebrochen werden, und ich auch wegen dem Wetter keine Ausrede hätte. Unten in dem Zimmer konnte ich ohne Anstoß zu geben auch nur das letztemal (weil wir gerade den Tag darauf Gesellschaft hatten, und ich mir ein natürlich Geschäfte dort machen konnte) kommen. Das gehet aber nur sehr selten. Verzeih mir diese kalte Sprache und denke um's Himmels willen nicht, daß es Kälte von mir ist. Ich denke nur, daß ich, um mir eine Freude zu gönnen, es aus Klugheit und Pflicht nicht wagen soll jemand Anstoß zu geben.

Sollte es aber dringende Nothwendigkeit seyn, daß ich Deine Papiere in die Hände bekäme, so schicke sie mir Morgen zwischen 10 und 11, lasse nach mir fragen und sie mir selbst abgeben, ich will dann schon entgegenkommen, (aber nur nicht die Tühre verfehlt). Sollte meine bange Ahndung aber noch bis jetzt ungegründet seyn, so erscheine Du um 10 Uhr an der Ecke und es ist mir ein Zeichen, daß ich weiter nichts zu erwarten brauche. Deinen lieben *Hyperion*, der jetzt wohl da ist, will ich schon so bald ich ihn mit Muße lesen kann mir mit Klugheit verschaffen.

Mein Bruder hat bey den großen Revolutionen in der Hamburger handelnden Welt nicht verlohren, und vielleicht ist er dadurch seinem Ziele naher geruckt, einmal mit uns zu bleiben.

Ich bin vollkommen gesund, und freue mich auf den ruhigen Winter, meine einsamen Abende werde ich dann zubringen, Deine lieben Schriften, Gedichte und Briefe zu durchlesen. Sie werden viele stärkende liebevolle Tränen in mir hervorlocken, die aus dem Schatze der treuen edelen Liebe allein nur quillen und Segen über das trockne alletag's Leben bringen; so will ich fortgehen meinen stillen Gang und immer besser werden.

Handele auch Du, für Dich und laß nicht die tägliche Sorge für künftige Existenz Deine besten Kräfte vor der Zeit lähmen und erflicken, ich billige Dich gewiß. — Es bleibt ewig beym alten. Leb wohl! leb wohl!

Im November kannst Du wieder kommen, dann nach der Abrede oder Umständen.

Tausend süße Nahmen, und Worte! — —

53. VON BOEHLENDORFF

Jena, 24. Okt. 1799.

War mit Muhrbeck auf der Schwarzburg.

Wie steht es um das Januarheft Deines Journals? Ich wünschte es besonders schnell befördert, um Deinen Empedokles darin zu finden, auf welchen ich mit wahrer Sehnsucht harre, wie auf den zweiten Theil des Hyperion, den ich gar nicht erwarten kann. Ich habe ihn hier einigen Jünglingen gegeben, und mit Freuden der Begeisterung ihres Busens, dem Sichselbst-finden ihres Geistes zugesehen. — Goethe schreibt an einer Achilleis, und an einem Gedicht von der Na-

tur der Dinge, und studiert mit Sorgfalt Schellings Naturphilosophie.

Ich hatte im Sinn, Dich zu bitten, hieherzukommen und diesen Winter hier zu lesen. Denn die Schlegelschen Vorlesungen bleiben unbefucht und der Mann von Geist findet ein offnes Feld der Wirkung. Aber der Geist der hiesigen Gelehrten und der Geselligkeit schreckten ihn zurück.

H. und Sinclair sollen ihm doch seine Italienischen Briefe, die sie von ihm noch haben, schicken.

Gries hat die ersten fünf Gefänge des Tasso ganz vortrefflich übersetzt. Die Seele des Dichters scheint im deutschen Gefange zu schweben. Wir sind recht vergnügt zusammen gewesen. Er nimmt vielleicht künftig Antheil an Deinem Journal; nur diesen Winter ist er zu beschäftigt.

54. VON DIOTIMA

Meine Ahndung, daß Du heute im Calender Dich irren würdest, hat mich richtig geleitet, denn wir haben heute erst den letzten im Monath. — Jetzt ist es wieder gut mit mir, aber ich war krank, mein Lieber, an dem Tage, wo Du das letzte mal wieder hienüber giengest, bekam ich eine Art von Erkältungsfieber, und so heftiges Kopfweh, daß ich einige Tage mich ganz still halten mußte, ich nahm wieder mein gewöhnliches Mittel (ein Vomitiv) und auch China, es währte aber doch über 14 Tage, ich dankte nur dem Himmel, daß ich Dich noch hatte abwarten können, und wünschte nur zu dieser Zeit wieder gefund zu seyn. Wie viel ich an

Dich gedacht, und mich bey Dir fühlte, kann ich nicht sagen. Wenn ich Abends einsam und still war, (denn ich mogte niemand um mich leiden.) Meine lebendigere Phantasie mahlte mir denn unsere Vergangenheit so schön, besonders die seeligen Stunden unserer ersten ganz neuen Liebe, wo Du einmal sagtest: O! wenn das Glück ein halbes Jahr nur dauret!

Wenn dann so viel süßes himmlisches Gefühl wieder vor meinen Sinn kam, ward ich nachher so voll Sehnsucht, und ich meinte dann, wenn Du nur da wärest, würde ich wohl wieder gesund seyn. Ich zerbrach mir dann den Kopf darüber, ob es nicht möglich sey, in der wirklichen Welt, auf eine natürliche, gute Art, wieder mit Dir zusammen zu kommen; wenn ich dann einschlieff, träumte mir, ich fände Dich in irgend einer Gesellschaft, auf einem Spaziergang, ich sah Dich ungezwungen wie sonst unsere Treppe herauf kommen und ich öffnete Dir die Thüre, wir waren beysammen, ganz ohne Angst, mit leichtem Herzen, und meine Augen freuten sich, in den Deinen zu ruhn; wenn ich dann erwachte, war das Herz mir so sanft bewegt, und ich war wirklich auf einige Stunden gestärkt. Nachher aber wußte ich nicht, wie mir war. Ich fühlte es lebhaft, daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt, und zugleich weiß ich gewiß, daß jeder Schritt, den ich thun könnte, Dich auf eine heimliche ängstliche Art zu sehen, mit alle den Folgen, die er haben könnte, eben so sehr an meiner Gesundheit und meiner Ruhe nagen würden. Ich muß fast an Wunder glauben, weil ich nicht einsehen kann, wie wir wieder

zusammen kommen sollen, und dieß täglich mein innigster Wunsch ist, aber ohne Angst, sorglos wie in den ersten Zeiten unserer Liebe.

Es ist mir besonders seit einigen Tagen viel besser, da ich nun wieder allein bin. Ich habe mein altes Zimmer auch jetzt wieder, da kann ich eher eine ruhige Stunde zum Schreiben finden, ich habe mehr Ordnung um mich herum, auch habe ich viel Blumen mir an's Fenster gestellt, die allein mich jetzt erheitern können, denn selbst Deine lieben Gedichte und Briefe darf ich kaum berühren, weil sie zu sehr mich angreifen.

Wie sehr ist es mir Bedürfniß, etwas Bestimmtes über Deine Lage zu höhren, doch weiß ich jetzt wieder nicht, wie ich heute etwas aus Deinen Händen bekommen kann; solltest Du es für nöthig und gut finden, es morgen nach der letzt verabredeten Art zu machen, so sey mir Dein Ausbleiben um 10 Uhr das Zeichen.

Nächsten Donnerstag Abend könnte ich unten an's Fenster kommen (weil wir unten in den Zimmern die Wäsche haben), um halb 9 Uhr sind die Leute weggegangen und ich kann nachsehen. Ich hatte mir das so ausgedacht: wenn ich Dich bemerke, gehe ich hienunter, und Du bist äußerst vorsichtig. Komme ich nicht, so ist es unmöglich, und Du nimmst zu der einzigen Art, mir die Briefe durch jemand zu schicken, Deine Zuflucht.

Ich mögte Dir gerne etwas über Deine künftige Lage sagen, wenn ich nur in Deine jetzigen Ideen besser eindringen könnte. Wenn das Schickfaal auf eine ehrenvolle Art Dich weiter ruft, und es seyn muß, so folge, doch rahte ich Dir und warne Dich für eines:

Kehre nicht dahin zurück, woher Du mit zerriffnen Gefühlen in meine Arme Dich gerettet. — — Ich muß Dir nur gestehen, es hat mich ein wenig erschreckt, daß Du schreibst, Du wollest in einem gewissen Falle dem Raht und Auspruch von Schiller folgen. Wird er nicht suchen, Dich in seine Nähe zu bringen? — — — — Wird dieser schmeichelhafte Ruff Dich nicht verführen? — Wenn es einst so wäre, o! dann gedenke der Liebe! und ihrer unzähligen Qualen! — — — — —

Wie ich es wünsche, nur einmal wieder bey Dir zu seyn! mein lieber guter Herzens Junge! — verzeih mir Bester, daß ich es so hin sage, nur wenn ich Dich fühle und Dein Bild gesehen habe, fühle ich die ganze Herzlichkeit meines Herzens. Ich erstaune oft über mich, daß ich schon so weit in die Jahre der Vernunft fortgerückt bin, und doch so jung mir scheine. Ich denke dann auch: besser ein Opfer der Liebe! als ohne sie noch leben. Wer weiß, wie es noch kommen kann, die Wege des Schickfaals sind ja dunkel. — — — Nur laß uns nie gegen die Liebe fehlen und immer gegen einander wahr seyn! Leere Worte! Denn wenn wir anders wären, liebten wir ja nicht mehr. Vertrauen auf die Liebe, die die gütige Natur uns in's Herz legte, um da sie reifen zu lassen zu ihrem höchsten Zweck, uns kurzfristigen Wesen hier noch ein Rätsel! aber veredelt zu etwas großem uns fühlend und strebend. Jedem nichtswürdigen Gefühl Nahrung zu geben unfähig. Und in diesem Glauben gewiß bewahrt, für alle Ansteckung der schlechten Welt.

Noch muß ich Dir sagen, daß ich wegen Dir, seit dem letzten mal wo ich's schrieb, nicht das geringste

erfahren. Und daß mein Krankfeyn bloß eine Erkältung war.

Es dient Dir auch noch zur Nachricht, daß gegen uns über fatale Emigranten wohnen, die fast täglich drüben in's Hauß kommen. Sie find im dritten Stock, haben Abends die Vorhänge zu. Aber bey Tage nimm Dich in Acht.

Nun leb wohl, mein einzig Herz, Du wirst wohl über Acht Tage wieder kommen, aber nicht bey schlechtem Wetter! Leb wohl, schlaf wohl, mein Bestes! — — —

55. VON DIOTIMA

Sonnabend

Nur wenig Worte lassen sich machen, mein Theurer! von dem Einen, das, seit ich Dein liebes Bild gesehen, im wachen, und im träumen gleich einer leisen lieblichen Melodie in mir nach tönt. — — An dem Abend, wo meine liebende Worte in Deine Seele übergangen, und ich mir das holde Feuer, das sie in Deinen Engels Augen entzündeten, so lebhaft vormahlen konnte, wie wurde mir da so wohl und leicht um's Herz. Meine lange dem Gefänge verschloßnen Lippen lispelten unwillkührlich ihre alten lieblings Lieder wieder, und es hatte lange schon gedauret, bis ich es lächlend bemerkte. — — O! ihr glücklichen! glücklichen! Vögel, dachte ich da! — — Und mir war so unbeschreiblich wohl dabey, daß ich die Stimme der Natur in mir vernahm, und ich dankte ihr mit gerührtem Herzen. — — — — —

Montag

Denke nur! gestern Abend bekomme ich durch die S... die höchst unerwartete Nachricht, daß Z... von Bern (der vor 5 Jahren mir das Fragement von Dir schrieb) ab so eben bei ihr gewesen sey. Das griff stark in meine ruhige Stimmung ein, und es fiel mir gleich auf's Herz, ob auch wohl diese Erscheinung Dir nicht irgend eine Art von Bekümmerniß bringen mögte, und es beunruhigte mich sehr. Aber um's Himmels willen, mein Einziger, laß es Dir nur keine Sorge machen, es wäre sicher unnöthig. Ich betheure Dir noch einmal: Er war mir nie mehr als Bruder, und Freund! und kann mir nie mehr werden. Aber Du kennst mich ja, und Du hast tausend Beweise, wie mein Herz Dir hingegeben ist, und Du weißt, daß, wenn man gegen die Liebe fehlt, man sich selbst am meisten verwundet. Vertraue fest auf mich, und laß auch diese Worte Dich nicht irren, als wären sie nöthig, zu Deinem Herzen hab ich nicht gesprochen. — — — —

Ich habe ihn den Sonntag Abend wiedergesehen, er ließ sich durch einen Anverwandten von uns, B..., bey mir als einen alten Freund vorstellen. Ich habe ihn sehr verändert gefunden, er sagt auch, er hätte von seinen Kräfften dem Vaterlande sein Contingent bezahlt, und wolle jetzt einmal die andern sorgen lassen, er würde wohl einige Zeit hier bleiben, vermuthlich aber erst nach Hamburg reifen.

Wenn es Dich nur nicht stört, so ist es mir in einer Rücksicht lieb, wieder einmal einen Menschen um mich zu haben, mit dem ich ohne Zurückhaltung und mit Zutrauen sprechen kann. Wie gerne werd' ich von

Dir mit ihm sprechen, und wie sehr wird das mein Herz erleichtern. Ich werde ihm nie entfernend begegnen, denn dieß wäre aus mehr als einem Grund nicht gut, aber mit dem ganzen Gefühl und Stolz meiner Liebe werde ich mich ihm entgegenstellen, und er wird gewiß sie ehren.

Mittwoch

Der Himmel ist so klar heute. Morgen kömmt Du gewiß, wenn ich nur Nachricht von Dir kriege, gute Nachrichten! Wie ist die Zukunft mir so dunkel, es komme aber, wie es wolle, Dich lasse ich nie, mich findest Du immer wieder! — — — —

Donnerstag — 11 Uhr

O! mein Herz! wie danke ich Dir. Du bist da! — schon war mir so bange, Du mögtest krank seyn. Denn das wußte ich wohl, das schlechteste Wetter würde Dich heute nicht abhalten, mir die Freude zu machen heute etwas von Dir zu hören! Wie bitte ich den Himmel um eine günstige Minute, was ich hören werde, wird gut seyn. Du sahest heiter aus, könntest Du meine Rührung sehen und an meinem klopfenden Herzen es fühlen, wie sehr diese Ahndung mich freut! — Aber Du Guter, werden auch meine Nachrichten Dich nicht kümmern? — O! laß es nicht! — — Wer weiß, wie es kommen kann, wozu es gut ist, wenn ich meinen Schmerz, so fern und doch so nahe Dir zu leben, ganz, mit Wahrheit, vor einem sichern Freund enthülle! — — — — — Denke auch mit Gewißheit, daß ich immer nach Deinem Sinn nur das Nöthigste sagen werde, und daß unsere liebste Liebe immer nur uns be-

kannt, und ein heiliges Geheimniß bleiben wird. Auf die größte Zartheit kannst Du bey mir rechnen.

Darum laß Dich nichts kümmern. Sieh! ich würde gewiß Dir nicht so viel sagen, weil mir immer ist als beleidigte ich die Liebe, wenn ich Dich nicht kennte, und nicht wüßte, wie Du so leicht durch Deine Phantasie irre geleitet Dir die Sachen anders vorstellst, als sie sind. Darum spreche ich Dir davon, lege es aber nicht anders aus.

Du hattest ein Buch in der Hand! wie freut es mich schon. Von unserer künftigen Einrichtung, von einander zu hören, kann ich jetzt nichts sagen, als daß es beym alten bleibt, wenn Deine Nachrichten es nicht ändern. Mich wirst Du immer finden! — Und immer Dein, so lange ich lebe, unvergeßlich Lieber! — — —

Ich kann nicht mehr schreiben, denn meine Augen nehmen die Rührung zu sehr an. Vielleicht heute Nachmittag noch ein paar Worte. —

Ach! es war doch nicht das letzte mal, daß ich Dich sah! — Nein! ich kann, ich mag es nicht denken! O! laß mich hoffen! — — — laß mich diese Gedanken verbannen. — — — Himmel! welch ein Wetter, wie unruhig macht es mich, gehe nicht, wenn's so bleibt, Du könntest krank werden. O! schone Dich nur mein Bestes! Wann werde ich künftig wieder von Dir hören können? Wenn es doch nur schon Abend wäre, und ich hätte, was mich so freuen wird, in sichern Händen. Was wir leiden müssen, ist unbeschreiblich, aber warum wir's leiden, ist auch unbeschreiblich.

Da dachte ich ehe Du kamst, ob Du künftig (wenn es feyn wird,) nicht in den Wintertagen erst um 11 Uhr statt um 10 Uhr an der Ecke erschienenst, oder wenn es Dir lieber wäre erst um 3 Uhr? Denn ich glaube, Du hast Dich heute recht geeilt, und ich mögte nicht, daß Du im Dunkeln von Hause gingest. — Ich mögte Dir so viel noch sagen, aber ich werde nur gleich so wehmüthig, und weiß mir nach her nicht zu helfen. Doch noch dieß: daß ich wieder völlig gesund bin. Lebe wohl! Lebe wohl! Ewig bleib ich Dir treu.

56. VON EBEL

Novbr. 99.

Entschuldigt sein langes Stillschweigen durch die bewegte Lage, in der er sich gegenwärtig befinde. Meine Seele, fügt er noch hinzu, war in diesem Sommer zu allgewaltig von gewissen Ideen und Gefühlen hingerissen, als daß ich derselbe vorige hätte sein können, und dieser Stimmung allein dürfen Sie es zuschreiben, wenn ich eine Nachlässigkeit beging, welche ich mir nicht verzeihe. Ich habe mich endlich aus dieser Gemüthslage wieder ins Leben empor gearbeitet, und ich eile, Ihnen zu antworten.

Hr. v. Humbold . . . abgereift.

Ebel selbst geht mit vollem Interesse auf die Tendenz der beabsichtigten Zeitschrift ein. Allein da ich mein Brodstudium verfolgen muß, und nebenbei mein angefangenes Werk fortzusetzen mich bemühe, so finde ich mich bis jetzt außer Stand, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Sein Sie aber versichert, daß, sobald es

[die] Umstände erlauben, ich suchen werde, Ihnen Bruchstücke zu schicken. Ich spreche mit einigen guten Köpfen, vielleicht bin ich so glücklich, Ihnen einen andern Mitarbeiter zu verschaffen.

Sie leben in Homburg und haben sich von Gontards losgemacht — dies war mir bis zu Empfang Ihres Briefes unbekannt. Es scheint, Sie dachten mich unterrichtet, da Sie von allem dem nichts sagen. Ich wünsche, daß Sie in Ihrer unabhängigen Lage im Schooße der Mufen höhern innern Genuß erndten, als ich im Schmutze der hiesigen wirklichen Menschenwelt. Hier schöpft man bisweilen Lebenshauch in den Sälen der Produkte des Kunstgenies, aber nicht unter den lebendigen. Obgleich unter Schmerzgefühl, so lernt man doch hier an der menschlichen Natur viel. Mit unveränderlichen Gefinnungen der Freundschaft und Achtung

ftets der Ihrige

Dr. Ebel.

Grüßen Sie Hrn. Sinklair bestens von mir.

57. VON DIOTIMA

Wie sehr mich Deine letzten Briefe freuten, mein Bester, kann ich Dir nicht genug sagen, sie belohnten mir reichlich die Angst, die ich, um sie zu bekommen, gehabt hatte. Denn ich kann es nicht beschreiben, welche Furcht mich ergriff, als ich unten am Fenster Dich nirgends erblickte, ich dachte, der helle Mondenschein hätte Dich wohl verrathen, und wie ich nun von einem Fenster zum andern laufchte und Du Dich

nicht sehen ließeſt, ſingen mir die Knie ſo gewaltig zu zittern an, daß ich mich kaum noch halten konnte; in Ungewißheit zu bleiben war mir ſchrecklich, und nun dachte ich immer, es würde irgend jemand hinter mir in's Zimmer kommen, und ich mich auch verathen, als Du zum Glücke noch kameſt. Ich eilte nun mit meinen Schätzen in mein ſtilles Stübgen, da konnte ich aber vor Herzklopfen und Wallung kein Wort leſen, ich ſing Deine Briefe von hinten und vorne an, konnte aber dieſen Abend den wahren Sinn nicht finden, bis ich die Tage nach her ruhiger wurde. Da erfreuten und ſtärkten ſie mein Herz, und ſtiller Dank ſeegnete Dich und flog zu Dir hinüber.

Meine Furcht hat mich nun faſt beſtimmt, es dieſen Winter nicht wieder zu verſuchen auf ſolche Art, Nachrichten zu bekommen, um ſo mehr da wir in einigen Monathen ſchon Frühlings Anfang haben; ſollteſt Du mir nothwendig etwas zu ſagen haben, iſt es immer noch weniger gewagt, wenn Du mir in einigen alten Büchern eingekloſſen unter meiner Adreſſe ein Paquet ſchickeſt nach der letzten Abrede, ſo daß ich die Stunde wiſſen kann.

Du wünſcheſt, daß ich Dir erzähle, wie ich mit meiner Geſellſchaft zufrieden bin. Da muß ich Dir denn aufrichtig ſagen, daß ich eigentlich gar keine habe, und daß ich den ganzen Sommer über wegen meiner Unpäßlichkeit kaum 6 mal aus dem Hauſe gekommen bin. Selbſt meine Geſchwifter waren wenig bey mir, ſie fanden beyde in der Nachbarschaft ihren kleinen galanten verliebten Zeitvertreib; durch die fatale, jetzt in Hamburg mode gewordene Art verwöhnt, ſtimm-

ten sie in dieser Rücksicht so wie in vielen gar nicht zu mir, und ich saß oft da allein, mit meiner edeln Liebe im Herzen, empört, daß diese nichts gelten sollte, indeß Eitelkeit und armseliges Wesen sein Fortkommen in der Welt findet.

Aber es ist für die Menschen leicht leben zu lassen, was sie im Grunde nicht achten; nur das, was sie beneiden können, möchten sie stöhen, und nur das Wesen, welches wahre Liebe erregt, wird um der Liebe willen geplagt. Ich fühle es immer mehr, ich passe zu den weltlichen Verhältnissen nicht, und tuhe besser, mit meiner stillen Seele allein zu leben.

An demselben Morgen, da Du wieder hinüber gingst, kam ein paar Stunden nachher Z... in Reisekleidern, und fragte, ob ich nichts nach Hamburg zu bestellen hätte? Er ist seitdem dort angekommen und wird wohl noch einige Monathe dort zubringen, um wegen Geschäften seinem Bruder, der in America ist, näher zu seyn.

Nun muß ich Dir doch noch sagen, woher meine Abneigung gegen Deinen Aufenthalt in Jena kömmt, um daß Du Dich an mir nicht irrest, denn wovon Du mir schreibest, habe ich auch nicht die leiseste Ahndung gehabt, auch hat mir niemand was gesagt. Alles kömmt eben daher, weil Weimar nur eine halbe Tagereise von Jena ist.

Ich kam diesen Sommer zufällig in das Haus einer Dame, welches, zwar unbewohnt, der Frau *la Roche* und ihrer Enkelinn zum Quartier eingeräumt war; ich glaube, diese Wohnung kann Dir nicht unbekannt seyn. Nun hörte ich vor einiger Zeit, vor ganz gewiß,

daß Schiller diesen Winter nach Weimar in dieses Haus ziehen würde. Du könntest doch nicht um hin, ihn zu besuchen, es könnte Dir wohl nicht angenehm seyn, und was ich dabey empfinden würde, fühlte ich genug an meinem hochklopfenden Herzen, als ich zufällig einige Stunden dort zubrachte. Damals schrieb ich Dir nicht davon, weil ich Deine Idee noch nicht merkte, und es nicht zur Sache gehörte. Ich glaube aber jetzt es Dir und mir selbst schuldig zu seyn, Dir diese Schwachheit zu entdecken. Ich weiß es wohl, vor dem hohen Ideal der Liebe gelten solche Schwachheiten nicht und verdienen Verdammung, aber vor der Menschlichen Empfindung der Liebe! Schonung — Du verstehst mich! — — —

58. VON SCHMID

Tuttlingen, in der Gegend von Schaffhausen, den 19. Dez. 1799.

Warum er gar keine Nachricht von ihm bekomme?

Schickt ihm einige Gedichte: Böse Ahndungen. — Sprache der Liebe.

Was denn aus seinen Gedichten geworden sei?

Wir sind noch nicht in Winterquartieren und ziemlich in Bewegung.

59. VON MUHRBECK

.
Die tiefste Achtung ergriff mich von neuem in feiner Vorlesung über Transcendentalphilosophie — seine Bestimmtheit, die ich in einigen Theilen für vollendet

halte, zwang sie mir ab — und die Freude eine so völlige Übereinstimmung mit meinen Gedanken zu finden war groß — es war mir so wohl in gesunder Natur des Gedankens Bewegungen zu fühlen — sein Blick war so fest — und so keusch. — Sein Gang war in den drei Stunden, die ich hospitierte, dieser: er stand bei der Geschichte, fand 3 Perioden, in der 1) des blinden Schicksals — 2) Spuren der Vorsehung (so mußte die Intelligenz der Natur dem handelnden Menschen erscheinen) — 3) „dann wird Gott seyn“. — Und wie er das sagte — so fest — so kalt wie es sich vom Katheder gebührte und so ernst. — Die Mönchsluft des Hörsals konnte die Träne nicht zurückhalten — die Brust schwoh mir so mächtig — hätte ich Recht gehabt mich in seine Arme zu werfen und ihm die Hand zum Bunde zu reichen.

60. VON STEINKOPF

Stuttgart, den 12. Jänner 1800.

H. werde seine beiden Briefe bekommen haben. Heute schickt er ihm durch Landauer die beiden Manuskripte von Schmid und Prof. Jung zurück.

Er habe Landauer, der ihm sagte, daß er H. ohne Zweifel selbst sprechen würde, gebeten, die Materie auf dessen von ihnen allen gewünschte Hierherkunft zu richten, und hofft günstige Antwort von Landauer mitgebracht zu sehen.

Vielleicht gebe H. Landauer auch einiges Manuskript mit.

61. VON DIOTIMA

Freitag den 31ten Januar

Ich muß wohl jetzt daran denken ein Briefchen für Dich in Bereitschaft zu legen, denn vielleicht wirst Du nächsten Donnerstag kommen. Und dann möchte die Zeit zu kurz und zu unruhig seyn; wenn ich doch wissen könnte, ob Du wirklich in Deine Vaterstadt gewesen oder noch bist? Wie gerne gönnte ich Dir und Deinen Guten diese herzliche Freude! —

Vor acht Tagen waren Landesleute von Dir bey uns zu Tische, es war mir nicht anders, als müßten diese Dich gesehen haben, und ich fühlte darum mich recht wohl in ihrer Gesellschaft. Auch ihre Sprache war mir gefällig und ich meinte immer, wenn sie allein mit mir wären, würden sie von Dir sprechen; wie gerne hätte ich das gewollt mit Menschen, die Dich kennen und Dich schätzen wie ich. In Gedanken war ich oft bey Dir und meinte, daß auch mein Andenken Dich im Cirkel Deiner Familie nicht stören würde, und die sanften Gefühle der Liebe für diese noch mehr nährte, weil Du mehr noch wie sonst der Theilnahme bedarfst, und nachsichtiger bist.

Solltest Du mit ihnen auch für die Zukunft etwas ausgemacht, und gefunden haben, das Dir angemessen wäre? Ich mögte so gerne manches wissen und doch werde ich mich noch gedulden müssen! Mit Vergnügen berechnete ich letzt mit Deinen Landesleuten, daß sie nicht weiter von uns zu Hause wären, als unser liebes Caffel von hier entfernt ist, und dieß dünkte mir das letzte mal nur eine Spazierfahrt! Weiter

geheft Du doch nie von mir? — — — Nie ganz? — — —
Dahin kömmt Du immer wieder! und auch wieder
zu mir! Wie gerne ich Dich an Deinem rechten Platz
sähe, kannst Du denken. Doch wähle behutsam, und
greiffe nur nicht das unrechte; ich kann nächstens
noch nichts von Dir hören, wenn Du Dich nicht
entschließen willst, mir ein Paquet zuzuschicken;
wenn es für Dich nothwendig ist, so tuhe es ungehin-
dert, es wird wohl glücklich gehen; erscheinst Du
selbst, nehme ich es für ein Zeichen, daß ich ruhig
warten kann, und so binn ich einigermaßen entschädigt,
wenn ich Nachrichten mir als Entfernung von Dir
vorstelle, und wünsche sie nicht so sehnlich, wie ich
sonst thun würde. Ich sehe Dich! und Du bist nahe,
kann und muß ich damit nicht mehr als zufrieden
seyn?

Auch will ich Dir nur gleich sagen, daß ich jetzt
nicht mehr die Briefgen herunterwerfen werde, weil
ich Verdacht ahndete, (vielleicht aber ganz ungegrün-
det). Sollte es künftigen Monath also nur irgend gut
Wetter und trocken seyn, so daß ich natürlicher Weise
hienaus gehen kann, bitte ich Dich um 10 Uhr zu
erscheinen, und so werde ich um 11 Uhr denselben
Tag mich an den bewuften Platz einfinden. Sollte
es aber ohne Verdacht zu erregen nicht angehen, wirft
Du mich nur sehen. Wie viel mir daran liegt dann
von Dir zu hören, kann ich Dir leicht erklären: weil
zu Ende März mein Bruder wieder hier her kömmt,
und ich dann feltner ohne Begleitung bin. Er wird mit
seiner Frau wieder den Sommer bey uns zu bringen.
Solltest Du mir also etwas schicken wollen, so tuhe es

vorher. Vielleicht möchten auch Kriegsunruhen das Spaziergehen hindern. Dann schicke mir etwas in jedem Fall wie verabredet, ich gebe dem Überbringer auch ein Buch zurück; zur Gewißheit, daß wir beyde das unfrige erhalten, kannst Du um 11 Uhr wieder an der Ecke einen Augenblick erscheinen, wo ich Dir übrigens rathe, nie zu lange zu verweilen, weil oben ein kranker Nachbar wohnt, der Langeweile hat. Kann ich nicht hienaus kommen, werde ich ein Tuch aus dem Fenster hängen.

Nun noch ein paar Worte von mir, wie ich lebte. Ich bin vollkommen gesund und die einsame Ruhe in meinem häuslichen Zimmer war mir sehr heilsam. Da fize ich so gerne zwischen meinen Blumen und arbeite, niemand gehet da mich zu stöhren an meinem stillen Fenster vorüber, nur ein Sperling kommt zuweilen, vom Fenster Brod zu picken, und die Wolken ziehen mir vorbey, ich folge ihnen oft, wann Abends hinter der Baum Gruppe im Hintergrund einige Strahlen der untergehenden Sonne durchscheinen, und mir ist wohl! Die sanfte melancholische Trauer in meinem Gemüth, die wohl niemals daraus sich verwischen wird und soll, stimmt mich empfänglicher für jede kleine Freude. Dankbarer fühl ich sie! übermüthig wird nie mein Herz, und die Trähne des Mitleids und des Wohlwollens ist immer mir näher, so will ich bleiben! so bist auch Du! — — —

Ich war auch diesen Winter etwas gefelliger und besuchte zuweilen unsere alten Gefellschafften. Die lange Einsamkeit und das Neue machte, daß ich mehr Vergnügen wie sonst dort fand, und gerne sah man mich

wieder, einige mahl wurde mir auch gesagt, daß ich wieder viel besser ausfähe, und heitrer wäre, und sicher kannst Du es nur meinen Worten glauben, daß meine Gefundheit wieder hergestellt ist. Wüfte ich doch daselbe von Dir! — — —

Donnerstag

Du bist wirklich gekommen! — Ich hoffte es nicht. Bist Du gar nicht fort gewesen? hast doch nicht um meinentwillen Dich einer Freude beraubt? Gute! beste Seele! möchtest Du doch Freude haben, und ich sie Dir noch geben können! — — Ich weis nicht, ich bin so ängstlich, ich meine immer, wir möchten verrathen werden, und die Hindernisse, die schon jetzt fast nicht zu zwingen sind, sich noch vermehren; wenn Du nur dieß mal noch meine Worte hättest, dann wollte ich gerne entbehren, ich weiß ja doch, Du hast mich lieb, wie ich Dich, und das kann mir niemand nehmen.

Sahest Du nicht blaß aus? Du wirfst doch nicht krank gewesen seyn? Du erhältst Dich ich weiß es um meinentwillen! — — — — Und versagst Dir auch keine Freude, die sich Dir darbiethet. Du suchest sie nicht? aber Du weifest sie auch nicht unfreundlich von Dir! nicht wahr mein Theurer? — —

Wenn Du morgen kömmt, kann ich ruhig seyn! Ich bin es gewiß und habe Ursache genug, mich zu freuen.

Leb wohl! Leb wohl! nahe oder ferne doch immer bey mir. Und so mit mir verwebt bist Du, daß nichts Dich von mir trennen kann. Wir sind beyfammen, wo wir auch sind, und bald hoffe ich Dich wieder zu sehen.

Sage es mir ja recht deutlich, wie Dir ist. — Und forge auch um meinentwillen für Dich.

Z... ist immer noch in Hamburg, und ich weiß nicht, wann er wieder kommt und ob er sich hier aufhalten wird. Doch ich glaube wohl, wenn er kann, wird er ein wenig hier bleiben.

Deine lieben Gedichte habe ich alle mit unaussprechlicher Freude gelesen! Deine Briefe habe ich mir alle wie ein Buch zusammen gelegt, und wenn ich einmal lange nichts von Dir hören sollte, will ich darinnen lesen, und denken: es ist noch so! Tuhe Du das nehmliche, und glaube; und im innersten Leben bleibt, so lange wir bleiben, was an einander uns kettet, und ich kann den Glauben nie aufgeben, daß wir uns wiederfinden in der Weldt, und noch Freude haben werden. Sey nur noch glücklich (wie wir es meinen) und glaube, daß, wie Du es anfängst, wenn es nur gelingt, mir gewiß lieb ist. Nur wähle nicht, was Dir nicht anpaßt. Könntest Du fühlen, wie Dein schönstes Bild oft lebendig in mir aufblüht, dann würdest Du auch fühlen, wie alles alles, was mich umgiebt, ihm weichen muß, und wie jede leise Empfindung in mir die Große Einzige für Dich nur weckt und mich ganz Dir hingiebt! — — — — —
Darum scheue Dein Herz nicht und glaube wie ich, daß wir ewig unfer und nur unfer find.

62. VON EMERICH

Mainz, 13. Ventos 8.

Schreibt über den zweiten Teil des Hyperion, den er nun gelesen, entzückt. Das Urtheil über die Deutschen aber hat ihn

empört. — Erwartet, wie Böhlendorff, einen dritten Teil.
(Großer Verehrer Hölderlins. Du und Du mit ihm.)

63. VON DIOTIMA

.
Er wird Deine Zimmer oben beziehen, an Deinem Schreibpult sitzen, gerne werde ich dann wieder hinauf gehen, und mit stiller Freude sehen, wie Deine vorige Wohnung durch seine Gegenwart geehrt wird. Keinen andern hätte ich sie jemals gegönnt, und Du wohl auch nicht? Er wird wohl zuweilen eine verstohlene Thräne in meinem Auge sehen, wenn ich zu ihm komme, mich fühlend verstehen, und in seiner Seele werde ich ruhe finden.

Wie freue ich mich schon auf Morgen! ich werde wieder von Dir hören. Was es auch ey, es ist alles gut, Du machest es gewiß, wie es immer am Besten ist, und ich habe Zutrauen in das Schicksaal, ich glaube, es muß Dir gut gehen. Ich werde wieder für lange Nahrung bekommen. Aber Du wirst Dich jetzt wieder gedulden müssen, weil Du wohl den künftigen Monath nichts von mir erfahren wirst; ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Weil gerade meine Verwandten kommen und es sonst auch leicht in der Famillie eine Veränderung geben kann, ist es wohl besser, wenn Du gar nicht kömmt. Da ich aber Deine künftige Bestimmung nicht wissen kann, will ich Dir nichts vorschreiben, und ich werde, wenn es irgend möglich ist ganz nach Deiner Vorschrift mich richten.

Wir werden aber wohl nichts eher von einander bekommen, bis wir einmal wieder im Garten wohnen

Der 1te Donnerstag im May fällt gerade auf den 1ten, und so viel ich mich erinnere, waren wir um diese Zeit des vorigen Jahres noch nicht draußen, und allein einen Spaziergang zu machen mögte für die Andern wohl zu auffallend seyn. Wenn Du also den 2ten oder 3ten Donnerstag erst darauf rechnetest, wäre es wohl sicherer. Vor einiger Zeit fiel mir ein, ob wir künftig im Nothfall nicht durch den Herrn Landauer Nachricht von einander bekommen könnten; er ist Dein Freund, und war auch letzt gegen mich besonders höflich und artig. Es müßte aber mit der äußersten Vorsicht und Schonung geschehen, um daß er selbst auch in keinen Verdacht käme. Es ist nur so ein Gedanke, und wenn Du ihn nicht gut findest, wollen wir weiter nichts darüber sprechen, Du kannst indeß immer durch ihn von mir zuweilen indirecte Nachricht bekommen. Die künftige Messe wird er wohl hier her kommen, Du kannst ihn aber, wenn Du ihn sehen solltest, fühlen machen, daß er nur mir Deinen Nahmen nennt. Ich kann Dir nicht sagen, wie neugierig ich bin Deine künftige Bestimmung zu hören. Wenn nur die Stunden der Erwartung schon überstanden wären! Ich kann nicht weiter schreiben. Lebe wohl! Lebe wohl! Du bist unvergänglich in mir! und bleibst, so lang ich bleibe. — — —

64. VON DEM BRUDER

Gröningen, 8. März 1800.

Teilt in Auftrag von Mutter und Schwester die schmerzliche Nachricht mit, daß der Schwager Prof. Bräunlin ihnen

durch den Tod entrisſen worden iſt. — Fordert ihn auf, zum Troſt der Schweſter zu den Seinigen zu kommen; er ſelbſt ſchiebt vorerſt ſeine Reiſe nach Blaubeuren auf, um, wenn jener bald komme, mit ihm dahin zu gehen.

65. VON DIOTIMA

Meine Schwiegermutter iſt geſtern geſtorben. Weiter kann ich Dir heute nichts ſagen. Leb wohl, leb wohl und erhalte Dich — — — — —

66. VON DIOTIMA

Wirſt Du morgen kommen? mein Theurer! Ich glaube es und doch mag ich mich nicht darauf verlaſſen, mein Sehnen möchte dann zu gewaltſam bleiben, wenn ich Dich nicht mehr ſehen ſollte. Der Entſchluß, im Cirkel Deiner Familie nützlich zu leben, iſt mir wie aus der Seele genommen, und es iſt jetzt durch die Umſtände Beſtimmung für Dich geworden, Deiner guten Schweſter alles zu ſeyn, was Du kannſt. Wie wird es Deinem Herzen wohl thun, wieder ein innig liebeführendes Weſen um Dich zu haben, dem Du vertrauen kannſt, und wie ſollte es mich nicht freuen! — Ich werde immer von Dir hören, ich werde Dich wiederſehen, ſobald es Dir möglich iſt. So oft wie bisher hätten wir doch nicht Nachricht haben können, gewiß nicht alle Monate, und ich hatte auch ſchon im Sinne Dir zu ſagen, daß wir nur alle halbe Jahr durch den Briefträger unfere Papiere austauſchen wollten, aber immer für einander, wenn wir eine glück-

lich fühlende Minute hätten, von einander hören wollten, und allerhand erzählen, was uns so einfiel, aus dem Herzen sprechen und uns Luft machen, wenn die Brust zuweilen so voll und gepreßt ist. So wollen wir es jetzt machen. Du kommst, wann Du kannst, und ich erwarte Dich ohne Ängstlichkeit. Einmal kommst Du mir gewiß.

Ich werde Dich wiedersehen! Diese Gewißheit soll mir niemand nehmen. Ich will standhaft Deinen Blick und Deinen Händedruck ertragen, daß ich nicht zu sehr erweicht werde, nach so langer Trennung, wieder zur Trennung, auszudauren. Und Dir dazu den Muth geben.

Jetzt ein paar Worte von meinem bisherigen Leben. Ich bin sehr wohl, und habe jetzt viele Beschäftigung, die mich ganz angenehm zerstreut und meine strebenden Kräfte auf eine belohnende Art in Thätigkeit setzt. Du weißt, daß wir jetzt in den Besitz des Gartens am Main gekommen sind; es war immer mein Wunsch, wie Du weißt, eigne Bäume zu pflanzen, mir etwas ganz nach meinem Sinne einzurichten, und eine kleine Landwirtschaft zu haben. Es gefällt mir dort jetzt, wie Du immer voraus sagtest, recht gut, ich lasse alles ganz einfach nach meiner Art bauen. 25 Morgen fruchtbares Land sind mir zum übersehen und Vergnügen völlig genug und geben mir Beschäftigung, wie ich sie liebe. Ich habe ein Jahr zur Einrichtung Zeit gewonnen, weil wir noch hier wohnen, und so muß künftigen Sommer alles fertig seyn.

Gestern sind wir erst hier her gezogen und mein Bruder kommt erst Sonnabend. Z... ist auch noch in

Hamburg, und man hört gar nichts von ihm. Wenn Du künftig an mich denkst, so stelle Dir nur immer vor, daß ich in irgend einer Beschäftigung bin, die mich freut. Und ich denke von Dir, daß Du etwas tust, was Dein gutes Herz Dir lohnt, so werden wir mit Heiterkeit an einander denken. Und muthig dem Wiedersehen, mit dem schnellen Lauf der Zeit, entgegen eilen, es sey! wann es sey, das Schicksaal bitten, daß der frohe Augenblick bald kommen möge, und vertrauen auf die geheimen Mächte, die unsere Schritte leiten. Nur bitte ich Dich, laß Dich in Deinem Verhältniß des Lebens durch das unfrige [nicht] stören, und laß mich immer Deine Vertraute bleiben. Du sollst nie dabey verlihren, denn Deine Freude ist auch die meinige.

Wenn Du künftig in der Stadt erscheinst und Du siehest ein weißes Tuch an meinem Fenster, so schicke die Briefe nicht, und komme den nächsten Morgen wieder, siehest Du nichts, so schicke sie sogleich und kehre auch dann noch einmal zurück zum Zeichen.

Donnerstag Morgen

Wirst Du nun kommen? — — — Die ganze Gegend ist stumm, und leer, ohne Dich! und ich bin so voll Angst; wie werde ich die starken Dir entgegen waltenden Gefühle wieder in den Busen verschließen und bewahren? — wenn Du nicht kömmst! — — — — Und wenn Du kömmst! ist es auch schwer! das Gleichgewicht zu halten, und nicht zu lebendig zu fühlen. Versprich mir, daß Du nicht zurück kommen und ruhig wieder von hier gehen willst, denn wenn

ich dieß nicht weiß, komme ich in die größte Spannung und Unruhe bis Morgen. Brich nicht im Ernste! und am Ende müssen wir doch wieder ruhig werden, doch laß uns mit Zuversicht unsern Weg gehen und uns in unserm Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen, daß er recht lange noch für uns bleiben möge, weil wir dann vollkommen edel fühlen und gestärkt — Leb wohl! Leb wohl! der Seegen des Himmels sey mit Dir.

67. VON DER PRINZESSIN AUGUSTE

Die Empfindungen der Dankbarkeit bei Erhaltung Ihrer Geschenke nötigen mich Ihnen diese Zeilen zu senden, auch der Wunsch begleitet sie, Ihres schmeichelhaften Lieds nicht unwürdig zu sein: doch das bin ich nicht. —

Ihre Laufbahn ist begonnen, so schön und sicher begonnen, daß sie keiner Ermunterung bedarf; nur meine wahre Freude an Ihre Siege und Fortschritte wird Sie immer begleiten.

Auguste.

68. VON CONZ

Ludwigsburg, 4. Okt. 1800.

Über den zweiten Teil des Hyperion, den er eben vom Buchbinder bekommen und gelesen.

69. VON VERMEHREN

Jena, den 28. November 1800.

Ihre sich überall lebendig darstellende Humanität läßt mich Verzeihung hoffen, wenn ich, da ich Ihnen vielleicht gänzlich unbekannt bin, mich ohne Rückhalt geradezu an Sie wende, um von Ihrer Güte einen Wunsch, der mir sehr am Herzen liegt, erfüllt zu sehen. Es ist tiefe Trauer auf dem teutschen Parnasse, daß *Voss* und *Schiller* aufgehört haben, einen Almanach herauszugeben. — Aus dem holden Munde einer der zarten neun Schwestern habe ich in einem seeligen Traume den Auftrag erhalten, diese Trauer, so viel in meinen Kräften steht, in Freude zu verwandeln. — Nach diesem Auftrage, den ich gewissenhaft auszuführen bemüht seyn werde, können Sie sich selbst sagen, daß es durchaus nicht meine Absicht seyn kann, die zahllose Anzahl der Almanache noch mit einem neuen zu vermehren, der die übrigen nicht durch seinen inneren Gehalt überträfe. Mein Wille und Zweck ist, eine Sammlung von Poëfien zu veranstalten, die, in einen schönen Kranz gewunden, unserem teutschen Genius ewig blühende Lorbeern ertheilen und den Stempel der Unvergänglichkeit an sich tragen; aber wie soll ich diesen Willen zur That erheben, wie soll ich diesen Zweck erreichen, wenn ich mich nicht kühn an die bewährten Männer wende, die allein meinem Unternehmen die Krone aufsetzen können? — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, werden Sie meine ergebene Bitte entschuldigen, mich mit einigen Beiträgen von Ihrer Hand zu beehren. Und sollte ich

auch nur das Glück haben, ein Gedicht mit dem Namen *Hölderlin* unterzeichnen zu dürfen, so würde Ihnen mein Dank aus vollem Herzen zufließen, und die Mufen sich liebend zu Ihnen neigen, weil Sie das denselben geweihte Opfer der göttlichen Vollkommenheit näher brachten. — Daß ich Sie zu einer Gesellschaft einlade, die Ihrer nicht unwürdig ist, mögen Ihnen die Namen von *Goethe, Schiller, Voß, Matthisson, Kosegarten, Klopstock, Sophie Mereau* beweisen, die mir Beiträge fest versprochen haben. Ich könnte Ihnen noch eine ganze Reihe von Dichtern hennennen, welche Deutschland unter seine vorzüglicheren zählt, aber wozu das, da Sie nicht gewohnt sind, aus fremdem, sondern aus eigenem Antriebe zu handeln? — Sollte ich auf Beiträge von Ihrer Güte rechnen dürfen, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir nächstens mit ein Paar Worten darüber Auskunft gäben. — Wenn Sie es mir erlauben, werde ich Sie dann im Februar oder März an Ihr freundliches Versprechen erinnern, weil ich das Manuscript zu Ende des März 1801 arrangirt haben muß, da der Almanach auf 1802 herauskommen soll. Mit Hochachtung unterschreibe ich mich

Ihr ergebener Diener

Johann Bernhard Vermehren

70. VON CONZ

Ludwigsburg, 14. Dez. 1800.

Hat, H. s. Wunsche zufolge, vor einigen Wochen durch Kerner wegen einer Hofmeisterstelle, die er suche, an Reinhard nach Bern geschrieben. Nun ist Antwort da. Reinhard weist auf eine

offne Hofmeisterstelle in Trogen, Kanton Appenzell, bei einem reichen Fabrikanten, der eine Tochter von Salomon Geßner zur Frau hat. — Sein vortreffliches Gedicht (Archipelagus) werde er durch Haug erhalten haben.

71. VON GONZENBACH

Hauptweil, 18. Dez. 1800.

Bietet ihm die Erziehungsstelle bei seinen jüngern Töchtern an, die H. schon gegen den Sohn Emanuel annehmen zu wollen persönlich erklärt hat.

72. VON SCHMID

Friedberg, 15. Jan. 1801.

Hat sein Drama unlängst beendigt (vom früheren, das er nach Berlin geschickt, weiß er gar nichts) und läßt es eben auf eigne Kosten drucken. In vier Wochen wird es fertig sein. Nun graut ihm aber vor dem Jammer der Rezensionen, besonders der Jenaischen Literatur-Zeitung, nachdem Schlegel abgetreten ist. Ob H. nicht die Rezension dieses Stückes, das er ihm sogleich zusenden würde, übernehmen wolle. Durch einen von Schmid's Freunden könnte sie nach Jena gesendet werden. Oder wolltest Du dies Geschäft nicht gerne selbst übernehmen, so stehst Du vielleicht mit Huber in Connexion, den Du dazu auffordern könntest, und von dem wohl eine gründliche Beurtheilung sich erwarten ließe. Er wünscht, daß bis zur Messe eine Rezension erschiene.

73. VON SÜSSKIND

Tübingen, 22. Jan. 1801.

Bälde, mein Lieber, als Du es vielleicht selbst erwartetest, kann ich Deinen Wunsch erfüllen, Dir die Recension Deines Hyperions zu schicken. Sie ist eben erschienen, und da Freund Schoell uns angeboten hat, Aufträge an Dich zu besorgen, so ergreife ich diese Gelegenheit sogleich, Dir dieselbe zuzustellen. Wahrscheinlich wirst Du mit ihr zufrieden sein. Die richtige und humane Denkart ihres Verfassers scheinen mir unverkennbar zu sein, Du darfst sie mir nicht mehr zurückschicken, behalte sie als Dein Eigenthum. — Nennt sich H.'s Jugendfreund und hat ihn noch vor der Abreise gesehen.

74. VON SCHMID

Friedberg b. Frcfurt a. Mayn.
den 3^{ten} Febr. 1801.

Das waren wieder köstliche Worte des hohen Geistes, hervorgequollen aus der heiligen Tiefe, wo das unvergänglich jugendliche Leben sich regt, — und sie haben auf Leben getroffen, das widertönend von ihnen erzitterte.

Nächstens mehr, wann ich Dir das Gedicht schicke. Es sollte schnell gedruckt werden, auch wegen des Professorwesens. Ein hiesiger Bekannte sagte: lassen wir es auf gemeinschaftliche Kosten drucken. Um nun den Buchhändlerklauen etwas zu entreifen, haben wir von unfren Bekannten Subskription angenommen. Ich muthe Dir natürlich nichts von Subskribentensammeln

zu; lege aber doch in der Absicht einige Ankündigungen bey, daß wenn Du einige Deiner Bekannten aus euren Gegenden darauf aufmerksam machen wolltest, sie Exemplare bey meinem Bruder in *Basel* um den Subskriptionspreis bekommen könnten. Die Adresse meines Bruders ist: „*Ludwig Schmid* bey Hrn. *Fürstenberger* und Sohn.“

Denke an Deinen Fernen, wenn Du heiter die Gletscher aus Eurer Gegend siehst und die sieben Berge im Toggenburger Lande. Ich durchzog die Gegend als Krieger und sah mit wunderbaren Empfindungen da manchmal hinauf.

Dein

S. S.

75. VON SCHMID

Friedberg, den 22. Febr. 1801.

Schickt ihm sein Gedicht: Die Heroine. Dies scheint obiges Drama zu sein. H. soll seine Gedanken recht bald darüber aussprechen. Ich freue mich auch sehr darüber, daß Du Dich so viel als möglich in die Zeitungssprache fügen willst.

76. VON VERMEHREN

Jena, 27. Febr. 1801.

Ladet ihn zu seinem Almanach ein, den er herausgibt, weil Schiller und Voß den ihrigen aufgegeben. — Bis Anfang April müsse er aber den Beitrag sich erbitten.

77. VON GONZENBACH

Sie werden Sich erinnern, mein Hochgeschätzter Herr und Freund, daß sowohl mein Sohn, als auch ich, Ihnen

von zwey jungen Knaben aus meiner *famille* gesprochen, welche zu mir kommen follten, und die eigentlich der Hauptgegenstand meines Erziehungs-Plans waren. — Da sich nun, durch unvorgesehene Zufälle, die größte Wahrscheinlichkeit zeigt, daß diese Knaben eine andere Bestimmung haben werden, und allso dardurch das Hauptfächlichste meiner Absichten wegfällt, so werden *Sie* mir nicht übeldeuten, wenn ich, um *Sie* in keine nachtheilige Verlegenheit zu sezen, *Sie* hiermit in Zeiten davon benachrichtige, und höflichst erfuche sich nach diesen Umständen gefälligst zu richten, und Ihre Maßregeln darnach zu nehmen; das heißt, mit Ihrer besten Bequemlichkeit, indem mein einziger Wunsch ist, daß *Sie* sich dabey gänzlich nach Ihrer *Convenienz* in allen Rücksichten richten. —

Ich bedaure von Herzen, daß uns das Schickfahl so bald wieder trennen soll, da aber die Wendungen desselben nicht in unserer Macht stehen, so hoffe ich, *Sie* werden mir diese Nothwendigkeit nicht zurechnen, sondern mich auch in der Ferne mit der Fortdauer Ihrer schätzbaren Freundschaft beehren, sowie Ihnen die meinige lebenslänglich gewidmet bleiben wird. —

Mit den aufrichtigen Gefinnungen unwandelbarer Hochachtung

Ihr

ergebenster

A. Gonzenbach

Hauptweil d. 11ten Aprill

1801.

78. VON VERMEHREN

Jena, 4. Mai 1801.

Spricht den Dank [aus] für die von H. empfangenen Gedichte. — Von den Elegien kommen nur die 4 ersten in den Almanach; die übrigen werden als Fortsetzung in dem nächsten Jahrgange folgen. . . . Ich stehe mit *Tieck* in keiner Verbindung. Da Sie aber den *Archipelagus* in dessen poëtischem Journale gerner sehen, so will ich mich durch *Fr. Schlegel*, mit dem ich genau liirt bin, erkundigen, ob es in seinem Plane liege, größere Gedichte von fremden Mitarbeitern aufzunehmen. — Bittet ihn auch für die Folge um Beiträge für seinen Almanach. Krönen Sie mein Werk immer so, wie Sie es diesmal krönten!

79. VON CHARLOTTE VON KALB

Mainz den 15. May.

Ein Jahr schon bin ich in dieser Gegend. — am Neckar und Rhein, bewohnte Wimpfen bey Heilbronn, Heidelberg, Offenbach. An jedem Ort waren Sie gewesen — — Anfang Juni gehe ich ins Wisbad — Im July bin ich wahrscheinlich in Mannheim — später im Herbst wohl wieder in Franken. — Wenn Sie eine Reife in diese Gegend führt, will ich wenigstens Ihnen meine Gegenwart bekannt machen. — Ihnen einen Brief voll treuesten Inhalts zu schreiben, wäre nach solcher langen Entfernung und Schweigen unmöglich. — Wir kannten uns — was die Zeit und die Gelegenheit und unsere Entwicklung — uns erlaubte zu sein — Raftlose — denkende Wesen sind in 6 Jahren ganz noch was anderes geworden, so schnell die Veränderung im äußern in jüngern Jahren — so schnell die Ver-

änderung in Urteil, Denken und Gefinnung in weisen. — Auch meine Seele hat sich mehr entwickelt und ich bin bis jetzt nur durch den Druck des Zufalls mehr befreit worden. — Kein Wort mehr. — Es ist wohl sonderbar, daß mit dem reinsten Egoismus sich endlich die Seele sagt — Du kannst nichts mehr verlieren — aber leider Du wirst doch noch leiden! —

Ich habe vorigen Herbst Ihren Roman gelesen — und mit vielem Vergnügen. — Ich wiederhole ihn bald. — Antworten Sie mir bald, vielleicht kann ich eine bedeutendere Frage an Sie thun.

Da ich vielleicht verrißt sein könnte, so *adressiren* oder *couvertiren* [Sie] vielmehr Ihren Brief an Made. Remy bey Fr. v. Kalb in Mainz, bey Hrn. Cladius auf der großen Bleich abzugeben. So wird mir dieser Brief am Sichersten aufbewahrt. —

Mit Gedanken und Gefinnung und dem Wunsch, von Ihrem Seyn und Wirkfamkeit zu vernehmen —
Ch. v. Kalb geb. M. v. Oftheim

80. VON ELSÄSSER

Stuttgart, 26. Juni 1801.

Lieber, verzeih, daß Dein Agis so spät ankömmt. Ich hatte ihn rein vergessen, und bin dieser Tage zufällig daran erinnert worden.

81. VON SCHMID

Friedberg bei Frankf. a. M.,
den 6. Jul. 1801.

Es lebt hier ein Advokat Bartz, welcher in Jena Bekanntschaften hat. Dieser brachte mich auf den Ge-

danken, Dir eine Recension zuzumuthen, damit doch nicht die Blinden von der Farbe possierliche Dinge in der Zeitung erzählen möchten. Der Hr. Redakteur hat sich nun folgendergestalt gegen jenen vernehmen lassen: „Die Recension könne nicht wohl aufgenommen werden, weil alle Mitarbeiten bestimmt wären. Sei sie aber von einem Namen (und Dein Name war doch genannt worden), der in dem Fache sich schon hervorgethan hätte, so würden sie es sich zur Ehre anrechnen, wenn er Mitarbeiter zu werden wünschte. Diese Maßregeln müßten sie nehmen, weil man sie sonst aus allen Gegenden mit Recensionen überhäufte.“ Wollen die Guten bekomplementirt sein, oder ist es bornierte Politik? Willst Du die Rezension nun an Huber schicken; oder mit ihm über die Sache sprechen? Ich weiß nicht, woher es mir bekannt ist, daß Du mit ihm in Verhältnissen stündest. Und er ist ja, wie ich höre, bei diesem Fache angestellt. . . . Gebe mir doch Notiz davon, wenn Du etwas in dieser Angelegenheit thust.

Du sagst treffende Worte über das Thun der Heroen und Künstler, und über die glückliche mißverhältnißmäßige Vertheilung der Kräfte.

82. VON SCHMID

Friedberg bei Frankfurt a/M.,
den 31. Jul. 1801.

Haft Du meinen letzten Brief erhalten mit der Recension? Was hast Du beschlossen?

Du gibst, glaube ich, gewöhnlich etwas in mehrere Almanache. Wird dafür ein Honorar bezahlt? . . .

Willst Du mich nicht mit einigen jener Herausgeber in Verbindung setzen? Ich möchte Mehreres einrücken lassen! Oder gib Du doch lieber selbst ein Taschenbuch heraus.

83. VON HUBER

Stuttgart, 6. August 1801.

Er meldet ihm, daß Gotta den Verlag seiner Gedichte auf Ostern 1802 gern übernehmen und ihm dafür nach dem Abdruck 1 alten Louisdor p. Bogen, und nach geschehenem Absatz von 500 Exemplaren wiederum 1 Louisdor p. Bogen [geben] wolle. — Gotta wünschte, daß er Hubern irgendein Lieblingsgedicht in den Damenkalender gebe. Dies würde zu vorläufiger Empfehlung der Sache dienen. Sie müßten aber um baldigste Übersendung bitten, weil der Damenkalender in diesen Tagen fertig sein werde.

84. VON LANDAUER

Stuttgard, 22^{ten} 8^{ten} 1801.

Ich melde Dir nur mit wenigem, mein Lieber, daß gestern Prof. *Ströhlin* bey mir war, der Dich hieher bitten läßt, weil er Dich nothwendig sprechen muß. Er hat Briefe von *Bordeaux* erhalten, deren Inhalt Dich vollkommen zufrieden stellen wird, da Du vor der Hand vom Predigen *dispensirt* bist, 25 *Ld'ors* ReißGeld erhältst nebst der Versicherung, daß Dein jährlicher Gehalt auf 50 *Ld'ors* sich belaufen werde. Komme doch also ja morgen hieher, *Ströhlin* wünscht sehr, daß Du nicht säumest, und richte es ja so ein, lieber Hölderlin, daß Du einige Zeit hier bleibst. *Ströhlin* sagte mir vor einigen Tagen noch, daß Du ihm eine

Predigt versprochen, aber noch nicht gefandt hättest,
worüber er sich wundere.

Dein Schirm ist durchaus nirgends zu finden. Dich
erwartet mit offenen Armen

Dein

C. Landauer.

85. VON SINCLAIR

Homburg vor der Höhe,
den 30ten Jun. 1802.

Lieber Hölderlin!

So schrecklich mir die Nachricht ist, die ich Dir zu geben habe, so kann ich doch nicht das dem Zufall überlassen, wogegen die Hülfe der Freundschaft zu gering ist. Auch bin ich mehr dazu gemacht, seit mich ein ähnliches Schicksal betroffen hat, das ich nicht erwartete, und das mich im tiefsten Herzen kränkt. Der edle Gegenstand Deiner Liebe ist nicht mehr, aber er war doch Dein, und wenn es schrecklicher ist, ihn zu verlieren, so ist es kränkender, nicht der Liebe würdig geachtet zu werden. Jenes ist Dein, dies ist mein Schicksal. Trost weiß ich Dir keinen zu geben, besser als Du selbst hast. Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte, Du wirst gewiß itzt mehr denn glauben, da das Leben Deiner Liebe sich vom Vergänglichen geschieden hat. Und was ist größer und edler, als ein Herz, das seine Welt überlebt, und das schon frühe das Schicksal zu dem ernstesten Gefühl stimmt, in dem allein uns Leben, Frieden und Ewigkeit beschieden ist. Ich rede Dir Mut zu mit unerschrockenem Herzen. Wie ich ohne alle Furcht bin, darf ich zur Liebe die Wahrheit reden.

Am 22ten dieses Monats ist die G. gestorben an den Röheln, am 10ten Tage ihrer Krankheit. Ihre Kinder hatten sie mit ihr und überstanden sie glücklich. Sie hatte den verflossenen Winter einen gefährlichen Husten gehabt, der ihre Lunge schwächte. Sie ist sich bis zuletzt gleich geblieben. Ihr Tod war wie ihr Leben.

Es hat mich tief gerührt, und ich weine, indem ich dies schreibe. Seit Deiner Trennung hatte ich sie auch nicht mehr gesehen, und ich hielt es für unwürdig, mich nach einem Wesen zu erkundigen, das das wandellose Leben der Gottheit lebte. Die Nachricht war um so unerwarteter, aber ich habe sie auch in einem desto reineren Herzen empfangen, und ich rede zu Dir, ihrer nicht unwürdig.

Seit Du mich verlassen hast, hat mich mancherlei Schicksal betroffen. Ich bin ruhiger und kälter geworden, und ich kann Dir versprechen, daß Du an der Brust Deines Freundes ausruhen kannst. Du kennst alle meine Fehler, ich hoffe, keiner soll mehr eine Mißheligkeit zwischen uns hervorbringen. Ich lade Dich also ein, zu mir zu kommen, und bei mir zu bleiben. Die möglichen Fälle, die meine Lage verändern würden, wollen wir gemeinschaftlich überlegen und beschließen, und wenn das Schicksal gebieten sollte, so werden wir als ein treues Paar seine Bahn gehen. Itzt kann ich 200 fl. jährlich füglich entbehren, die kann ich Dir geben, und freie Wohnung und was dazu gehört. Nimm dies nicht als meine bloße Bitte, sondern auch als meinen Rath an, so sehr ich Dir, da ich Deine Lage nicht kenne, raten kann, weil es der Fall sein könnte, daß Du dort den

Frieden fändest, der Dir nöthig ist. Melde mir Deine Entschließung. Auch will ich zu Dir nach *Bordeaux* reisen, wenn Du willst, und Dich abholen.

Freund Ebel läßt Dich grüßen, er ist seit dem *Januar* in *Frankfurt*. Er war bei der G. in ihrer Krankheit, und ihr Trost in ihren letzten Stunden.

Dein

Sinclair.

86. VON SINCLAIR

Homburg v. H., den 20. Jul. 1802.

Meinen Brief an Dich hatte ich an Landauer eingeschlossen. Dieser schrieb mir indeß, daß Du von Bourdeaux zurück in Nürtingen wärest. Seitdem wartete ich auf Briefe von Dir und es beunruhigt mich, keinen zu empfangen. Du bist mir itzt näher und ich hoffe itzt mehr Dich zu sehen und zu besitzen. Wenn Du willst, so hole ich Dich ab. Umstände verhindern mich itzt zu Dir zu kommen.

Dein

Sinclair.

87. VON SINCLAIR

Homburg v. d. H., den 7. Nov. 1802.

Preisend ein Gedicht von Pindarischem Schwung, das ihm H. geschickt. Hebt die goldnen Pfeile der Liebe hervor. Hat eine Reise durch Schwaben nach Regensburg, aber so schleunig gemacht, daß er H. nicht besuchen konnte. Unsere Sache ist noch nicht entschieden, und wir konnten nicht länger in Regensburg bleiben, ohne daß wir gerade mehr Hoffnung gehabt hätten, als zuvor. Der Winter, der

uns trennt, soll schnell vergehen. Doch würdest Du mich freuen, wenn Du mich die Zeit nicht ohne etwas von Dir liebest, und Du mir einige Deiner Gedichte schicktest. Horn, der in Regensburg ist, werde H. nächstens schreiben.

88. VON BÖHLENDORFF BZW. SINCLAIR

Berlin, Dez. 1802.

Dankt für H.s Brief und begrüßt den Heimgekehrten ins Vaterland. — Erbittet sich Beiträge für sein nächstes Taschenbuch. Er will das nächste Mal seine Wahl noch sorgfältiger beschränken.

Sinclair schickte ihm diesen Brief und schrieb dazu: Frau von Kalb läßt Dir sagen, daß sie sehr gute Nachrichten in Betreff ihrer Vermögensangelegenheiten erhalten habe, worüber Du Dich auch freuen wirst. — Fr. v. Kalb rate ihm, seinen Sophocles Götschen in Leipzig oder Frommann in Jena zum Verlag anzubieten. Sie wolle auch deshalb an den Prof. Mehmel in Erlangen schreiben, daß er ihm dort einen Verleger verschaffe.

89. VON SINCLAIR

Homburg, 6. Febr. 1803.

H.s Brief habe ihm viel Freude gemacht. Er habe dem Landgrafen sein Gedicht gebracht, er habe es mit vielem Dank und Freude aufgenommen und freue sich darauf, ihn hier zu sehen. Sobald die rauhe Witterung vorüber ist, rechne ich mit dem Frühling, auf Deine Ankunft.

Gestern hat mir *Böhlendorff* geschrieben, daß er mit dem Buchhändler *Fröhlich* in *Berlin* Deiner Über-

fetzung des *Sophocles* wegen gesprochen, und daß dieser nicht abgeneigt geschiene, wenn er es gesehen, sich auf einen Verlagscontract einzulassen. Du möchtest dem *Boehendorff* daher den *Sophocles* hinschicken, wenigstens den ersten Band: auch was Du sonst fertig hättest, wollte er suchen, einem Verleger zu geben. Es müsse aber bald geschehen, weil er in Kurzem von *Berlin* ab[zu]gehen gedenkt nach Kurland oder nach Göttingen. Seine Adresse ist: An Hrn. Sekretair *Boehendorff* zu *Berlin* in der *Ungerschen* Buchhandlung abzugeben.

Schreibt dann preisend über ein Gedicht, das ihm *H.* geschickt. Die Stelle vom Nachtmahl und den Jüngern hat mich gerührt; das Ende aber hat mich an unsere Verschiedenheit der Meinung erinnert.

Die Frau *v. Kalb* läßt sich Dir bestens empfehlen. Um ihrentwillen auch wird es mir sehr lieb sein, wenn Du kommst: ihr lebhafter Geist erfordert mehr als einen Gegner, und bei ihrer Bildung wird nichts verschwendet, wie in ihrem Umgang nichts verfäumt wird.

Ich schrieb Dir noch nicht, daß beim Durchreisen durch *Heidenheim* ich zufällig *Enslin* antraf und überraschte. Ich war ganz wieder nach *Jena* versetzt, und es war mir lieb, ihn nicht ohne Gehalt und mit demselben Sinne zu finden. Auch Deiner dachte er recht herzlich.

90. VON LANDAUER

Stuttgard, 8^{ten} Febr. 1803.

Vor ein paar Tagen erhielt ich innliegenden Brief für Dich, lieber Hölderlin.

Was machst Du? Wahrscheinlich arbeitest Du den ganzen Tag und die halbe Nacht, daß Du so gar keine Kunde von Dir giebst, mich so gar nicht mehr besuchst. Ich gestehe Dir, Freund, es thut mir oft schmerzlich wehe, wenn ich daran denke, daß Deine Freunde Dir nichts mehr zu seyn scheinen, weil Du es nicht für der Mühe werth hältst, Dich um sie zu erkundigen.

Es soll mich herzlich freuen, wenn Du Dich bald entschließen magst, mich — wenigstens auf einige Tage — zu besuchen. *Scheffauer* macht eben jetzt ein schönes Monument in Erde — über Lebens Größe — für den verstorbenen Erb-Prinzen von Baden.

Lebe wohl, Lieber, und denke wenigstens zuweilen
an

Deinen

C. Landauer.

91. VON WILMANS

Fr f., 3. Jun. 1803.

Prof. Voigt, sein Freund, läßt ihn grüßen. — Wilmans hat den Verlag des *Sophocles* schon übernommen, er sucht aber den Druck — der Einleitung — hinauszuschieben.

92. VON WILMANS

Dankt für die zu seinem Almanach gesendeten Gedichte. In kurzem werde [er] ihm die Aushängebogen des *Sophocles* senden. — Vor der Messe werde er schwerlich noch die größern Gedichte in seiner Druckerei unterbringen. Aber gleich nach der Messe werde er den Druck befördern.

93. VON WILMANS

Frankfurt, d. 14. Apr. 1804.

Verehrungswürdiger Herr und Freund!

Morgen mit Tagesanbruch reise ich nach Leipzig zur Messe — und vor einer Stunde ist der 2. Bd. des *Sophokles* fertig geworden und dank dem Himmel schon unterwegs nach *Leipzig*. —

In Eile, die Sie sich denken können, sende ich Ihnen anbei 6 Ex. auf *Velin*Papier und 6 Ex. auf das gewöhnliche Papier als *Honorar*Ex., die Sie Ihren Freunden mittheilen können. Brauchen Sie noch einige zu diesem Behufe, so geschieht es gerne.

Mit dem besten Willen, ist es mir jetzt nicht möglich, das *Honorarium* beizulegen, so wie ich aber von Leipzig zurückkehre, geschieht es ohne Aufschub, darauf können Sie sich verlassen.

Leider sind in dem ersten Theile viele Druckfehler, ich halte es aber für nöthig, sie nicht anzuhängen, wozu theils die Zeit zu spät ist, theils der geringste Theil der Leser darauf achtet. Ihnen werden sie nicht zur Last gelegt, sondern den Buchdruckern. Wünschen Sie sie angezeigt zu haben, so senden Sie mir eine Liste von beiden Bänden, die ich in dem Intelligenzblatt der Jenaer Literatur Zeitung abdrucken lassen will.

Meine große Eile erlaubt mir nur noch Ihnen meine Verehrung zu versichern.

Fr. Wilmans.

94. VON WILMANS

Fr f., 27. Mai 1804.

Die beiden Bände des Sophocles sind erschienen; Wilmans sendet das Honorar (222 fl. 45 x. für 2 Teile oder 13¹/₂ Bogen à 1¹/₂ Carolin).

95. VON DER MUTTER

Allerliebster Sohn!

ob ich schon nicht so glücklich bin auf mein wiederholtes Bitten auch einige Linien von Dir mein Lieber zu erhalten, so kan ich es doch nicht unterlassen, Dich manchemahl von unserer vordauerenden Liebe, und Andencken zu versichern. wie sehr würde es mich freuen und erheitern, wan Du mir nur auch wieder einmahl schreiben woltest, daß Du die 1. Deinige noch liebst, und an uns denckest. Vielleicht habe ich Dir ohne mein Wissen, und Willen Veranlafung gegeben, daß Du empfindlich gegen mich bist, und so bitter entgelten läsest, seye nur so gut, und melde es mir, ich will es zu verbessern suchen. oder wan Dir etwas an Deinem Weifzeug oder Kleidungsstücke abgehen solte, so schreibe es mir oder bitte Deinen Hausherrn, daß Er mir schreibt. es freut mich herzlich, daß Du, wie mir die gnädige Frau von Bröck schreibt, einen so gutdenkenden Hausherrn hast, der Dich so liebeich behandle. Du mein Lieber wirst es auch zu schätzen wissen, und danckbar vor die besondere Gewogenheit und Vorforge die Dein Edler Freund, und Gönner Hr. von Sincklär so viel an Dir thut, wie auch desen Gnädige Frau Mutter und die Perfohnen, die Dich verpflegen.

Befonders aber bitte ich Dich herzlich, daß Du die Pflichten gegen unser I. Gott und Vatter im Himmel nicht verfäumest. wir können auf dieser Erde keine größere Glückseligkeit erlangen, als wan wir bey unfere[m] I. Gott in gnaden stehen. nach diesem wollen wir mit allem ernst streben, daß wir dort einander wieder finden wo keine Trennung mehr sein wird.

ich sende Dir anbey ein Wämesle und 4 Paar strümpf und 1 paar Handschu als einen Beweis meiner Liebe und Andencken. ich bitte Dich aber, daß Du die Wollene Strümpfe auch trägst. zum Preis unfers guthen Gottes kan ich Dir melden, daß wir bis her, auch Dein I. Bruder und schwägerin in Zwiefalten vor Kriegsnoth und unruhen verschont geblieben. und ich dancke es auch dem I. Gott daß es in Homburg so viel ich weiß zu keinen Kriegerischen Auftritten kam. Der I. Gott seye uns und unfere[m] Vatterland gnädig und gebe uns, und allen Menschen wieder den süßen Frieden.

Nebst unfere[m] allerseitigen herzlichen Gruß und Bitte daß Du mich auch wieder mit etwas erfreust und bald schreibst, schliese ich mit der Versicherung daß ich unverändert verharre

Nürtingen Deine
d. 29. Octobr. 1805. getreue M. Gockin.

96. VON DEM BRUDER

Theuerster Bruder!

Ich halte es für meine brüderliche Pflicht, Dir ein Exemplar Deiner im Verlage *Cotta's* kürzlich heraus-

gekommenen vortrefflichen Gedichte zu übersenden. Schon hoffte ich von einem Tage zum andern, Dir solche selbst übergeben zu können, aber leider hielten mich einige dringende Berufs Geschäfte biß jezt ab, und ich bedaure, daß dadurch die Mittheilung etwas verzögert worden ist. Innig soll es mich freuen, wenn es Dir angenehm ist, daß in Deinem Nahmen diese Sammlung durch die Mitwirkung Deiner Verehrer und Freunde mit sorgfamer Auswahl endlich zu Stande gekommen ist.

Ein achtungswerther preußischer Officier Herr v. *Dieft* in *Berlin*, dessen Vater in Frankfurt lebte, und wahrscheinlich ein Freund von Dir war, gab die erste Veranlassung dazu, auch glaubte ich es Dir, mein lieber Bruder, schuldig zu seyn, die Dichter *Kerner*, *Schwab* und *Uhland* um ihre Unterstützung bei der Herausgabe zu bitten, die sich wirklich des schönen Werks mit Liebe annahmen.

So sind nun die feinsten Deiner trefflichen Dichtungen der Welt erhalten, und Dein Angedenken wird in diesen von jedem tief fühlenden gebildeten Menschen stets verehrt werden.

Was ich dazu beitragen konnte, ist wenig, und kaum des Dankes werth, den ich Dir für die brüderliche Liebe, die Du mir in früheren Tagen erzeigest, schuldig bin.

Das Honorar, das *Cotta* für die Gedichte und die 2. Auflage Deines *Hyperions* bezalte, ist als Dein Eigenthum der l. Mutter in *Nürtingen* zugestellt worden, welche solches ganz nach *Deiner* Disposition verwenden wird. Schon einigemal habe ich Dich, lieber

Bruder, bei Deinem lieben Hausherrn, Herrn Zimmer besucht, Du wirst Dich aber vielleicht dessen nicht mehr genau erinnern.

Ich hoffe Dich diesen Sommer, sollten mir meine Dienstverhältnisse es erlauben, noch zu besuchen. Vielleicht ist es möglich, daß auch meine 1. Gattin, und meine beiden Kinder *Carl* und *Ida*, die schon lange ihren 1. *Oncle* zu sehen wünschen, mich begleiten können.

Indeß bitte ich Dich die Versicherung meiner unvergänglichen Liebe und Achtung zu genehmigen, mit der ich stets bin

Dein

treuer Bruder

Carl.

Stuttgart, d. 28. *Julii* 1826.



Inhalt

Jugend-Arbeiten

<i>Prooemium habendum d. 27. Dec. 1785, die Joannis, in caput primum Epistolae ad Ebraeos</i>	9
Parallele zwischen Salomons Sprüchwörtern und Hesiods Werken und Tagen	12
Geschichte der schönen Künste unter den Griechen	28
[Entwurf zu einer Predigt über Ev. Joh. 1, 1—18]	51

Prosa-Übersetzungen

Homers Iliade

Erster Gesang	57
Die zweite Rhapsodie	80

Leander an Hero. Aus dem Ovid	99
---	----

Fragmentarische Gedichte

Bruchstücke

1. Der Unzufriedne	107
2. . . . Adramelechs Grimm erwachte, des Höllen- bewohners	108
3. An Neuffer	109
4. Die Völker schlummerten, da sahe	110
5. Dem Allgenannten	111
6. Diotima	112
7. . . . Hört' ich die Warnenden izt, sie lächelten meiner und dächten	113
8. Frühlingsanfang	114
9. . . . Und wenig Wissen, aber der Freude viel	115
10. Deutscher Gesang	116
11. Wenn über den Weinberg es flammt	118
12. Die Titanen	119
13. Sonst nemlich, Vater Zevs	122
14. Heimath	124

15. Einft hab ich die Mufe gefragt, und fie	125
16. Gefäße machet ein Künftler	126
17. Wenn aber die Himmlifchen haben	127
18. Wie Vögel langfam ziehn	131
19. Viel hab' ich dein	132
20. Wie Meeresküften, wenn zu baun	139
21. Wenn nemlich der Rebe Saft	140
22. Das nächfte Beste	141
23. Auf falbem Laube ruhet	142
24. Der Adler	143
25. [Das] Reh	144
26. Mnemofyne	145
27. . . . Auf fchönen Infeln. Gelehrt find die	147
28. Was ift der Menschen Leben ein Bild der Gottheit	148
29. Was ift Gott? unbekannt, dennoch	149

Entwürfe

1. Sibylle	150
2. Der Baum	151
3. Gestalt und Geift	152
4. Ode an Buonaparte	153
5. Über die Sprache	154
6. An [Diotima]	155
7. Die Verjüngung	156
8. Bin ich nicht ferne von dir	157
9. O Mutter Erde! du allverföhnende, allesduldende .	158
10. Bundestreue. An Sinklair	160
11. Die Rose	161
12. Aber in Hütten wohnet der Mensch	162
13. Die neuften Richter	163
14. An meine Schwefter	164
15. Neue Welt	165
16. . . . friedlich der Nekar	166
17. Ihr fichergebaueten Alpen!	167
18. Dem Fürften	169
19. Süß ifts	170

20. Kolomb	173
21. Luther	177
22. Tinian	178
23. Es hat aber	180
24. Bauen möcht	181

Verfuche

1. Viel thuet die gute Stunde	182
2. Vom Abgrund nemlich haben	185
3. Germania	186
4. Heidnifches	188
5. Leben	189
6. Narcyffen Ranunklen und	190
7. Der Vatikan	191
8. Griechenland	193
9. Griechenland	195

Überschriften	197
-------------------------	-----

Gedichte der Spätzeit

[Auf den Tod eines Kindes]	203
Der Ruhm	204
[Auf die Geburt eines Kindes]	205
[Lebensüberdruß]	206
[Diotima aus dem Jenfeits]	207
[An Zimmern]	210
Der Fröhling	211
Der Kirchhof	212
Der Spaziergang	213
Das fröhliche Leben	214
[Eine Landschaft]	216
An Zimmern	218
[Erinnerung]	219
[Der Sonntag]	220
Die Zufriedenheit	221
Der Mensch	223
Der Herbst	224

Der Frühling	225
Höheres Leben	226
Höhere Menschheit	227
Des Geistes Werden	228
Der Winter	229
Der Sommer	230
Der Frühling	231
Frühling	232
Der Frühling	233
Der Winter	234
Der Sommer	235
Der Frühling	236
Der Sommer	237
Der Winter	238
Der Winter	239
Griechenland	240
Der Zeitgeist	241
Freundschaft	242
Ausficht	243
Die Ausficht	244
Briefe der Spätzeit	245
Widmungen	
Stammbuchblätter	
An Chr. Fr. Hiller	283
An Friedrich Öffinger	283
An Christian Friedrich Speidel	283
An den Bruder	283
An Leo von Seckendorf	284
An Wilhelm Waiblinger	284
Bucheinträge	
An die Mutter	285
An Diotima	285
An Diotima	285
An Christoph Schwab	286

Zweifelhaftes

Zur Poesie

Hymne auf Christoph, Herzog zu Württemberg	289
Das Feenland	291
Der Aristokrat	292
Elegie	293
Epistel	295
[Auf einen Baum]	297

Zur Prosa

[Entwurf zu einer Predigt über Römer 12, 1–6]	299
Über die Humanität Homers in seiner Iliade	302
Von der Humanität Homers in Ansehung des Krieges und der Kriegführenden seiner Iliade	314
Communismus der Geister	324
[Disposition zu einem Aufsatz]	328
[Aus Waiblingers Phaëton]	329

Nachträge

Zu den Gedichten

Klagen. An Stella	335
Guſtav Adolf	337

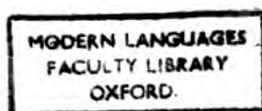
Zum Hyperion

Paralipomenon zu Bd. II, S. 9	339
Paralipomenon zu Bd. II, S. 146	342
Paralipomenon zu Bd. II, S. 147–154	342
Paralipomenon zu Bd. II, S. 159	351
Paralipomenon zu Bd. II, S. 168	352
Paralipomenon zu Bd. II, S. 168 f.	354
Entwürfe zur Fortſetzung	355

Zu den Aufsatz-Entwürfen

Zu Jakobis Briefen über die Lehre des Spinoza	358
[Reflexion gelegentlich des Empedokles]	362
[Ankündigung der Zeitschrift „Iduna“]	363

[Besprechung von Siegfried Schmid's Luftspiel „Die Heroine“]	363
[Versuch über das Tragische]	365
Von der Fabel der Alten	365
Zum Empedokles	
Paralipomenon zu Bd. III, S. 101–109	367
Zu den Übersetzungen	
Alexanders Rede an seine Soldaten bei Iffus	372
Reliquie von Alzäus	374
[Hymnen des Pindar]	375
[Pindari Fragmenta]	379
Zu den Briefen	385
Anhang: Briefe an den Dichter	403
Beilagen	
Altersbildnis Hölderlins (Bleistiftzeichnung von G. Schreiner). Goethe-Museum in Frankfurt a. M.	
Handschrift-Faksimile (sechs Entwürfe aus dem Foliobuch). Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart.	



363
365
365

57

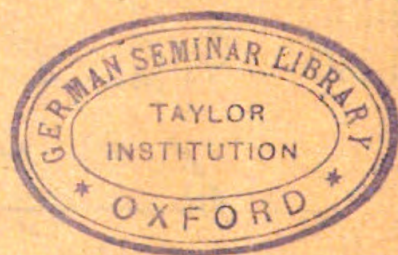
2

1

1

1

Ab



DRUCK DER SPAMERSCHEN
BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

